Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

---

202 bis 204. Band.

Enthält:

Genrebilder aus dem Alltagsleben.

Erstes bis drittes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

g. a. 3180

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Genrebilder

aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam.

[Wetterbergh, Carl Anton]

Aus dem Schwedischen

von

C. F.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

An den Leser.

Alles hat in unsern Zeiten seinen „tiefen, historischen Grund," oder wenigstens „eine tiefe, innere Bedeutung," welche „mächtig in den Charakter der Zeit eingreift." Onkel Adams Genrebilder, welche hiemit, dem, wie ich hoffe, „günstigen" Leser in die Hand gegeben werden, haben leider keine Tiefe, und ich möchte demjenigen in das Gesicht sehen, der mir ihre innere Bedeutung sagen kann. Sie sind nichts anderes, als Skizzen aus dem Alltagsleben. Ob aber dieses eine Bedeutung hat, das ist ein anderes Ding.

Zwar hätte ich gleich einer Menge anderer Schriftsteller meine Alltagsgedanken in eine schöne Sprache kleiden und mit philosophischen Termen ausspicken sollen, und daß ich dies nicht gethan habe, ist ein Fehler, nämlich gegen mich selbst.

Ich habe irgendwo von einem Feldherrn gelesen, welcher, da er in einer Festung eingeschlossen

war, die der Feind auszuhungern sich vorgenommen hatte, Nahrungsmittel über die Mauer werfen, und einiges Vieh auf die grünen Wälle treiben ließ, um dem Feinde einzubilden, daß man der Gaben Gottes genug hätte, obgleich man eigentlich von Rinde und alten Schuhsohlen lebte. Nun ist jedem Verfasser der „geneigte Leser" ein belagernder Feind, welcher von der einen Seite zu der andern seinen Vorrath von Talent und Tauglichkeit untersucht. Es ist also eine Kriegslist, wenn man eine schwerverdauliche Sprache auswirft und seine Worte „von dem Fette der Beredsamkeit" triefen läßt; ja! wenn man Vermögen und Gelegenheit hat, mit wirklichen „Böcken" gegen die gesunde Vernunft zu paradiren, so kann man so ziemlich sicher sein, daß der Leser die Belagerung aufhebt, das heißt: das Buch in der Ueberzeugung zusammenschlägt, daß der Vorrath des Verfassers unerschöpflich ist, nicht nur an gelehrter, „trockener Speise," sondern auch, daß er in und mit seinen „Böcken" einen lebendigen Schatz besitzt, von dem er im Stande ist, so zu sagen, seinen „Viehzehnten" zu entrichten.

Obgleich ich es vielleicht am allermeisten nöthig gehabt hätte, mich dieser kleinen List zu bedienen,

so habe ich dennoch, den einen und den andern armen Bock ausgenommen, dieselbe unterlassen, und ich muß also mein kleines Sündenbekenntniß ablegen.

Wenn daher die Herrschaften sich bemühen, den Anfang sämmtlicher Eintrittsreden durchzulesen, welche bis dato in der Schwedischen Academie gehalten worden sind, so werden Sie finden, daß die ersten Mitglieder sich für unwürdig erklärt haben, in diese gelehrte Gesellschaft zu treten, und daß nachher der Eine nach dem Andern sich für geringer erklärt hat, als sein Vorfahr; wenn ich also hiemit alle diese Abbitten-Formulare der Beredsamkeit übernehme und feierlich erkläre, daß ich mich für den Geringsten unter den Geringeren unsrer neueren Verfasser erkläre, so dünkt mich, der Leser kann, unter uns gesagt, zufrieden sein.

Sollte, gegen meine Vermuthung, dieser mein demüthiger Sinn zu nichts dienen, sondern der Leser mich dessen ungeachtet strenge behandeln wollen, so will ich nur noch an Eins erinnern, nämlich, daß nichts Böses darin liegt, zu schreiben was nicht taugt, sondern nur es zu drucken und die Leute zu verführen, ihr kostbares Geld und eine noch

kostbarere Zeit an ein werthloses Buch zu verschwenden. Ich glaube daher nichts Unrechtes zu thun, wenn ich auf diese Weise alle Verantwortlichkeit von mir abwerfe und darum nachsuche, daß der Leser sich in solchem Falle mit seinen Skruppeln an den Verleger wenden wolle, welcher dann wahrscheinlich nicht unterlassen wird, mich zu seiner Zeit zu benachrichtigen, daß diese Speculation fehl schlug.

Der Verfasser.

An den deutschen Leser.

Die nachfolgenden Genrebilder erschienen ursprünglich in dem Feuilleton des Abendblattes (Aftonbladet), der gelesensten Zeitung Schwedens, wurden aber nachher, weil sie durch die Frische ihrer Farben und durch ihre klare Darstellungsweise allgemeine Aufmerksamkeit erregten, besonders abgedruckt. Die Gouvernante erschien 1843 in Norköping bei Duriez, die dreizehn nachfolgenden erschienen auf diese Weise schon 1842 in Stockholm bei L. Hjerta, dem Verleger des Abendblattes, zwei Herren und ein Narr dagegen ist erst neuerdings im Abendblatte erschienen und noch nicht besonders herausgegeben.

Wenn der Verfasser auch den pseudonymen Namen „Onkel Adam" gewählt hat, so ist sein wirklicher Name Wetterbergh doch hier in Schweden kein Geheimniß mehr, und der Uebersetzer glaubt nicht, daß der Verfasser sich durch diese Veröffentlichung beleidigt fühlen wird, besonders da er sich seiner Gemälde nicht zu schämen braucht.

Stockholm, den 1. April 1844.

Der Uebersetzer.

I.

Die Gouvernante.

1.

Ein Pfarrhof auf dem Lande.

Der Hof des Pfarrhelfers auf Witomta war, gleich den meisten Amtshöfen, ein kleiner Kreis zusammengestapelter Gebäude, die an dem Abhange eines grünen Hügels lagen und von dem vorüberfließenden Bache begränzt wurden. Die Wohnhäuser, denn es gab dort eigentlich zwei, waren zu verschiedenen Zeiten gebauet und weiter ausgebauet, je nachdem der Inhaber des Amtshofes größeren oder geringeren Raum nöthig gehabt hatte. Indessen bestanden doch, aller Erweiterungen ungeachtet, die sämmtlichen Gebäude nur aus diesen beiden, roth angestrichenen einstöckigen Häusern, die

beinahe, aber doch nicht völlig, in einem rechten Winkel gegeneinander lagen. Es giebt nirgends in der Welt einen Ort, wo der Zufall so sichtbarlich bei der Anordnung seine Hand mit im Spiele hat, wie bei den Gebäuden eines solchen kleinen Pfarrhofes; wenn sich dort irgendwo in der Nachbarschaft ein einziger erdfester Stein vorfindet, der als Eckstein eines neuen Gebäudes passen kann; so wird das Haus sogleich an diesen Ort gesetzt, sollte es auch gegen die übrigen Gebäude noch so schief und winkelig zu liegen kommen. Alles nämlich ist für die „Nothdurft“ gemacht, und weder zur Zierde noch zu einem so besonders hohen Grade von Bequemlichkeit. So war es auch hier, und in dem größeren Gebäude, welches zufällig beinahe in parallele Linie mit dem Bache zu liegen gekommen war, befand sich ein Saal mit hellgrauen, marmorirten Wänden, einem Kamine und zwei hellblau angestrichenen Klapptischen, ferner ein Gastzimmer mit einem Gardinenbette, einer Waschanstalt in der Ecke und einem Tische am Fenster, über den ein schneeweißes Tuch gebreitet, und darauf ein sogenannter „Nachttuchsspiegel“ gestellt war. Dieses Zimmer wurde nie häufig besucht, als wenn es gescheuert wurde; dann aber putzte die Pastorin immer selbst den Spiegel und hängte neue Gardinen auf. Auf der einen Seite des kleinen Hausflures lag die Küche, und auf der andern das tägliche Wohnzimmer, in welchem das Spinnrad der Pastorin gewöhnlich schnurrte, und welches übrigens ein großer Schrank zierte, in dem man die Leinwand des Hauses aufbewahrte, und ferner ein kleinerer mit Glasthüren versehener Schrank, in welchem das Silber des Hauses in seiner glänzenden Ordnung schimmerte.

Das zweite Gebäude dagegen, welches den Flügel vorstellte, enthielt zwei Zimmer, die man wahrscheinlich nicht so nahe neben einander suchen würde, nämlich die Webekammer der Pastorin und das Studierzimmer des

Pastors. In dem einen standen zwei Webestühle, von denen der eine als eine Art von Ekenmark'schem sich durch seine sogenannte Rüstung auszeichnete, die mit ihrem Gerassel die Schläge des Baumes und die schnell auf einander folgenden Knalle des Stückwerkes begleiteten. Diese Webestühle waren von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in Bewegung und brachten eine Menge von Leinwand und Drillichgeweben hervor, die nachher gleich weißen Ringelnattern auf dem Hügel am Bache lagen und sich dort sonnten. Das Studierzimmer des Herrn Pastors lag Wand an Wand mit dem berüsteten und mit den plebejischen Webestuhle, und Pastor Ackerlind war so gewöhnt an das vereinigte Gerassel derselben, daß er es an den Sonntagen in der Lesekammer nicht aushalten konnte, weil er die dortige Luft nicht in ihrer gewöhnlichen Vibration fand.

Wenn das Leben einer Familie wie ein Uhrwerk gehen kann, so geschah dies gewiß in der des Pastors Akerlind. Nichts, weder die Leidenschaften, noch das Geräusch der Welt, störte dort die gewöhnliche Ordnung, und die einzige Abwechselung, die vorhanden war, gab der Sonntag, der zu allem Glücke nur einmal in der Woche eintrifft, und der also die Einförmigkeit und Einsamkeit in dem kleinen Pfarrhofe etwas störte. Da versammelten sich nämlich die Leute vor der nahe belegenen Kirche, der Pastor zog seinen besten Rock an und band ein Paar neu gestärkte Läppchen vor, und die Pastorin und Lottchen kleideten sich an, um in die Kirche zu gehen, wo sie beide in ihrem eigenen kleinen Winkel am Altare mit Aufmerksamkeit und Andacht „Vaters" Auslegungen und Predigten mit anhörten.

Dann und wann kamen aus der Stiftszeitung, die in jedem Monate regelmäßig einmal mit der Küsterpost anlangte, auch wohl andere Zeitungen bundweise von dem Propste, aber meistentheils defekt und in langen

Zwischenräumen. Pastor Ackerlind war gleichwohl nicht neugierig, sondern er las die Begebenheiten des Tages und die politischen Kämpfe, die jetzt in den Landen geführt werden, mit vollkommen eben so großer Ruhe, als wenn er den Curtius oder den Sallustius gelesen hätte; er saß auf seinem kleinen Pfarrhofe, als säße er außer dem Staate, und bemerkte keine anderen Stürme, als die, welche das Kreuz des Glockenstuhles beugten; mit einem Worte: der Pastor ging nicht mit seiner Zeit und befand sich wohl dabei.

Pastor Akerlind war ein Geistlicher von altem Schrot und Korn, einer von diesen lieben Doppelgängern aus einer andern Zeit, da Staat und Kirche zwei Geschwister waren, die sich über das Erbe noch nicht entzweit hatten. Er war ein alter Mann mit einer frommen und ruhigen Seele, ohne alle Excentricität und ohne alle Begierde nach Glanz; er liebte seine Kirche und seinen Acker und versah seinen Dienst nach alter Gewohnheit und mit Verstand. Seine Gattin, die einzige Tochter des vorigen Pfarrhelfers, war eine gute Hausmutter, etwas lebhafter und nicht so ruhig, wie der Pastor selbst; sie hatte also mehr Bekümmerniß als er für das Auskommen und Gott weiß für was alles, und sie war ein wirkliches Perpetuum Mobile. Früh Morgens war sie von Allen zuerst auf, und des Abends hatte „Vater" schon seine erste Abendpfeife im Bette ausgeraucht, ehe „Mutter" Zeit hatte, sich zur Ruhe zu begeben. „Mutter hat so vieles Eisen im Feuer," sagte Vater, und darin hatte er Recht. Inzwischen, trotz aller dieser Geschäftigkeit, war die Pastorin, obgleich gegen fünfzig Jahre alt, noch nicht ganz ohne einen kleinen Rest von jugendlicher Anmuth; die Wange hatte noch etwas übrig von ihren Rosen, und wenn sie vergnügt war, was ungeachtet ihrer Mühen und Wehen oft genug eintraf, so glänzte das Auge von einer Schalkhaftigkeit, die den Vater an die Zeit erinnerte, da er als Adjunkt beim Propste

ihre Eltern besuchte und ein artiger Junggeselle war. Sie hatten zwei Kinder, die einzigen, welche ihnen übrig geblieben waren, denn drei lagen auf dem Kirchhofe unter einem kleinen Fliederbusche, den die Pastorin in jedem Frühlinge beschnitt. Dies war nämlich ein Sohn, Georg, oder wie er daheim genannt wurde, Göran, und Lotta.

Georg war zu der Zeit, da unsre Erzählung beginnt, bei der Academie, ging aber nicht die geistliche Bahn, sondern conditionirte, um die juridische gehen zu können, was weder Vater noch Mutter recht gefallen wollte. Lotta dagegen, ihr jüngstes Kind, war vierzehn Jahre alt, ein schlanker und hübscher Wildfang. Sie war, wie die Pastorin sagte, recht in den „Flegeljahren“, und hatte alle Fehler und alle Verdienste, die den vierzehn Jahren ankleben — eine Zeit, da das Mädchen weder Kind noch Dame ist, sondern so mitten zwischen beiden steht, eine Art von Junge in langem Rocke; sie war mit einem Worte eine muntere Seele, welche in „Schick“ und Ordnung zu erhalten, die ganze Strenge und Aufmerksamkeit einer Mutter erforderte. Man hörte daher oft genug die verbietende Stimme der Pastorin, daß „Lotta nicht auf den Kirschbaum klettern sollte,“ ferner „daß es sich nicht für ein Mädchen paßte, sich auf den Zaun zu stellen und die Jungen der Bachstelzen mit Fliegen zu füttern oder auf den Steinen im Bache umher zu springen“ — alles Uebungen, die Lotta sehr lustig fand.

Einer der merkwürdigsten Tage des Hauses war derjenige, an welchem der Pastor seinen Zehnten erhielt. Da wurde ein großer Kaffeekessel vom Probsthofe geliehen und im Vorrath gekocht, auch brachte die Pastorin alles Uebrige in Ordnung, was nöthig sein konnte. Lottchen war beim Backen und Brauen behülflich und erhielt so manchen Ausputzer, wenn es ihr beikam, aus dem Weizenteige Ferkel und andere Figuren statt der Brezeln zu machen. Inzwischen ging alles gut bis zu dem großen Tage, der da angekündigt war.

Jetzt versammelte sich vor dem Hofe eine Menge von Fuhrwerken, und die Bauern besuchten den Pastor, welcher in seinen dicksten Rock gekleidet und mit einer Kappe auf dem Kopfe mit einem Tische vor sich auf der Schaudiele saß, um die „Gerechtigkeiten“ anzuzeichnen. Die Bauerfrauen dagegen gingen hinein zu der Frau Pastorin, die sich in der Küche aufhielt und den Butterzehnten und die Leinwand entgegen nahm, worauf sie in den Saal verwiesen wurden, in welchem Lotta die Tractirung unter ihren Händen hatte. Dies geschah unter Munterkeit und Scherz, denn Lotta war eine recht angenehme Wirthin und sehr beliebt bei den Bauerfrauen, die sich längs den Wänden hinsetzten, und von denen eine nach der andern vortrat und sich ein Butterbrod oder eine Tasse Kaffee nahm.

Bei dieser Gelegenheit war Lottchen bei der Hand gewesen und hatte eine kleine Schelmerei begangen, über die sie eine innige Freude empfand. Man sah nämlich an dem einen Ende des einen Klapptisches einen überhäuften Teller voll der besten und schönsten Butter, die je gemacht worden war, aber an dem andern Tischende stand ein eben so gehäufter und gezierter Teller mit Butter von einer schmutzig-weißen Farbe, welche einen unangenehmen ranzigen Geruch über das Zimmer verbreitete. Lotta biß sich schelmisch in die rosigen Lippen, als eine dicke und große Bauerfrau zur Thür hereintrat. „Willkommen, Nämedemansmutter! *)“ rief ihr das Mädchen entgegen, „seid so gut, Mutter, und nehmt Euch! Hier ist so gute

*) Nämedeman (Nämedemau) ist ein angesessener beeidigter Bauer. Zwölf dergleichen sind in jedem Härade (Distrikt, Kreis), und sie sind Beisitzer bei dem Ting (Ting) (Häradsgerichte). Wenn sie einstimmig das Urtheil des Richters (Lagman, Häradshöfding) verwerfen, so gilt ihre Meinung, sonst jedoch nicht.

Anm. d. Uebers.

und rare Butter," fuhr sie fort, auf die grauweiße deutend; „Ihr wißt gewiß selbst schon, daß sie frisch und reinlich ist, Nämedemansmutter! denn Ihr habt sie selbst gemacht." Die übrigen Bauerfrauen stießen sich in die Seite, denn sie verstanden die feine Stachel, die Mademoiselle Lotta der geizigen Nämedemansmutter in Wällberga bereitet hatte, welche alljährlich für den Pastor in Witomta die elendeste Butter aussuchte, die sie sammeln konnte. Die Satire kann sich in vielen Gestalten zeigen, aber die der Mamsell Lotta war wahrscheinlich die fetteste von allen. Dagegen pries Lotta die übrigen Bauerfrauen aufrichtig und von Herzen, und sie ihrer Seits liebten „die kleine Mamsella," als wenn sie eine von den Ihrigen gewesen wäre.

Ein anderes von den Ereignissen, das die gewöhnliche Einförmigkeit unterbrach, war, wenn Jemand, zum Beispiel die Frau Propstin, denn der Probst war so alt, daß er nie auskam, oder auch der Commissarius, einen Besuch machte. Auch geschah es bisweilen, daß der Baron auf Helleby geritten kam, um bei den Pfarrleuten auf einen Augenblick einzusprechen. Von Allen war der Baron von Stalsköld auf dem kleinen Pfarrhofe der willkommenste Gast. Es fehlte nie, daß er nicht der Pastorin etwas Artiges zu sagen hatte, oder daß er den Pastor mit einigen Neuigkeiten elektrisirte, die in seinem Munde einen doppelten Werth erhielten, und Lottchen schmiegte sich so vertraulich an den guten Baron, daß man deutlich sehen konnte, wie gute Freunde sie waren. Der Baron hatte auch bei Lottchen Gevatter gestanden und hatte ihr als Pathengabe einen großen Silberbecher geschenkt, der auch, wenn er bisweilen nach Witomta kam, mit gutem Bier gefüllt und von der kleinen Pathin, die stets einen Kuß auf der Stirn und einige herzliche Worte zum Lohne erhielt, gereicht wurde. Jede Familie hat ihre Penaten, aber der Baron von Stalsköld war die Schutzmacht der

Akerlind'schen Familie; sie liebten ihn Alle so, daß sie nicht einmal daran dachten, daß er Hofmarschall und Commandeur war; sie liebten ihn so, daß ihr Gefühl zwar Liebe genannt werden konnte, aber nicht Ehrfurcht — denn dieses würde ja sogleich einen Abstand zwischen den Seelen verrathen, und ein solcher war hier nicht vorhanden.

Pastor Akerlind war zwar seinem Aeußern nach, eine Art von Bauernkaplan in der trivialen Bedeutung des Wortes, aber er besaß doch eine Menge von Kenntnissen, die er dem Webestuhle zum Trotz recht fleißig unterhielt. Er hatte auch sein Lottchen im Französischen und Deutschen unterrichtet und mit ihr einen tüchtigen Cursus in der Geschichte durchgemacht. Der Pastor redete zwar das Französische mit keiner besondern Fertigkeit, war aber dennoch so glücklich, Lottchen auch in dieser Hinsicht ziemlich viel beizubringen, und es machte ihm daher ganz besondere Freude, wenn der Baron auf einem Abendritte bei ihm einsprach und mit dem Mädchen französisch plauderte. Anfangs ging es mit dem Antworten etwas schwerfällig, das arme Mädchen erröthete, stand still und stammelte besonders, wenn, was oft der Fall war, die Pastorin, von ihrer mütterlichen Eitelkeit verleitet, mit ihrem: „Lottchen! antworte doch dem Herrn Baron, der so gütig ist — ich weiß recht gut, daß du sonst reden kannst" — und dergleichen einfiel, was den Muth noch ärger niederschlug. Aber diese Schwierigkeiten waren bald überwunden und Lotta unterhielt sich mit dem Baron mit immer größerer Fertigkeit und Sicherheit zu nicht geringer Freude des Pastors, der sie unterrichtet hatte, und der Pastorin, welche, wenn sie die ihr unbegreiflichen französischen Phrasen von den Lippen ihrer Tochter hörte, gleichsam meinte, daß ein Hauch von parisischer Verfeinerung über ihre eigene anspruchslose Person duftete. Die Pastorin war gewiß nicht eitel, aber wer ist nicht stolz auf seine Kinder? wer kann

Elternliebe und Stolz von einander unterscheiden? Bisweilen examinirte auch wohl der Baron seine Pathin in der Geschichte und Geographie und es wurde ihm selbst dabei nicht selten schwer genug, sich durchzuhelfen; mit einem Worte: Lotta hatte einen guten Kopf und hatte viel gearbeitet, obgleich sie dabei nie versäumte, was, wie die Pastorin sich über die Angelegenheiten der Haushaltung im Gegensatze zu den gelehrten Gegenständen auszudrücken pflegte, „nützlich" sein kann.

Lotta konnte also eine Menge von Geweben nach verschiedenen Mustern aufziehen. Die Krone und das schwedische Wappen nebst mehren Rosenmustern kannte sie, und nicht ohne Absicht lockte die Pastorin den Baron in die Webekammer, um ihm Drillich zu zeigen, den Lotta selbst aufgezogen hatte, und in welchem Krone und Wase, Garben und Sterne in einer Menge und in einer Ordnung eingewebt waren, die selbst Herrn Ekenmark nebst Schwestern in Erstaunen gesetzt haben würden, wenn sie zu jener Zeit gelebt hätten. Der Baron lud die kleine Familie immer zu sich auf Helleby ein, aber selten kam Jemand von den Pastorsleuten dahin. Der Baron war ein Junggeselle, und die Pastorin vermeinte nicht, in einem Hause etwas zu thun zu haben, in welchem keine Frau war; dagegen aber trieb sie von einem Monate zum andern ihren Mann, nach Helleby zu gehen, was denn auch wohl endlich geschah, und der Pastor sich entschloß, in Begleitung seiner Tochter auf dem Richtwege über die Wiese nach Helleby zu spatzieren.

Dort aber war es nicht wie zu Hause; die großen Zimmer, die Bedienung, die ganze Pracht, welche seinen reichen Nachbar umgab, entfremdeten dem Alten selbst den wohlbekannten Baron, und dem Pastor war immer weit ruhiger und froher zu Muthe, wenn er nach Hause zurückkehrte, als wenn er nach Helleby ging. Das Einzige, was ihm dort Freude machte, war, daß Lotta sich während der ganzen Zeit mit Ma Bonne,

einer alten Französin, die der Baron mit dem Gute geerbt hatte, und die ihre eigenen netten Zimmer in einem Flügel bewohnte, im Französischen üben konnte. Dort saß Lotta, während der Baron und der Pastor sich in verschiedene Sachen und Dinge vertieften, wobei der Pastor besonders eigensinnig bei dem Wetter stehen blieb und seine eigenen Neuigkeiten von einem Tannenhygrometer zu erzählen hatte, welcher in dem Hausflur zu Witomta hing und nie mit dem Barometer des Barons derselben Meinung war; demnächst hatten die Kornpreise und die Aussichten auf den Jahreswuchs einen großen Theil an dem Gespräche, und brach der Baron in das Gebiet des „on dit" der Politik des Tages, so saß der Pastor da als ein bloßer Zuhörer, und fiel nur dann und wann mit der einen oder der andern Reflexion ein.

Der Baron und der Pastor lebten nicht in einer und derselben Sphäre; man schätzte sich jedoch gegenseitig so, wie zwei gute Menschen sich immer schätzen. Es giebt große Abstände unter den Menschen in der Bildung, in den Ansichten, in der Art zu sein und in der Art zu handeln; aber ihre geistigen Kräfte können sich dennoch in einem Raum bewegen, und so treffen immer zwei gute, so wie auch zwei böse Menschen in einer Sphäre des Gefühles zusammen, sie verstehen sich, wie verschieden auch der äußerliche Mensch sein mag, sie haben den Schlüssel zu dem Alphabete des Herzens und können mit einander lesen, wenn sie auch ihre Gedanken verschieden übersetzen; sie sind gleich zweien Fremdlingen, welche eine Sprache verstehen, obgleich jeder von ihnen gewöhnlich seine Muttersprache redet.

2.

Ein Mäcenas.

Die neue Zeit hat andere Gegenstände zu ihren Sympathien, als die alte, und sie hat daher Vieles gegen den Adel geschrieben und geredet. Es ist eine Wahrheit, daß dieser Stand den größten Theil seiner Bedeutung und auch in hohem Grade seinen geschichtlichen und traditionellen Werth verloren hat; denn wenige sind der Familien, welche ihre Ahnen aus grauer Vorzeit zählen können, und eine Berühmtheit von gestern her ist eben so berühmt ohne das adelige Wappen, als mit demselben. Aber eine unentschiedene Sache bleibt es dennoch immer, ob die Adelsaristokratie eben so drückend war, wie die Geldaristokratie; ob derjenige, welcher aufgeblasen ist über die Thaten der Vorfahren, eben so unerträglich war, wie derjenige, der sich mit den Reichthümern seiner Vorfahren spreizt. Bei Jenem lag, oder sollte wenigstens ein moralisch-edler Grund liegen, ein Hochmuth, der sich auf edle Handlungen und Thaten stützte; bei diesem liegt kein solcher, denn das Geld und der Erwerb desselben geschieht selten durch Aufopferungen, sondern stets durch das Gegentheil, und nur in der Aufopferung für einen edlen Zweck liegt das Große, das wahrhaft Adelige.

Unsere Erde ist nicht der Ort für das Vollkommene; die eine Institution schiebt die andere hinweg und nimmt ihren Platz ein, aber keine von ihnen ist vollendet, sie bleibt doch immer nur eine neue Variation über das Thema der Eigenliebe und des Eigennutzes; mag sie nun in den Molltönen der Sage oder in den Duraccorden der augenblicklichen Macht erklingen, so ist doch gewiß, daß sich bald wieder eine noch neuere Variation hören läßt. Eine Zeitlang ertönen sie zu gleicher Zeit, die neue Stimme wird immer lau-

ter, und immer deutlicher durchschneiden sich die Dissonanzen der verschiedenen Stücke gleich einem Charivari, bis die alte schweigen muß und die neue allein singt, so lange sie darf. So hat jetzt die adelige Institution bald ausgesungen und die Geldmacht darf wahrscheinlich bald ihr Solo anstimmen, bis die Menschen ihrer müde werden und etwas anderes beginnen. Es sieht nicht sehr darnach aus, daß Vernunft und Tugend ihre Stimme bald werden geltend machen dürfen; sie müssen zufrieden sein, wenn sie nur flüstern können, aber das ist ein Geflüster, welches schon viele Jahrhunderte lang gedauert hat, obgleich es noch nicht so weit gekommen ist, daß es von der Menge vernommen wird. Es gab ehedem und giebt noch jetzt hie und da sogenannte Mäcene, Männer von hoher Geburt und mit Gerechtsamen, die von ihrem Namen unzertrennlich sind. Mag es sein, daß dieser Vortritt eine Phantasie, ein Hirngespinnst war; aber es hatte dennoch seinen Nutzen, wenn das Individuum, das diesen Vortritt besaß, ein Mann von Kopf und Herz war. Schon sein bloßer Name gab demjenigen Schutz und Ehre, den er beschützte, man brauchte nicht seine Reichthümer herzuzählen, brauchte seine Renten nicht bis auf den Pfennig zu wissen, um ihn für einen Mann von Werth zu halten; dieser war schon mit dem Namen gegeben. Wir können wohl über eine solche Thatsache lächeln, wir in unserer materiellen Zeit, wir, die wir nicht zu verstehen vermögen, welche Bedeutung ein bloßer Name haben kann; ehedem aber lächelte man nicht darüber, denn damals war der Name die Hälfte des Mannes, den oft nur sein Name zwang, ein edler Mann zu sein, und den seine Ahnen gleichsam im Gängelbande zu Thätigkeit und Ordnung leiteten.

Dieses war jedoch meistens der Fall in früheren Zeiten, als noch die adelige Würde nicht so Vielen und aus so verschiedenen und unbedeutenden Veranlassungen ertheilt wurde. Wäre der Adel vor einer Wahl inner-

halb des Adels und nicht von einer Laune oder einer Gnade abhängig gewesen, so würde er nicht so schnell gefallen sein, wie jetzt, da gewisse Regenten, und unter ihnen diese Königin Christine, diese Würde ohne Nachdenken wegwarfen; eine Thatsache, die man am deutlichsten aus Rehbinder's Adelsmatrikel ersehen kann, in welcher oft der Verfasser auch nicht das allergeringste über die Thaten des Stammvaters zu erwähnen weiß. In solchen Familien konnte natürlicher Weise nicht die Rede sein von dieser zwingenden Nothwendigkeit, die der Name enthält. Die zweite Ursache eines Verfalles ist, daß der Besitz von liegenden Gründen dem Adel aus den Händen gegangen und dieser also mehr von dem Interesse des Landes geschieden worden ist; denn der Adel und der Bauer müssen ein und dasselbe Ziel haben, müssen Land besitzen, um ihrer Bestimmung entsprechen zu können.

Inzwischen sind noch einige Wenige von dem alten guten Adel übrig, Männer, die sowohl einen Namen in der schönen Bedeutung desselben, als auch Land besitzen, um die Bedürfnisse und die Wünsche der Masse richtig auffassen zu können. Sie sind also in ihrem Lande heimisch und keine bloßen Zugvögel, die aus den Nestern Anderer Zoll beziehen.

Helleby war eine Fideicommiß-Besitzung in der freiherrlichen Familie Stalsköld. Es war ein altes Gut, das unter der Hand eines jeden Besitzers Verbesserungen erhalten hatte. Ein großer Garten und gewaltige Alleen rund umher machten, daß das Hauptgebäude in einem schattigen Walde von Kastanien und Pappeln zu liegen schien. Eine Strecke von dem Hofe entfernt, lag das Bauerdorf Helleby, das dem Gute den Namen ertheilte. Die netten Bauerhöfe, die Reinlichkeit auf den Straßen und die mit Blumen gezierte Maistange verliehen dem Dorfe ein angenehmes und freundliches Aeußere, und wenn der Baron durch dasselbe ritt, so las man auf jedem Gesichte,

daß er beliebt, und an den Kindern, die in Masse herbei eilten, um das Heck zu öffnen, bemerkte man es sehr leicht, daß er ihr Freund war. Auch lächelte er und dankte den weißhaarigen Liebesgöttern für ihre Mühe, gab ihnen bisweilen sogar eine silberne Münze und wurde stets durch ein gellendes Hurrah belohnt. Am Ende des Dorfes lag das Schulhaus, ein schönes und geräumiges Gebäude; da hinein ging der Baron oft, um die Kinder zu Fleiß und Gehorsam zu ermahnen. Kam man aber in das Schloß, so traf man dort Luxus und Gemüthlichkeit; dort war nichts an unrechtem Orte, alles paßte dahin, wo es stand, alles war heimisch in den Gemächern; denn man kann nicht läugnen, daß, wenn nicht bei der Möblirung eines Zimmers der Geschmack seine Stimme geltend machen darf, so kommen die Möbeln als Fremdlinge in die Ecken zu stehen. Ueberall sah man Gemälde, meistens von einheimischen Meistern und oft genug von Anfängern in der Kunst, denn der Baron kaufte manches Gemälde, um den beginnenden Künstler zu ermuntern, und um seinen ersten unsichern Schritten den Weg auf einer Bahn zu ebnen, die ihn vielleicht mit der Zeit zu Ehre und Glück führen sollte.

Der Baron war ein Junggeselle und hatte seinen eigenen Geschmack. Er liebte vor allen Dingen Blumen, und hatte auch ein Blumenzimmer; dies war ein kleines Paradies. In der Mitte desselben stand ein halbcirkelförmiges Sopha und gerade vor demselben ein marmorner Tisch; aber rund um das Sopha bis an die Wände standen blühende Orangeriegewächse in schöner Ordnung und die perspectivisch gemalten Wände stellten Schweizergeschichten dar. Wenn die Morgensonne durch die klaren Scheiben strahlte, und die saftigen Gewächse in ihrem Grün und mit ihren prunkenden Blumen glänzten und Wohlgerüche um sich her verbreiteten, dann setzte sich der Baron,

las etwas von den Producten der neueren Literatur und genoß mit Seele und Leib.

Es gab nichts in der Welt des Auslandes, das er nicht liebte, wenn er es auch in vielen Dingen nicht weiter als bis zum Dilettanten gebracht hatte; aber er suchte überall solche Leute, die weiter gekommen waren als er, und Helleby war zu seiner Zeit ein Ort, an welchem Künstler und Talente sich trafen.

Baron Fredrik Stalsköld war ungefähr fünfzig Jahre alt, sein ganzes Aeußeres verrieth einen sanften und gutmüthigen Geist, der, so viel in seinen Kräften stand, Freude und Gedeihen um sich her verbreitete. Aber er hatte sich nicht verheirathet, nicht weil er gegen die weibliche Schönheit kalt, oder gegen die Tugenden des Weibes gleichgültig gewesen wäre, sondern darum, weil er die Einzige, die er liebte, die in seinem kleinen Paradiese wohnen und mit ihm das Leben genießen sollte, nicht zur Gattin erhalten konnte.

Der Baron war also der letzte Fideicommissarius und nach seinem Tode sollte das Gut unter eine Menge von Verwandten getheilt werden, von denen die Meisten ihm unbekannt waren, und von denen diejenigen, welche er kannte, einen von dem seinigen so höchst abweichenden Charakter hatten, daß er einsah, Helleby würde nach seiner Zeit nicht das bleiben, was es war, wenn es auch unzerstückelt einem Andern zufallen sollte.

Die Pastorfamilie in Witomta liebte er wegen der ländlichen, priesterlichen Einfalt, die in ihrem Hause herrschte. Darum trat er oft zu ihnen ein, wenn er einen Spazierritt unternahm und plauderte mit dem redlichen Alten, mit der frohen und zufriedenen Pastorin, und scherzte mit der schelmischen und wilden Lotta.

So standen die Actien, als eines Tages ein Knecht mit einem Trauerbriefe von dem Probsthofe ankam, der meldete: daß der Probst Grönlund verschieden wäre.

Dies war eine lange vorauszusehende Nachricht, da der alte Mann schon viele Jahre lang nur ein Pflanzenleben geführt hatte.

Am Abende desselben Tages ritt der Baron zu seinem Freunde, dem Pastor. Er sah so froh aus, der gute Baron, als er vom Pferde sprang und dem Pastor Ackerlind die Hand schüttelte; „der Probst ist todt," sagte er, „und nun, mein guter Pastor! melden Sie sich zu der Pfarre; meine Stimmen haben Sie und außerdem erhalten Sie ganz gewiß die Majorität unter den Bauern."

Der alte Akerlind hatte in der Ruhe seines Herzens dieselbe Sache schon erwogen, und gerade über die Stimmen des Barons nachgedacht, also brachte ihm der Baron eine sehr frohe Botschaft.

„Ja, so ist es, Herr Baron," sagte der Alte, „wenn ich nur auf den Vorschlag komme."

„Mit so vortrefflichen Zeugnissen im Pastoralexamen und mit so vielen Dienstjahren kann es Ihnen gar nicht fehlschlagen, mein bester Pastor", meinte der Baron, „besonders da die Pfarre zu der zweiten Klasse *) gehört. Melden Sie sich nur, ich bürge für

* Von den sämmtlichen Pfarren Schwedens gehören 211 zu der ersten, 604 zu der zweiten, 396 zu der dritten Classe und 31 sind nicht classificirt. Diese Eintheilung hat ihren Grund in der Größe und dem Ertrage der Pfarre. Zur Erlangung einer Pfarre erster Klasse wird Gelehrsamkeit, zu einer von der zweiten Classe Gelehrsamkeit und Dienstjahre und zu einer von der dritten Classe bloß Dienstjahre gefordert. Jeder untere Geistliche, der noch nicht Pfarrer ist, also jeder Lehrer, Comminister, Adjunct, Capellanpastor u. s. w. zählt seine Dienstjahre, die entweder einfach oder auch doppelt gerechnet werden. Was die Besetzung der Pfarren betrifft, so sind 408 königlich, 542 consistoriell, 98 patronell, 69 Präbenden für die 12 Bischöfe, einige Professoren an den beiden Universitäten und Lektoren an den Gymnasien des Reiches, die übrigen sind

das Uebrige. Wo ist die kleine Charlotte? Wir müssen uns wohl einen Augenblick im Französischen üben."

Nun saß dort der Baron, plauderte bis spät Abends, und vergaß ganz und gar, daß der Mond nicht schien; er sah in der frohen Familie eine neu angezündete Hoffnung und glaubte, daß es am Himmel ebenfalls so sein müßte.

Die Pastorfamilie wollte den Baron kaum wieder nach Hause reiten lassen, besonders da es anfing zu regnen; aber der Baron war eigensinnig und verließ sie mit frohen Wünschen für ihr Wohl.

Dies war das letzte Mal, daß er seine Freunde hier im Leben traf. Als er in der Dunkelheit nach Hause ritt, wurde sein Pferd von einem Vogel erschreckt, der im Walde aufflog, es warf sich auf die Seite und stürzte. Der Baron kam unter dasselbe und fiel auf einen Stein. In der Nacht kam das Pferd ohne seinen Reiter nach Hause, man ahnte sogleich ein Unglück und schickte Leute aus, um ihn zu suchen. Man fand ihn leblos nicht weit von dem Schlosse und das einzige Zeichen einer Gewaltthat war ein blauer Fleck an dem einen Schlafe.

---

wechselsweise consistoriell und königlich oder auch wechselsweise consistoriell und patronell. Dazu kommen noch 3 erbliche Pfarrer. Der Patron einer patronellen Pfarre wählt dazu nach Belieben, doch wählt das Consistorium über die Competenz des Candidaten sich zu äußern; für die regalen und consistoriellen Pfarrer wählt das betreffende Consistorium, deren es 14 gibt, unter den Candidaten drei aus, welche den Vorrang vor den übrigen zu verdienen scheinen; diese müssen vor der Gemeine ihre Probepredigt halten, und darauf gibt die Gemeine ihre Stimmen ab. Wer bei einer consistoriellen Pfarre die meisten Stimmen hat, der erhält seine Vollmacht; bei den königlichen gilt jedoch diese Wahl nicht unbedingt, sondern der König gibt die Vollmacht, welchen er will unter den Candidaten.

Am folgenden Morgen kam eine Menge Bauern zu dem Pastor mit derselben Bitte, die der Baron schon am vorigen Abende ausgesprochen hatte, und bald darauf kam die Todesbotschaft.

Da ging der Pastor hinab in sein Studierzimmer und zog den Schlüssel aus der Thür; denn er wollte in Frieden weinen, und schämte sich doch zu zeigen, daß er sein gewöhnliches Gleichgewicht verloren hatte. Dieser Augenblick war für den redlichen Geistlichen eben so schmerzlich, wie die Nacht, in welcher Axel Oxenstjerna nicht schlafen konnte, weil Gustav Adolf nicht mehr war; es war der erste wirklich traurige Augenblick, den er erlebt, es war der bitterste Tropfen, den er aus dem Becher des Lebens gekostet hatte.

Der Webestuhl schwieg; die Pastorin und ihre Tochter saßen einander gegenüber ohne zu klagen, ohne ein Wort hervorzubringen — aber ihre bleichen Gesichter und der starre Blick zeigten, daß Beide mit einem gewaltsamen, ihrer Seele noch übermächtigen Gefühle kämpften. Endlich brach die Mutter das Schweigen und sagte: „Dieses raubt Vatern das Leben, laß uns zu ihm gehen," und als hätte der Schmerz plötzlich seine Dämme durchbrochen, begann sie zu weinen. „Komm, Lotta!" schluchzte die gute Alte, „laß uns zu dem armen Vater gehen!"

Als sie zu dem Flügelgebäude kamen, da war die Thüre verschlossen und der Schlüssel ausgezogen, aber sie hörten, wie der Pastor im Zimmer mit starken Schritten auf und ab ging. Seine Frau empfand jetzt eine wirkliche Angst; so hatte ihr Mann es noch nie gemacht; noch nie hatte er sich eingeschlossen. Tausend verwirrte Gedanken durchkreuzten sich in ihrem Gehirne, und fast in Verzweiflung klopfte sie an und rief: „Vater! öffne! nur ich und Lotta sind hier." — Der betrübte Wanderer stand still, wischte sich die Augen; er badete sie sogar mit kaltem Wasser, damit

sie nicht mehr roth sein möchten; denn in seinem Innern schämte sich der gute Mann, daß er einer Leidenschaft die Oberhand gestattet hatte. — Endlich öffnete er und seine gute Frau stürzte herein, als hätte sie erwartet, ihn im Sterben anzutreffen. Aber die hohe Gestalt des Pastors erschien ihr noch höher und ehrfurchtgebietender als gewöhnlich; er stand dort ernst und stolz vor ihr, als hätte er mit seinem Blicke sagen wollen: „Sieh Mutter! ich habe die Freude des Lebens abgeschätzt, nachdem sie in Stücke gegangen und ich habe gefunden, daß sie nur aus gebrechlichem Lehm bestand, an dem man eine Vergoldung angebracht hatte; ich kenne jetzt ihren innern Gehalt und trete auf die Ruinen meines Glückes, so wie ein Kind ein verachtetes Spielzeug zertritt.“ Sein ganzes Aeusseres verrieth einen Mann, der mit sich selbst gekämpft und den Sieg davon getragen hatte, und so war es auch; aber es war nicht eigentlich Seelenstärke, welche die überschwellenden Gefühle besiegte, sondern die kleine Eitelkeit des Alten, nicht aus dem Gleichgewichte gebracht zu erscheinen, was ihn wieder in das Gleichgewicht brachte. Wenn wir stets die Ursachen unserer Gemüthsbewegungen untersuchten, was es ist, das sie verstärkt oder sie zum Stehen bringt, so würden wir in den meisten Fällen finden, daß sie aus Kleinigkeiten bestehen, und daß die großen nicht halb so viel einwirken, als das Kleine, wenn es den rechten Punkt in unserer Seele trifft. Es ist so weniges erforderlich, eine Menschenseele zu betrüben oder sie zu erheben, so wie nur ein Haar zwischen dem Klöpfel und dem Metalle nöthig ist, um eine Glocke zu sprengen, wenn sie läutet, oder eine Flaumfeder in dem Steigrade, um eine Uhr zum Stehen zu bringen. Die kleine Eitelkeit, nicht weibisch erscheinen zu wollen, fiel dazwischen, und das Herz des guten Alten begann langsamer zu schlagen und er fand den Punkt des Gleichgewichtes wieder, aus dem seine Seele ge=

kommen war, da sie wankte. Er sah die Verzweiflung der Seinen und begann Trost zu reden, und bald saß die kleine Familie wieder ruhig und still und zufrieden mit Gottes Schickung, die ihren einzigen Freund von ihnen genommen hatte.

Am folgenden Tage war der Webestuhl wieder im Gange und alles wie zuvor, nur daß Lotta nicht wie gewöhnlich sang.

Als der Alte herauf kam, um seinen Morgenkaffee zu trinken, so stand dort ein mit Blumen gezierter Tisch. Das hatten die Dienstmädchen zu Lotta's Ehre gethan, welche an diesem Tage fünfzehn Jahr alt war: dies war eine Art von Fest, aber gleichwohl still und stumm; kein Lächeln schwebte über die Lippen des Mädchens, und das Einzige, was einiger Maßen zu der Festlichkeit des Tages gehörte, war der aufgeputzte Tisch, und daß der Pastor mit einem leisen: „Gott gesegne Dich!" seine Tochter auf die Stirne küßte.

3.

Vernünftige Leute.

Das Begräbniß des Barons wurde gefeiert und sein Wappen, der fleckenfreie stählerne Schild gegen den Sargdeckel zerschlagen; man senkte den letzten Abkömmling guter und edler Menschen in das Grab; die Anverwandten aber kehrten nach Helleby zurück, um den Nachlaß zu revidiren. Es war eine große Familie; sämmtlich hatten sie andere Namen, als Stalsköld, und Alle waren vernünftige Leute.

Onkel Abraham Tegelskants erhielt von den Verwandten den Auftrag, das Gut zu realisiren, besonders da Onkel Abraham ein praktischer Mann, ein

Enkers-Mensch war, wie seine Cousine, die Oberstin, ihn anstatt Affairsmensch nannte. Onkel Abraham war übrigens ein ziemlich wohlbeleibter und fetter Mann, der einige Eisenhämmer besaß und Hammerherr genannt wurde. Es gab nicht die allergeringste Poesie in ihm; er war mit einem Worte ein verständiger Mann, das heißt ein Kerl, der das Herz im Magen hatte, und das Gute dieses Lebens nur zum Auskommen benutzte, das heißt, um Kleider, Speise und Dach über dem Kopfe zu haben, und zwar je bequemer, je besser. Er hatte keinen Begriff von Geistesgenuß, nannte einen solchen eine Narrheit, und konnte sich nicht genug über den verrückten Geschmack des seligen Stalsköld wundern, Bücher, Gemälde, Bilder und Blumen zu sammeln. „In dem Plunder liegt viel Geld begraben," sagte er, „das ist ein todtes Capital und man muß ein vollkommener Narr sein, um dergleichen kaufen zu können." Als er eine Sammlung nordischer Antiquitäten, aus Messern, Aexten und Keilen von Feuerstein bestehend, erblickte, wurde er wahrhaft böse, besonders da er hörte, daß Stalsköld sie theuer bezahlt hatte. Eben so ging es mit allen übrigen Sammlungen, die der Baron besessen hatte, und die Onkel Abraham jetzt realisiren sollte.

Aber er hielt Auction, und jetzt versammelten sich eine Menge Menschen. Es liegt etwas Unheimliches in einer solchen Auction, wenn Alles, was einem Menschen werthvoll gewesen, hervorgeholt und von einem schreienden Auctionator unter einem Strome von Einfällen ausgerufen, wenn der Trauring aufgeboten und nach dem Gewichte verkauft wird, während der Auctionator hinzufügt, daß wer das Ausführen hat, gerne das Vieh mit Gold zusammen läuten kann, und der Pöbel lacht; wenn, mit einem Worte, alles was Bedeutung an einen innern, unschätzbaren Werth gehabt hat, geschätzt und an Fremde verkauft wird. So ging es auch hier: Alles, was der liebenswürdige

Fideicommißinhaber gesammelt hatte, wurde ausgeboten und verkauft; jetzt nahm man die Blumen aus ihrem kleinen Eldorado; sie wurden der Töpfe wegen verkauft; sie standen so anspruchslos, so schön, die kleinen Blumen in ihren porzellanenen Töpfen, bis jemand den Topf erstanden hatte und Erde und Blume auf den Hof hinaus warf; dort lagen sie jetzt in Haufen wie die gemordeten Bewohner einer geplünderten Stadt. Jetzt wurden wieder ein Paar Laden mit Feuersteinen ausgeboten, nämlich steinerne Werkzeuge aus der Vorzeit, und die Bauern kauften sie für einige Schillinge und versuchten sogleich, ob sie Feuer gäben. Die Bücher gingen bundweise: ein Bund Bücher Nro. 1, ein Bund dito Nro. 2, so wie sie von den Brettern herabgenommen waren, ohne alle Ordnung; die einzelnen Bände eines und desselben Werkes lagen in verschiedenen Bunden und wurden an verschiedene Personen verkauft; nach ihrem Inhalte fragte Onkel Abraham nicht, er realisirte nur den Plunder, wie er Alles das nannte, was dem Baron und seinen Freunden werthvoll gewesen war. So ging es fort mit der Auction, bis das Haus öde und leer war, und jetzt erst war Onkel Abraham zufrieden, weil er doch etwas für die untauglichen Waaren erhalten hatte.

Doch dort gab es noch viel mehr, was realisirt werden konnte, obgleich nicht auf einer Auction, und unter diese Dinge gehörte das Archiv der Stalsköld'schen Familie, eine Masse von Pergamentbriefen, Urkunden und Correspondenzen merkwürdiger geschichtlicher Personen in verschiedenen Zeitaltern. Diese Urkunden, welche der Baron geordnet und durchgesehen hatte, ließ Onkel Abraham in Säcke packen und in die nächste Stadt bringen, wo sie in den Läden nach dem Gewichte verkauft und zu Düten und Umschlägen verwendet wurden.

Beinahe dasselbe Schicksal hatte die Gemäldesammlung; sie wurde in die kleine Nachbarstadt gebracht

und an Bürger und Kaufleute verhandelt, welche dann die Meisterstücke in den Hausfluren und Lusthäusern aufhängten und ihren Kindern erlaubten, mit Blaserohren und Armbrusten nach den Augen der Amoretten zu schießen und mit einem Federmesser den Bart an dem Portraite des „Goldköniges“ hinwegzukratzen.

Die Vandalen unserer Zeit sind gerade die sogenannten praktischen Männer, und leider überläßt man meistentheils diesen die Realisirung in Sterbehäusern. Man wählt zu diesem Zwecke den ärgsten der Barbaren in der ganzen Familie, oder überläßt es einem fremden Vandalen, der recht systematisch dasjenige, was einst ein regelmäßiges Ganzes war, realisiren und zerstören kann. Wir sehen diese Thatsache überall, und es ist sonderbar, daß Männer, die ihr ganzes Lebelang ein Vergnügen daran gefunden haben, zum Beispiel Alterthümer zu sammeln, sich nicht die kleine Mühe machen, ein Verzeichniß ihrer Alterthumsschätze an das Reichsmuseum zu schicken und ein Testament zu Gunsten dieser Einrichtung beizufügen. Dann würde die Frucht der angenehmsten Bemühungen ihres Lebens nicht verloren sein, wenn dereinst die Vandalen das herrenlose Haus heimsuchten. Die Seltenheiten, die Erinnerungen aus der Vorzeit, die, einmal zerstört, nie wieder zu ersetzen sind, hätten dann einen Schutzort, und wer die Geschichte und die Vorzeit liebt, der wendet seine Sammlungen am besten an, wenn er dieselben, da er selbst keine Freude mehr daran haben kann, sie einer Sammlung geschenkt hat, in welcher keine Ordner eines Sterbehauses realisiren dürfen.

Möchten Viele dieses bedenken, dann habe ich mein Wort nicht vergeblich geredet.

4.

Der neue Gutsbesitzer.

Auch Helleby wurde gegen eine Summe, ich weiß nicht von wie vielen hunderttausend Thalern, realisirt und von einem Herrn aus Skraköping, dem Commerzienrathe und Ritter Knööl, angekauft, der die Anzahl seiner vielen Güter mit diesem noch vermehrte.

Es war eine Zeit gewesen, da Herr Knööl bei dem kleinen Handelsmanne Swanhals, der in dem Eckhause am Markte wohnte, im Laden gestanden hatte. Dies war ein kleiner Laden, dunkel und eng, schmutzig und so niedrig, daß man stets mit dem Kopfe an die Zuckerhüte stieß, die an der Decke hingen, oder mit den Gewichten in Collision kam, welche von einer gleich einem Leviathan über dem Ladentische schwebenden Schlange gehalten wurden. Wenn man auf keine andere Weise den Weg zu dem Laden finden konnte, so brauchte man nur den Geruch zu seinem Führer zu nehmen; denn sobald der Duft der Häringe oder der gesalzenen Fische oder die aromatischeren Wohlgerüche des Theeres und des Pfeffers die Nase afficirten, so konnte man überzeugt sein, daß man sich dem Laden des Handelsmannes Swanhals näherte.

Herr Knööl war zu jener Zeit ein hellgelockter Jüngling mit geschwollenen und zersprungenen Händen; er stand den ganzen lieben langen Tag im Laden und kam nur zu den Mahlzeiten in das Zimmer und aß an dem herrschaftlichen Tische. Er war übrigens ein fermer Ladendiener und plauderte für seine Waaren, so daß alle Bauern der ganzen Umgegend nothwendig zu Knööl gehen mußten, um einen Mundvoll Kautaback oder eine Nasevoll Schnupftaback zu erhalten. Herr Knööl war also recht populär, und als er nach mehrjährigem „treuen" Dienste ein kleines Capital von einigen tausend Reichsthalern zusammengespart hatte,

so ließ er sich selbst nieder, wurde eigener Kaufmann und hatte seinen Laden im Westen. Aber der Handel erweiterte sich unter seiner Hand; er war selten zu Hause, er reis'te umher, theils des Pferdehandels, theils kleiner Geschäfte an der Küste wegen, und um eine Art von Fuhren durchzuschaffen, die eigentlich unsichtbar durch das Land fahren sollten. Herr Knööl wurde in wenigen Jahren in verschiedenen Orten berühmt und hatte weit ausgebreitete Bekanntschaften. Endlich fuhr er auch nach Deutschland und England, kaufte, nämlich auf Kredit, eine Menge Waaren ein, machte sie vor der schwedischen Küstenbewachung unsichtbar, verkaufte sie mit gutem Gewinn, machte aber zu gleicher Zeit Banquerutt. Herr Knööl beschwor die Richtigkeit der Angaben und ließ die Deutschen fluchen, so lange sie wollten. Er fing nun damit an, Güter zu kaufen, richtete überall große Brennereien ein, und trieb den Handel im Großen und verheirathete sich endlich mit der Tochter eines reichen Kaufmannes in der Stadt. Zu seinem Glücke starb der Schwiegervater bald; der einzige Schwager war Philosophiä Magister und wurde für verrückt erklärt, weil er griechische Bücher las, und von dem wohllöblichen Rathhausgericht unter die Vormundschaft des Herrn Knööl gesetzt. Herr Knööl war allmälig ein mächtiger Mann geworden und stieg in jedem Jahre an Ehre; er wurde auch Ritter des Wasaordens und Commerzienrath, das Alles in Allem, der Leiter und Mäcenas der Stadt.

Jetzt kaufte er auch Helleby, und so gegen Johannis rollte ein eleganter Landauer Wagen durch das Dorf. In ihm saß die neue Herrschaft, welche kam, um ihr neues Gut in Besitz zu nehmen.

Herr Knööl war ein feister und aufgedunsener Herr, und darüber durfte man sich nicht wundern, da er in den letzten Zeiten die Gewohnheit angenommen hatte, jeden Mittag eine Flasche Portwein zu den Speisen zu trinken, was denn auch zur Folge hatte, daß er

gewöhnlich bei Tische einschlief; ferner hatte die ganze Diät die Folge, daß der Herr Rath jährlich an Umfang und Unbehülflichkeit zunahm. Sein Gesicht hatte zwar keinen noblen Anstrich, aber doch etwas Vornehmes oder Herrisches; man konnte es dem Manne deutlich ansehen, daß er sich über allen Tadel erhaben und kaum für das Lob empfänglich hielt. Er war bei dieser Gelegenheit mit einem Staubmantel und einem weißen Hute bekleidet und saß halbschlafend im Wagen, da er in sein Dorf kam und eine Menge seiner Untergebenen neugierig aus den Thüren gucken sah. Der neue Inspector (denn der alte war schon hinweggeschafft), der neue Inspector, eine lange und bleiche Figur mit einer sonderbaren Breite zwischen den Schläfen und einem unverkennbaren Gepräge von Habsucht und Falschheit auf seinem blatternarbigen Gesichte, saß auf dem Kutschbocke und wendete sich dann und wann an den Rath, um Aufklärungen zu ertheilen, bei deren Anhörung der Rath nur mit dem weißen Hute und dem Kopfe nickte.

Die Räthin, ein stark brunettes Frauenzimmer, fast eben so fett und wohlbeleibt, wie der Rath selbst, saß an seiner Seite mit einem kostbaren Sonnenschirm über sich und nickte stolz zur Erwiederung auf die plumpen Grüße der Bauerfrauen und der Jungen.

Acht Tage waren verflossen; an einem schönen Sommermorgen saß die Kommerzienräthin mit ihren beiden Töchtern Mimi und Amy in der offenen Veranda, die neben dem Garten lag; der Kaffee war eingeschenkt, und der Rath kam, um das aromatische Getränk in der Gesellschaft seiner Familie zu verzehren. Die Töchter waren: Mimi, ungefähr zwölf Jahre, groß und schlank und was man „schlottrig" nennen könnte; sie war ein armes Stadtkind ohne Geschmeidigkeit und Haltung, mit blasser Hautfarbe und einem unverkennbaren Zuge von Langweiligkeit und einem gewissen

Grade von Stolz auf ihrem gewiß nicht schönen Gesichte gezeichnet. Die zweite war Amy, ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren, welche eine fast zu große schwesterliche Aehnlichkeit mit der älteren hatte, und welche sich nahe an ihre Mutter drängte, alles befühlte und alles in Unordnung brachte, und die Art von Ermahnungen erhielt, die nur verschlimmern, aber nicht verbessern. Diese Ermahnungen, welche man gewöhnlich und mit Recht Geschlabber nennt, ein beständiges Anmerken bei jeder Bewegung und bei jedem Worte, ein unaufhörliches Erinnern an die rechte Miene, den richtigen Ausdruck und die Haltung und unaufhörliche Hinweisungen, „wie Leute zu thun pflegen" und was „die Leute davon sagen würden," mit Hinzufügung, daß „man bedenken sollte, man wäre keine Bauerdirne" — alle diese Ermahnungen wurden mit Beispielen von Papa und Mama ausgespickt, eine Art, Kinder zurecht zu weisen, welche vielleicht von allen die schlechteste ist. Die Kinder haben eine feine Beobachtungsgabe; ihr innerer Sinn ist noch nicht durch den Einfluß einer äußerlichen Bildung abgestumpft, und wie der Wilde in der Wüste sehen kann, wo in der Tiefe sich eine Wasserader befindet, so sieht das Kind, ob in der Tiefe der Seele ihres Papa oder ihrer Mama eine Schlechtigkeit vorhanden ist, wenn diese auch ihren Charakter in die verführerischste Frühlingstracht kleiden, denn das Kind durchschaut das Elende bis auf den Grund. Es giebt wenige Menschen, die so rein und so gut sind, wie sie ihre Kinder zu sehen wünschen, und es ist daher unklug, wenn die Eltern sich selbst als Beispiele alles Guten und Edlen darstellen, weil die Kinder auf diese Weise verleitet werden, besonders wenn sie an ihren Eltern nie etwas Gutes und Edles sehen, sondern nur ein Bemühen, in diesem Geiste zu handeln.

Der Commerzienrath trat mit einem Briefe in der Hand herein. Mimi ging ihm sogleich entgegen

und küßte ihm die Hand; aber Amy mußte erst daran erinnert werden, dann aber beeilte sie sich dem Befehle nachzukommen. Die Räthin stand auf und drückte mit einem „Guten Morgen, mein lieber Knööl,“ einen Kuß auf seine frischrasirte Wange. Dies sollte die Familienliebe darstellen — eine Comödie, die man vor den Kindern aufführte, weil, weiß Gott, der Rath und die Räthin sich gegenseitig nicht mehr liebten, als jedes andere Stück Möbel. Die Kinder sahen auch den Zusammenhang der Sache ein, und agirten daher in dem Stücke: „die häusliche Glückseligkeit“ nur in kleinen Subrettrollen; in diesen jedoch mit ziemlicher Fertigkeit. Sie nannten ihre Eltern: guter Vater und liebe Mutter, welches eine stehende Formel ihrer Liebe war, so wie dereinst künftig der selig'e Vater und die selige Mutter, eine stehende Formel ihrer Trauer werden llte.

„Du siehst nicht froh aus,“ lispelte die Räthin, und servirte den Kaffee. „Amy! sitz gerade! was fehlt dir? — Mimi! bring dem Vater seinen Kaffee! — Nun! nicht so! halt die Arme nicht so krumm! — was fehlt Dir denn eigentlich, lieber Knööl?“

„Ach ja,“ sagte der Rath, und warf sich ins Sopha, „hier ist mir eine schöne Ordnung. Dieser Wahnsinnige, dem das Gut gehörte, hat es ganz verdorben. Hier sind wohl über zwanzig Stück, die ihren Ausgedinge haben sollen, alte Gärtner, alte Mamsellen und Jungfern, ja eine ganze Bettlerschaar von blinden und lahmen Greisen und Weibern aber ich habe dem Inspektor Räfberg befohlen, sie sämmtlich in einigen Taglöhnerhäusern zusammen zu packen, denn ihren Unterhalt sollen sie haben, aber nicht zum Ueberflusse.“

„Ich begreife nicht,“ sagte die Räthin, und sah gottesjämmerlich klug aus, „wie man so verrückt sein, und sich so viel Pack auf den Hals sammeln kann;

aber es ist auch nicht zu verwundern, daß es mit dem Adel bergab geht."

„Der Adel ist ein höllisches Gesindel," meinte der Rath mit funkelnden Augen, „nicht Einer von Hunderten versteht zu wirthschaften, aber hochmüthig sind sie doch Alle mit ihrem Wappen und ihrem Hochwohlgeboren vor dem Namen, und jagen nach Volksgunst, so daß man sie bisweilen für rechte Patrioten hält. So hat er, dieser Stalsköld, seinen Unterthanen auf jegliche Weise ihren Willen gelassen, und dann Contrakte! Contrakte, daß sich Gott erbarme! Aber sie sollen erhöht werden, oder auch Marsch mit dem Gesindel!"

„Ja, daran thust Du Recht, Du mußt das Gut wieder in Ordnung bringen, dazu hast Du Verstand und Geld," sagte die Frau. „Ich bin überzeugt, wenn wir zu diesem Baron Stalsköld gekommen wären, so hätte er sich kaum die Mühe gegeben, uns zu grüßen"

„Davon kannst Du überzeugt sein," antwortete der Rath, „gerade dieser elende Kerl zerstörte meinen ganzen Plan, vis-à-vis Frölunda, das ich für einen Lumpenpreis erhalten hätte, wenn nicht diese hochmüthige Bestie dazwischen gekommen wäre. Aber sieh, Gott behüte uns! er ergriff die Partie der Wittwe und der Kinder, und mir entgieng das Gut. Ich bot ihm sogar an, ich wollte den Gewinn mit ihm theilen, aber da sagte er mir gerade in das Gesicht, ich wäre ein Schurke, weil ich so gut ich konnte das Wenige, das Gott mir gegeben, zum Besten meiner Kinder verwalten wollte.

„Kinder!" seufzte die Räthin, „dankt Eurem Vater für seine Liebe! Ihr habt einen edlen Vater — nun Mimi und Amy! dankt Eurem Vater, daß er bei Jeder Gelegenheit an Euch denkt!"

Die Kinder sprangen auf und umarmten ihren Vater: „Dank, lieber Vater, daß Du bei jeder Gelegenheit an uns denkst!" beteten sie ihrer Mutter nach

— „und daß Du unsertwegen so viele Beschwerde hast!“ fuhr die Mutter fort; „und daß Du unsertwegen so viele Beschwerde hast!“ wiederholten die Töchter.

„Dank, meine Töchter!“ sagte der Vater — „ja da sieht man, was der Hochmuth mit sich führt. Ich war ein Mann aus dem Volke, der sich selbst emporgearbeitet hatte, und darum glaubte er, er könnte mich einen Schurken nennen; aber ich merkte mir das und kaufte Helleby, um zu zeigen, daß ich obgleich nur ein einfacher Bürger (hier spielte er mit dem Wasabande, das in dem Knopfloche seines Morgenrockes saß) „das hochadelige Gut kaufen könnte, damit die Leute sehen sollten, wie ganz anders es werden sollte in der Hand eines Mannes, der sich durch eigene Verdienste empor geschwungen hätte.“

„Du hast immer deine eigenen Pläne, lieber Knööl,“ äußerte die Räthin. „Befiehlt Vater nicht noch eine Tasse? Amy, geh und biete Vater — nun, behüte! wie schlecht du gehst; es sieht gerade so aus, als wenn du erfrorne Füße hättest, wie Bettelbälge, die im Winter umhergehen. Danke Du Gott, Kind, daß Du weder arm noch zerlumpt bist.“

„Auch,“ unterbrach der Rath die Herzensergießungen seiner Frau, „hat der selige Baron, wie die Bauern ihn nennen, auch hat dieser selige Baron eine Schule im Dorfe eingerichtet — das große Haus dort am Bache. Dort sitzen einige Dutzend Bälge und lernen lesen, schreiben und rechnen, so daß man mit der Zeit einen Haufen Proceßmacher und gesetzeskundige Bauern auf dem Halse haben kann — das wäre mir gerade recht erbaulich! Ich habe dem Schulmeister aufgesagt und will das Haus zu einer Brennerei umändern. Es kann leicht dazu eingerichtet werden, der große Saal wird prächtig, wenn man nur eine Rinne hineinleitet und eine Pumpe in den Bach setzt. So viel Verstand hatte der Selige nicht, sondern er schloß

die Brennerei zu, gerade als der Branntwein hoch im Preise stand. Kein anderes Malz!"

„Ja, Gott weiß, du machst Veränderungen, die dem Gute zum Nutzen gereichen," sagte die Frau, „es kann eine gute Possession werden."

„Ja gewiß, herrlich, wenn man es nur recht bewirthschaftet," sagte der Rath, „aber dazu gehören auch gute Leute. Ich will es in Schick und Stand setzen, hier draußen einen Mäßigkeitsverein einrichten und darüber in den Zeitungen schreiben lassen; ich will wahre nützliche Einrichtungen treffen, so daß man nicht soll sagen können, ich sei unthätig für das Gute gewesen."

„Ja, daran thust Du Recht, bester Knööl," entgegnete die Frau. „Du hast auch den Ruf, daß Du für alles Gute und Nützliche thätig, ein geschickter Landmann, ein sicherer Kauf= und Geschäftsmann, ein Beförderer alles Nützlichen bist, und Du hast schon viele Ehre gehabt von Deinem Eifer für die Nüchternheit."

„Ja, ja, die Nüchternheit," sagte der Rath, „ist eine Sache, die einem Vaterlandsfreunde am Herzen liegen muß, zunächst aber doch, daß er gut Haus hält. Ich habe darum die Sache mit Wärme umfaßt, und kein Mensch hat gesehen, daß ich seit vielen Jahren etwas Spirituoses gekostet habe; nichts dergleichen, nur ein wenig unschuldigen Wein zum Mittage. Ich will ein Beispiel sein, denn ohne Beispiel wirken Ermahnungen nicht. Ich begreife nicht, daß der Selige nichts dergleichen eingerichtet hat, er wollte sich doch sonst den Schein geben, als wäre er ein Mann des Volkes."

„Aber verzeih," sagte die Räthin, „was steht denn in dem Briefe, den du in der Hand hast? vielleicht Affairen, die mich nichts angehen?"

„O nein, im Gegentheil Affairen, die dich angehen. Ja, siehst Du, darin steht, daß das Consisto=

rium den Vorschlag zu der Witomtaer Pfarre aufgesetzt, und der hiesige Pastor Akerlind oder Akerlund, wie er heißen mag, den ersten Platz erhalten hat."

„Er wird doch wohl nicht deine Stimme erhalten?" fragte die Frau. „Wir sind nun schon acht Tage hier gewesen, und er hat uns noch nicht einmal seine Aufwartung gemacht, und wir haben doch — wie viele Stimmen, Knöölchen?"

„Fünfzehn und sechsachtel Stimmen," antwortete der Rath.

„Und wir haben doch fünfzehn und sechsachtel Stimmen," wiederholte die Räthin; „er hat doch dem seligen Baron oft genug aufgewartet."

„Den zweiten Platz in dem Vorschlage," fuhr der Rath fort, „hat der Pastor, laß mich nachsehen, der Pastor Wallgrén in Klein-Aslunda?"

„Ihn kenne ich nicht," sagte die Räthin.

„Und den dritten hat der Magister Tatterquist."

„Tatterquist?" rief die Frau aus, „der kleine gute Tatterquist, der mir vor zwei Jahren beim Weben half? Er muß wohl unsre Stimmen haben!"

„Ja, meine Liebe, er soll unsre Stimmen haben," sagte der Rath. „Er ist ein guter und höflicher Kerl und noch überdies mit einer weitläufigen Verwandtin unsers Inspectors Räfberg verheirathet; er ist mit Räfbergs Schwägerin verheirathet, und sie sind Schwäger. Es ist immer das Beste, wenn der Geistliche und der Gutsbesitzer zusammenhalten, denn sonst kann man mit den Bauern nicht fertig werden, denn die geben nicht nach, wenn sie zum Pastor laufen und guten Rath bekommen können. Tatterquist bekommt unsre Stimmen."

„Aber," warf die Frau dem Aussehen nach etwas bekümmert ein, „aber fünfzehn Stimmen sind nicht genug, um die Bauern zu überschreien, und wie ich gehört habe, so soll dieser Akerlind, oder wie er heißt — denn ich habe seine ehrwürdige Person nie gesehen

— so soll dieser Akerlind die Bauern auf seiner Seite haben, und sie überstimmen uns, obgleich wir ein großes Gut haben; denn sie können doch, wenn sie sich zusammenrotten, den Pastor wählen."

„Hat keine Gefahr," tröstete der Rath; „der Brief ist von dem Landessekretair, der den Tatterquist ebenfalls hieher haben will, weil der Landessekretair für Tatterquist gebürgt hat, und nun fürchtet er, er muß bezahlen, wenn Tatterquist keine Pfarre erhält; aber —"

„Was kann aber der Landessekretair dabei thun?" fragte die Frau etwas einfältig.

„Ja, das sollst Du sehen, er kann etwas; denn siehst Du, er hat dem Executor Ordre gegeben, für Tatterquist zu wirken; Du kannst verstehen, daß die Bauern großentheils dem Executor in den Händen liegen: der Eine hat vergessen, seine Pfanne versiegeln zu lassen, ein Zweiter brennt in einer größern, als wofür er bezahlt, Einer hält einen Winkelkrug und noch Einer ist bisweilen betrunken, und Viele haben Processe beim Ting — alle diese stimmen für Tatterquist; ich drohe ebenfalls Vielen, die auf dem Comptoir schuldig sind, wenn sie nicht für ihn stimmen. Es ist abgemacht, Tatterquist wird Pastor."

„Ja, das wäre eine himmlische That," sagte die Frau, „er ist so gut, der kleine Magister Tatterquist. Ist er ein tüchtiger und gelehrter Mann, der gute Mensch?"

„Nein, das ist er wohl gerade nicht, er hat sich nur so nothdürftig durch das Pastoralexamen geschlichen," antwortete der Rath, „und es ist wahr, er taugt zu nicht Vielem, aber das thut nichts; es ist besser, einen einfältigen Pastor zu haben, als einen zu schlauen."

„Nun, mein Freund," sagte die Räthin, zufrieden mit den erhaltenen Nachrichten, „glaubst du nicht, wir könnten von der sogenannten Madonne Nutzen ziehen, von ihr, die dort im Nebengebäude wohnt und die so viele Blumen in ihrem Zimmer hat?"

„Du meinst die Französin?"

„Ja wohl; obgleich sie alt ist, so kann sie den Mädchen doch die richtige französische „Prononsiatsion" beibringen, und das vielleicht für guten Preis."

„Geht nicht an; sie ist zu kränklich und zu schwach, wir haben Gottlob Geld genug, um uns eine richtige Gouvernante directe aus Paris zu schaffen, wenn die Mädchen erst im Französischen etwas gelernt haben. Bis jetzt können sie ja noch kein Sterbenswort."

„So darfst du nicht reden, mein Freund," meinte die Frau, von aufsteigendem Zorne erröthend, „so darfst Du nicht reden; ich habe französisch gekonnt, obgleich ich es jetzt größtentheils vergessen habe, aber ich habe Mimi und Amy im Sprechen geübt. Ma cher Mine, voule vous parle la langue français?"

„Non pas ma cher mere, je ne peux pas parler," schnüffelte Mimi und wischte sich den Mund ab.

„Prennes votre monsieur et hm, hm! — wisch Dir die Nase ab."

„Oui ma cher mere," und führte den halb auf französich, halb auf schwedisch ertheilten Befehl der Mutter aus.

„Nun, mein lieber Knööl," sagte die Frau, „Du hörst selbst, daß sie fast alles versteht, was ich sage, und sich auch in der französischen Sprache mit ziemlicher Fertigkeit ausdrücken kann. Amy, wünsche Deinem lieben Vater einen guten Morgen."

„Bon soir ma cher papa!" sagte Amy, indem sie ein Stück Zwieback verschluckte.

„Nein, nicht so, liebe Amy," verbesserte die Mutter; bong schur mong schör Pär sollst Du sagen. Sitz gerade! wie heißt ein Hund?"

„Chien."

„Katze?"

„Chas."

„Wie heißt eine Maus?"

„Souris."

„Ganz recht, mein Kind. Du hörst also, Vater, daß die Kinder leichtlehrig sind; sie haben Deinen Kopf und Deine Lust zu nützlichen Beschäftigungen geerbt."

„Ja ja, Du kannst Recht haben," meinte der Rath, der, in Parenthese gesagt, von keiner Sprache, ein wenig deutsch ausgenommen, eine einzige Silbe verstand; „aber die Mädchen müssen erst eine schwedische Gouvernante haben, um die Regeln, und dann eine französische, um die Aussprache zu lernen. Wir haben, Gott sei Dank! Vermögen genug, um unsern Kindern eine gute Bildung zu geben; wir brauchen nicht auf das Geld zu sehen, sondern können ihnen eine wirklich feine und noble Erziehung geben lassen."

„Kinder! dankt Eurem guten Vater für seine Güte!" sagte die Frau, ihren Töchtern mit den Augen winkend, und in einem Tempo sprangen diese auf und riefen: „Dank, lieber guter Vater, für Deine Güte!"

5.

Der Spieler.

Ein Uebel, das mit jedem Tage weiter um sich greift, ist die Leidenschaft für das Spiel; überall, von den höchsten Ständen bis hinab zu den niedrigsten, sehen wir, wie das Verderben in dieser Hinsicht zunimmt; hunderte von Familien werden einzig und allein durch dieses „gesellschaftliche Vergnügen" ins Verderben gestürzt, und dennoch hat das Gesellschaftsleben nichts Besseres zu bieten, als zweiundfünfzig Karten und den angenehmen Reiz, den die Begierde, Geld zu gewinnen, darbietet. Wir leben, unsrer Behauptung nach, in dem Zeitraume der Aufklärung;

eben diese Behauptung haben alle Zeiträume von sich aufgestellt; aber wir sind nicht aufgeklärt genug, ein Gesellschaftsvergnügen zu erfinden, welches dasjenige aufwiegt, sein Glück im Spiele zu versuchen, ein Vergnügen, das weder Bildung noch Aufklärung, sondern nur eine Begierde, auf „anständige" Weise Geld zu gewinnen, beweist. Auf diese Weise wird das Glück manches Menschen, und mit demselben eine ganze Welt von Ruhe und Freude in das Grab gestürzt, ohne daß Jemand nur daran denkt, dem umsichgreifenden Krebse des geistesarmen Gesellschaftsvergnügens ein Hinderniß in den Weg zu setzen.

In den größeren Städten ist das Spiel ein systematisch eingerichteter Nahrungszweig und in den kleineren ahmt man dem Beispiele nach so gut man kann; denn dieses ist verführerisch, weil so unendlich wenig dazu gehört, in einer bessern Gesellschaft mit sein zu können, es ist verlockend für die Jugend, welche sich eine Ehre daraus macht, sich mit denjenigen, die an Alter und äußerem Ansehen über ihr stehen, so intim, nämlich Taschenbuch gegen Taschenbuch, vereinigen zu können, da es nicht Herz gegen Herz geschehen kann. Es ist dies ja doch immer eine Annäherung und noch dazu so reizend, da die Begierde nach Gewinn sich zu der Begierde nach Ansehen gesellt. Man will so gerne sagen: ich spiele mit dem und dem, eben so wie man ehedem sagte: ich bin Freund mit dem und dem. Löst man jedoch den Begriff auf, so würde es heißen: der und der angesehene Mann läßt sich herab, mich um mein Geld zu prellen, und ich bin stolz darüber, daß ich das Opfer bin. Dies kommt der Wahrheit ganz nahe, wie sehr man sich auch bemüht, die Sache mit dem Vorgeben zu übertünchen, daß es doch so gebräuchlich ist, und daß man um Stoff für Unterhaltungen und Vergnügungen im Gesellschaftleben verlegen sein würde. Die Spielpassion, man mag die Sache deuten wie man will,

deutet immer auf eine Leere in den Kammern des Gehirnes oder des Herzens, eine Leere, die sich oft genug bei gelehrten, nie aber bei guten Menschen vorfindet, ein Bedürfniß, den heimathlosen Geist in den Baracken der Spielpassion zu beherbergen, weil die Leidenschaften die Stadt, in welcher er wohnen sollte, nämlich das Herz, in Brand gesetzt haben.

Jung Stilling redet in seinen Schriften von einem Gespenste, einem verdammten Geiste, der sich offenbarte, und der, wenn er im Buch las, die Blätter mit seinen glühenden Fingern durchbrannte. Es giebt viele solche verdammten Geister, welche alles verbrennen, was sie berühren, und unter ihnen ist der Spieler der gefährlichste, der hinterlistigste, der erste Freund und der erste Feind, der sein Opfer verhöhnt. So ist der Spieler, wenn er dieses Gesellschaftsvergnügen zu einem Handwerke macht, wenn er seine Opfer systematisch einspinnt, ihr Herzblut ihnen aussaugt und über ihre Todeszuckungen und über den Fluch ihrer Väter lacht.

Georg Akerlind hatte die Academie verlassen und war in Stockholm in ein Collegium getreten. Er war ein kräftiger und schöner Jüngling, rein und unverdorben, als er dahin kam; aber ein überspannter Charakter, ein Verlangen, sich auszuzeichnen, brannte in seinem Herzen wie ein verzehrendes Feuer. Ein solcher Charakter bildet sich leicht in Jünglingen aus, welche sich schnell und durch einen guten Kopf aus Armuth und Druck empor gearbeitet haben, welche sehen, daß ihr Gesichtskreis sich erweitert, und glauben, daß mit einem Male alle Schwierigkeiten überwunden sind; sie stürzen sich vorwärts und bilden das Gewebe einer ganzen Zukunft in einem Augenblicke; sie wollen ihre Eltern erfreuen und Glück machen, nicht zu ihrem eigenen Nutzen, sondern ihrer Eltern wegen.

So wenigstens dachte Georg. Er arbeitete Nacht

und Tag, um seinem alten Vater zeigen zu können, daß er trotz seiner Armuth auf der Bahn der Ehre und des Glückes weit gehen würde.

Zu seinen Freunden gehörte auch ein junger Baron von Wilde, ein Jüngling von Bildung, der aber diese Innigkeit des Herzens nicht kannte, ohne welche keine Freundschaft bestehen kann. Aber der Vater des jungen Barons war ein einflußreicher Mann, und Georg glaubte, er würde mit der Zeit auf den Schutz und die Empfehlung des alten Barons rechnen können. Wenn es mit einem Jünglinge so weit gekommen ist, daß er an die Allmacht der Empfehlungen glaubt, so steht er schon mit einem Fuße auf dem Gebiete der Untauglichkeit und kommt bald ganz hinein. Er verliert in demselben Augenblicke, in welchem er nach dem Faden der Empfehlungen greift, den Leitfaden zu eigener Tüchtigkeit; er hört auf, für sich selbst zu arbeiten, sobald er nach der Gunst der Hohen hascht und sein innerer Mensch fällt stufenweise, wenn auch die äußere Macht ihn mit dem Hebel der Gnade emporzuheben versucht.

Der ehemalige Landeshauptmann von Wilde war eine Ehrfurcht gebietende Figur. Wenn man seine weißen Haare, sein feines Lächeln und seinen stolzen Gang sah, so sollte man glauben, er wäre mit Ehren ergraut, und daß nichts das Gewissen des hurtigen Greises drückte. Das war jedoch keineswegs der Fall; er war in seiner Jugend ein Roué gewesen und hatte noch in seinem Alter, in seinem Aeußern, seiner Art zu sein und seinen Sitten etwas Jugendliches beibehalten. Aber die Leidenschaften verschwinden, die eine nach der andern, und nur die Habsucht bleibt zuletzt noch dem Greise übrig; der Geiz ist die letzte aller Eigenschaften des Menschen. Doch hatte dieselbe bei dem alten Baron eine schönere Form angenommen: sie zeigte sich als Spielpassion, als ein Beruf für das Gesellschaftsvergnügen, in einer Form,

die einem Manne Geld einbringen mußte, der sich beinahe fünfzig Jahre lang geübt hatte, Karten zu mischen und zu vermischen. Er empfing Georg auf die verbindlichste Art, und bald hatte der Jüngling die zweideutige Ehre, mit einem vornehmen Manne, einem Manne, der sein Glück machen konnte, zu spielen. Georgs Kasse war nicht groß, aber er war doch so glücklich, durch unausgesetzte Arbeit so viel zu verdienen, daß er seine Ehrenschulden bei dem Baron honoriren konnte. Aber die wirklichen Schulden blieben; er ließ sich von seinem sogenannten Freunde nnd dessen Vater leiten und brachte Geld durch, das ihm anvertrauet war.

Wir können, ohne einen einzigen Buchstaben wegzunehmen, versichern, daß wir hier das Schicksal vieler Jünglinge geschildert haben, die auf dieselbe Weise wie Georg lebten und endeten.

An einem Herbstabend schlich sich ein Jüngling in Matrosenkleidung mit einem Bündel unter dem Arme nach dem Hafen, und stieg an Bord. In der Nacht lichtete das Schiff die Anker und flog mit ausgespannten Segeln hinaus in die See.

Am folgenden Tage wurde Georg in seinem Collegio vermißt und einige Tage später wußte ganz Stockholm, daß er davon gegangen, nachdem er eine bedeutende Summe Geld durchgebracht hatte. In der Gesellschaft bei dem ehemaligen Landshauptmann wurde darüber gesprochen; man dachte aber weiter kaum daran. Der alte Baron erzählte nur, daß er den jungen Akerlind seines Sohnes wegen in seinem Hause gesehen, daß er die Absicht gehabt hätte, etwas für ihn zu thun, daß er sich jedoch hätte betrügen lassen von einem Unwürdigen, einem Jünglinge, der Schulden halber davon lief und nicht seine Verbindlichkeiten honoriren könnte. „Er soll noch einen Vater am Leben haben,“ sagte zuletzt der Baron, „ich möchte wohl

gerne wissen, wo dieser wohnt.“ Es war nämlich so, daß Georg dem Baron als Bezahlung seiner Spielschulden mehre Schuldverschreibungen auf ziemlich bedeutende Summen ausgestellt hatte, gleichwohl ohne dieses auf den Verschreibungen auszusetzen. Am folgenden Tage setzte sich der Baron und schrieb einen Brief an den Pastor Akerlind zu Witomta, welchem er Abschriften einiger Schuldscheine beifügte. Er beklagte den alten Vater und sagte, daß er um so eher auf Bezahlung hoffte, als er Georg dieses Geld gegeben hätte, um sich von noch größerem Unglücke zu retten, als von der bald vorübergehenden Nothwendigkeit, sich verborgen zu halten. Der Baron versicherte, er habe Georg mit väterlicher Zärtlichkeit umfaßt, und sein Sohn, der Georg gleich einem Bruder geliebt hätte, sei innig betrübt über das Unglück seines Freundes.

Ein feines Lächeln spielte auf dem Antlitze des Barons, als er mit seinem großen Carniolsringe einen Brief versiegelte, der Verzweiflung und Trauer auf das Haupt eines unschuldigen Greises werfen und eine ganze Familie in das Verderben stürzen sollte; aber der Baron lächelte dennoch, denn es war eine schlaue Handlung und der Baron freuete sich immer, wenn er Jemanden überlistete; er meinte dann, daß er gleichsam ein Sieger auf dem Schlachtfelde wäre, und er wußte nicht, daß er jetzt einen Unbewaffneten, ein grauhaariges Kind besiegte, das nicht wußte, was Betrug war und keine Waffen dagegen hatte. Aber gewisse Leute freuen sich dennoch über den Sieg, so leicht er auch erfochten ist, freuen sich, wenn sie auch nur den Unvorbereiteten betrügen, und sind gleichsam stolz über sich selbst, wenn sie ihrem leeren Herzen ein Siegesbulletin von einem nächtlichen Anfall auf einen schlummernden Freund geben können.

Pastor Ackerlind mußte, wie die Gesetze vorschreiben, sich von dem Wahlorte, oder (was hier der

Fall war) von dem Wahlplatze, auf dem seine spät entstandene Hoffnung vernichtet werden sollte, entfernen. Er reiste am Sonnabende vor dem Wahltage.

An dem Wahltage versammelten sich die Landleute einhellig, aber es war still; der Eine schämte sich, den Andern anzusehen, er fürchtete Vorwürfe von allen Seiten; denn Jeder glaubte, nur er allein sei gezwungen, seinen alten Pastor zu verlassen und auf eine ganz unbekannte Person, den Magister Tatterquist, zu stimmen, gerade auf ihn, der am schlechtesten gepredigt und der mit seiner tiefen Ehrfurcht gegen die hohen, geliebten Herrschaften auf Helleby sich bei den Bauern verdächtig gemacht hatte. Es ist nämlich eine bedauernswürdige Wahrheit, daß der schwedische Bauer im Allgemeinen mit Allem, was Herr heißt, in Opposition zu stehen glaubt, und also oft genug den sogenannten vornehmen Leuten Unrecht thut. Der Fehler liegt jedoch nur an den Vornehmen, an den Aufgeklärteren, die für die Aufklärung des Bauers so wenig gethan haben, die ihn mit Absicht bei jeder Gelegenheit in geistiger Abhängigkeit zu halten und ihm nur mit genauer Noth sein Christenthum und einen „einfältigen Glauben" zu gönnen scheinen. Man hat lange für den Satz gestritten, daß der Bauer gar keine Kenntnisse gebrauche, daß diese ihm sogar schädlich seien, und Gott weiß was Alles vorgebracht; gewiß aber ist: ein höherer Grad von Bildung unter den Landleuten, würde den Bauer gegen die Herrenklasse gerechter machen und diesen Nationalhaß verwischen, der zwischen der Bauernjacke und dem Herrenfracke herrscht, obgleich die Vornehmen dadurch gezwungen sein würden, ebenfalls in der Bildung einen Schritt vorwärts zu thun, um sich auf ihrer Höhe erhalten zu können. Man hat eingewendet, wenn die Bauern eine höhere Bildung erhielten, so würden sie sämmtlich Advokaten werden; aber es sei mir eine Frage gestattet: Für wen sollten sie advociren, wenn sie Alle einen höheren

Grad der Bildung hätten, als das jetzige Geschlecht? Nur so lange, als einige Wenige sich über Viele erheben, können diese die Advokaten der übrigen werden und als solche oft genug Schaden anrichten; gebt aber der Masse Bildung und sie braucht keine Fürsprecher, sie vertheidigt sich selbst. Die Ursache des Hasses liegt also in der Herrenklasse selbst, diese hat vergessen, daß ein waffenloser Feind hinterlistiger und gefährlicher ist, als der bewaffnete; daß eine unaufgeklärte Masse, die nicht das Schwert der Kenntnisse hat, seine Pfeile vergiftet, wie der Wilde thut, der den Elephanten angreifen will.

Die Wahl ging ihren Gang und Magister Tatterquist erhieltdie meisten Stimmen, so viel hatten die vereinigten Drohungen des Landsekretairs und des Patrons bewirkt.

Am Mont[illegible]abende kam Pastor Akerlind wieder nach Hause; aber Niemand eilte ihm entgegen; die wenigen Bauern, denen er begegnete, eilten ihm aus dem Wege, wenn sie konnten, oder gingen schweigend und düster an ihm vorüber. Der Greis verstand, daß er nicht der Glückliche seye. Zu Hause kamen seine Frau und seine Tochter ihm auf dem Hofe entgegen, aber schon ihre Miene zeigte an, daß sie nichts Gutes zu verkündigen hatten.

„Ich weiß Alles," sagte der Greis und lächelte, da er aus dem Wagen stieg, „ich bin der ich bin, aber geschehe Gottes Wille! Mutter sei darüber nicht so traurig! Gott sei Dank, wir leiden ja keine Noth."

Seine Gattin und Tochter erhielten gleichsam ein neues Leben, denn beide hatten gefürchtet, daß der Vater sein Unglück zu Herzen nehmen würde, aber er nahm es, Gottlob! kalt, und jetzt war es aus mit der Trauer, obgleich die Frau es gerne gesehen haben würde, wenn sie auf dem Probsthofe hätte wohnen und einen so großen Zehnten einnehmen können, wie dieser erhielt, und Lotte hatte schon ausgerechnet, wie nett sie die kleine, verwilderte Laube von spanischem

Flieder bei dem Probsthofe machen wolle. Alle hatten ihre Luftschlösser gebauet, und Allen waren sie eingestürzt; da jedoch der Vater nicht traurig war, so waren die Uebrigen es auch nicht.

„Gott sei Lob und Dank, daß es so leicht vorüberging," sagte die Mutter zur Tochter, als der Vater in sein Zimmer gegangen war; „ich fürchtete mich wirklich, denn Vater machte sich so gewisse Hoffnung, und noch dazu ist er seit dem Tode des Barons nicht gewesen wie früher; Alles hat ihn so stark und heftig ergr ffen, und Gott weiß, ob der arme Vater nicht an dem Tage einen zu harten Stoß erhielt: er schloß sich ein und weinte — das hatte er, so lange ich denken kann, noch nie gethan, obgleich so manches Unglück über uns ergangen ist."

Am Abende war der Pastor bei seiner Familie. Er war nicht froh, denn er hatte nicht mehr, als sieben Stimmen erhalten, und das ist in einer Gemeinde wenig, in welcher er beinahe dreißig Jahre gelebt und gewirkt, in welcher er bei so mancher Hochzeitsfeier den Segen gesprochen, so viele zu Miterben Christi durch die Taufe eingeweiht, so viele auf dem Todtenlager getröstet, und in welcher er für so viele bewiesene Liebe auch Liebe zu finden gehofft hatte. Das that ihm weh. Er fand, daß er sich getäuscht hatte, und saß nun und schloß in seinem Innern die Rechnung ab über sein Leben und seine Lehre; es giebt wenige Menschen, die das können wie er, dennoch war er nicht zufrieden mit sich selbst; denn daß der Fehler an einem Andern als ihm selbst liegen könnte, das fiel ihm nicht ein.

Jetzt kam ein Brief mit einem großen, adeligen Siegel. Die Sonne ging gerade unter und der Greis trat hinaus vor die Thür, um ihn zu lesen, denn draußen war es heller, als im Zimmer, wo der Tag von vielen Blumen und von den selbstgewebten Gar-

dinen der Mutter verdunkelt wurde. Er erbrach den Brief und las.

„Es ist doch sonderbar, daß Vater nicht wieder hereinkommt," sagte die Pastorin, „er sitzt draußen auf der Bank und erkältet sich im Abendthau; geh hinaus, Lotta!"

Als Lotta hinaus kam, saß ihr Vater noch so da, als läse er, aber sein Gesicht war so blaß und der Blick so starr. Lotta trat ihm näher und sagte:

„Vater! komm herein, Du erkältest Dich."

Da wendete der Alte seine Augen gegen das Mädchen, sie hatten ein so wunderliches, so glasartiges Aussehen, daß das arme Mädchen erschrack.

„Bist Du es?" fragte er, als wenn er aus einem tiefen Traum erwachte, „bist Du es, Lotta?"

„Ja, mein Vater, ich bin es."

„Hilf mir, Lotta, ich bin so matt, hilf mir!" wiederholte er mit Heftigkeit, „Du siehst ja, daß ich nicht aufstehen kann."

Außer sich vor Schrecken, stützte sie ihren Vater so gut sie konnte, und jetzt ging der arme Greis hinein zu seiner Frau. Auch sie erschrack über sein Aussehen; er schien halbtodt zu sein, eilfertig machte die Alte ihm das Gardinenbett zurecht und zwang ihren Mann, sich zu legen.

„Ich will Dir Fliederthee kochen," sagte sie, „Du hast Dich gewiß erkältet — ach, Herr Gott, verzeih mir, daß ich es nur dießmal vergaß, mich nach Dir umzusehen! — Du bist immer so nachlässig mit der Gesundheit, und auf die Art kann es nie gut gehen."

Der Greis ließ mit sich machen wie sie wollte, ganz so, als wenn er gar kein Bewußtsein hätte, und das war auch theilweise der Fall, denn die Fugen seiner Seele waren schon gelöst, und sie selbst saß gleich einem jungen Vogel und pickte an der Eierschaale, um bald hinaus zu kommen.

„Wie viel Silber haben wir?" fragte er, den

Blick auf die gläsernen Thüren ihres kleinen Silberschrankes richtend.

„Warum fragst Du so?" wendete die Alte ein, für seinen Verstand fürchtend.

„Es muß verkauft werden, denn wir dürfen in keiner solchen Schuld stehen; ein edler Mann darf unsertwegen nicht leiden," sagte der Geistliche.

Die Alte betrachtete ihn und wußte nicht, was sie denken sollte.

„Was meinst Du, Akerlind?"

„Lies diesen Brief," antwortete er, „Du mußt es doch einmal erfahren."

Die Alte setzte sich und las. Aber, so sonderbar ist der Mensch, nicht ein Zug veränderte sich an ihr während des Lesens; ihre ganze Seele war auf den Mann gerichtet, und nur ein kleiner Theil ihres Gefühls für den Sohn übrig.

„Mit Georg ist es also vorbei," äußerte sie endlich und legte den Brief weg, „armer, armer Vater! Alles," fuhr sie fort, „geht unglücklich für Dich; aber unser Trost ist der: ist die Gefahr am größten, so ist die Hülfe am nächsten; wir wissen, daß unser Elöser lebt, und wenn wir leiden, so ist er uns nahe und lindert unsere Sorgen."

„Ja," sagte der Greis, „ich weiß, er ist mir nahe, und wird mir bald helfen."

„Ja, tröste Dich damit," meinte die Alte, „wir wollen das Silber verkaufen und die Schuld bezahlen; aber sei ruhig, mein Alter, ich will Dir heute Nacht Gottes Wort vorlesen."

Und die gute Gattin las ihrem Manne die ganze Nacht hindurch Gottes Wort vor. Er lag schweigend im Bette, und faltete die Hände zu einem Gebete. Gegen Morgen wurde er schwächer und die Alte hörte auf zu lesen. Als sie sich ihm näherte, um zu fragen, ob er etwas wollte, so hörte sie, daß er ein stilles Gebet sprach, und daß der Name Wilde oft auf seinen Lip-

pen schwebte. Er bat Gott für den Verführer seines Sohnes, für seinen eigenen Mörder; er war betrogen in dem letzten Augenblicke seines Lebens und betete ein vergebliches Gebet für einen Unwürdigen. Die Uhr schlug vier und die Sonne schien in das Zimmer; da meinte die Alte, daß er mit einem Male so ruhig würde; Lotta steckte ihren Lockenkopf durch die Thür; ihre Augen waren roth und bewiesen, daß sie geweint hatte.

„Still! Vater schläft," flüsterte die Mutter, und leise schlich sich das Mädchen in das Zimmer. Aber bald erleuchtete die Sonne das ganze Stübchen und warf ihre scharfen Strahlen auf die stillen Züge des schlafenden Greises; dennoch schlief er, denn die irdische Sonne hatte für ihn ihren Glanz verloren.

„Gott, mein Gott! Vater ist todt!" rief die Mutter, und krampfhaft sanken sich Mutter und Tochter in die Arme.

6.

Die Gouvernante.

„Ich habe mir erzählen lassen," sagte die Räthin am folgenden Tage zu ihrem Manne, „daß der alte Pfarrhelfer todt ist, und daß ihr liederlicher Sohn sie in Schulden gestürzt hat, so daß sie sehr arm sind."

„So?" antwortete der Rath und fuhr fort, die Zeitungen zu lesen.

„Weißt Du was?" fuhr die Frau fort, „wir redeten neulich davon, für unsere Kinder eine Gouvernante anzuschaffen; die Tochter des Geistlichen soll in den Sprachen sehr geschickt sein, und —"

„So?" sagte der Rath.

„Und wenn Du willst wie ich, so könnten wir sie

zu uns in's Haus nehmen, es wäre eine himmlische Wohlthat gegen das Mädchen und könnte uns ebenfalls nützlich sein; denn, wie gesagt, sie ist geschickt in den Sprachen, weil der Alte ihr eine Menge Kenntnisse eingetrichtert hat, und obgleich sie wohl kein savoir vivre haben kann, so könnte sie dennoch die Kinder unterrichten."

„O ja, thue wie Du willst," entgegnete der Rath, welcher verdrießlich zu sein schien; „die Galeasse „Fredrik Sophie" hat Haverie gemacht," fuhr er fort; „aber Täkkling, der sie führt, ist ein Rindvieh, und versteht sich gewiß nicht darauf, die Gelegenheit zum Vortheile der Rhederei zu benutzen."

„Er wird doch wohl," sagte die Frau, „seine Sache verstehen?"

„Ja, eine Schute zu steuern," antwortete der Rath, „seinen Weg zu segeln und sich vor Riffen und Untiefen in Acht zu nehmen; aber Haverie zu machen, das versteht er nicht; siehst Du, er soll auf Alles, was beschädigt und verdorben ist, einen Eid ablegen, und für Alles, was er und die Besatzung beschwören, erhält der Rheder Ersatz von der Assecurance: nun giebt er wahrscheinlich Alles richtig an, und hat nicht so viel Verstand im Leibe, daß er etwas versteckt, das dann mir zu Gute käme."

„Oh ja, Knöölchen, sei Du ruhig," sagte die Frau tröstend, „mit Gottes Hülfe wird er wohl Dein Bestes verstehen."

„Ja, Gott gebe es," sagte der Commerzienrath; „aber er ist immer dumm gewesen, und dabei ehrlich wie ein Klotz."

„Wir nehmen also die Tochter des Pfarrers zu uns?" fragte die Frau und der Rath gab seine Zustimmung.

Man begann also die Unterhandlungen, welche durch die Frau des Inspektors betrieben wurden; es hieß, die kleine Charlotte sollte wie eine Freundin des

Hauses, wie eine Verwandte der Räthin behandelt werden; man wollte ihr Zeit geben, für sich und ihre Mutter zu arbeiten, und nur bisweilen sollte sie die lieben Kinder im Französischen, im Zeichnen und etwas Musik üben; dafür sollte sie fünfzig Reichsthaler und noch dazu Weihnachtsgeschenke und Jahrmarktsgelder haben und mit einem Worte, ein glückliches Leben auf Helleby führen.

Lotte erwog die Sache; fünfzig Reichsthaler waren in ihren Augen ein unerschöpflicher Schatz; Helleby war ihr lieb, und noch überdieß konnte sie ganz in der Nähe ihrer armen Mutter bleiben, die in einer kleinen Hütte im Kirchspiele wohnen sollte. Lotta nahm das Anerbieten an, und nicht lange nach dem Begräbnisse des Vaters zog sie ein bei dem Commerzienrathe.

Das schwarze Kleid stand dem blühenden Mädchen sehr gut, und die Räthin fand bald, daß, obgleich Lotta zwar nicht das feine savoir vivre haben könne, das natürlicher Weise ihre eigenen Töchter in der Eigenschaft ihrer Töchter an und für sich selbst schon haben müßten, dennoch sogar Mimi bei der Vergleichung mit ihrer Gouvernante verlieren müßte, obgleich die ganze Welt versicherte, daß Mimi die ganze Liebenswürdigkeit und das noble Aeußere ihrer Mutter geerbt hätte. Mamsell Akerlind hatte also das Unglück, die Räthin sogleich zu beleidigen, und bald kam die freundliche Behandlung oder die zärtliche Verwandtschaft gar nicht mehr in Frage; man begann ganz einfach, Lotta gleich einem jeden andern Domestiken zu behandeln, denn das war sie doch immer, wie man auch die Sache betrachtete: man hielt sich eine Magd, welche die Teller abwusch, und eine Gouvernante, welche die Kinder erzog, eine Parallele von derselben Art, wie wenn man sich einen Stallknecht

hält, der die Pferde striegelt, und einen Hausdoctor hat, der die Gesundheit pflegt. Es giebt viele Menschen, die da glauben, sie können mit Geld alles in's Gleichgewicht, die Geschicklichkeit einer Dienstmagd mit den Mühen und Beschwerden einer Erzieherin für die Bildung der Kinder in die Parallele bringen, und welche den Arzt ihre Gesundheit unter denselben Bedingungen pflegen lassen, unter denen der Knecht nach den Pferden sieht. Doch nimmt man sehr wenige Rücksicht auf die Bildung seiner Kinder und sein eigenes Leben, wenn man den Lehrer und den Arzt zu Handwerkern machen will, statt sie zu seinen Freunden zu erheben, wenn man seine Schuld an Personen nur baar ablöst, die mit Freundlichkeit und Herzlichkeit bezahlt werden sollten. Solche Menschen wissen weder, was ein Kinderfreund und Lehrer ist, noch was es heißt, einen theilnehmenden Freund vor seinem Krankenbette zu haben, sie sind Personen, die den Werth ihrer Kinder und ihr eigenes Leben auf Heller und Pfennig zu bestimmen vermögen.

Der Commerzienrath war hinsichtlich der Art seines Emporkommens und der Art von Ehre, auf die er gerechnet und die er gewonnen hatte, gerade ein solcher Mann; wenn Jemand ihn mit eigener Lebensgefahr aus einer Oeffnung im Eise gerettet oder sein Kind aus den Flammen gerissen hätte, so würde er ganz gewiß den geleisteten Dienst baar bezahlt haben; wäre jedoch sein Retter nachher in Noth gerathen und hätte eine kleine Hülfe, nur eine Unterstützung im Unglücke begehrt, da hätte der Commerzienrath bestimmt seine Hand zurückgezogen und geantwortet: unsere Geschäfte sind abgemacht; den Dienst, den Ihr mir geleistet, habe ich baar und sogleich honorirt, und jetzt haben wir weiter nichts mehr mit einander zu schaffen. Die Freundschaft des Commerzienrathes beruhte auf dem Taschenbuche und seine Freundschaft kam immer

aus dem Taschenbuche; daß noch etwas außer demselben liegen könnte, das ahnte er nicht. *)

Lotta war fleißig; es war unmöglich mit Grund über sie zu klagen: ein so sittsames, so gutes und dabei auch so nützliches Mädchen wie sie, konnte man unmöglich in's Haus bekommen. Zwar liefen Mimi und Amy mit ihren kleinen Erzählungen zur Mutter, aber sie waren sämmtlich von der Art, daß die Räthin an nichts böses denken konnte, wenn sie auch sagte, daß sie es thäte. Eine kleine Scene war aber dennoch unvermeidlich.

„Weißt Du was, Mutter?“ kam Mimi eines Tages mit dem Athem auf der Zungenspitze zu der Räthin und erzählte: „weißt Du was, Mutter? Mamsell Akerlind liegt jeden Morgen auf den Knieen und betet ganze Reihen von Gebeten.“

Das war eine harte Beschuldigung obgleich Rath und Räthin ihren Kindern unaufhörlich vorpredigten, man müßte religiös sein, eine Lehre, die unreligiöse Leute meistentheils am fleißigsten predigen; es ist dies eine Lebensregel, ein Gebrauch, und muß gelernt werden, sowie man Tanzen und Fortepiano spielen lernt, aber mehr darf es nicht werden, denn sonst artet es aus in Pietismus und hindert die Kinder, in der Welt empor zu kommen, ihr Glück zu machen, u. s. w. — mit einem Worte: die Räthin wollte, daß die Kinder religiös sein sollten, aber nur nicht zu viel. Daß jedoch die Gouvernante in ihrem Kämmerlein auf den Knieen lag und betete — denn Mimi hatte es durch eine Ritze in der Thür beobachtet, vor der sie eines Morgens stand und lauschte, was die Mamsell in ihrer Einsamkeit vorhätte — das ging zu weit; denn es geschah in der Einsamkeit und war also eine Schwär-

*) Der deutsche Leser wolle sich hier daran erinnern, daß man in Schweden besonders nur Papiergeld hat, welches im Taschenbuche aufbewahrt wird. Anm. d. Uebers.

meret, da die Welt es nicht sah. Schwärmerische Mädchen taugen nicht zu Gouvernantinnen, meinte die Räthin, denn eine solche muß Haltung und Verstand haben, keineswegs aber eine übertriebene Religiosität, die sie verderben und sie sauertöpfisch machen kann.

Die Räthin beschloß daher das Thun der Mamsell Akerlind selbst zu erforschen, und befahl daher ihren Töchtern, Nachricht zu bringen, wenn die Mamsell wieder auf den Knieen liege und bete. Es war also abgemacht, daß die Mädchen ihre Gouvernante auf das strengste beobachteten, und schon am folgenden Morgen kamen sie beide gelaufen, und erzählten ihrer Mutter, daß Mamsell Akerlind gerade jetzt wieder dabei wäre zu beten.

Sogleich stand die Räthin auf und befahl den Kindern dort zu bleiben; sie selbst schlich sich allein an die Thür der Mamsell und hörte hier ganz deutlich, daß sie betete, und sah durch die Ritze, daß sie auf den Knieen lag. Leise öffnete sie die Thür und stand in einem Augenblicke vor der verlegenen Mamsell, die sich schnell von ihrer knieenden Stellung aufrichtete.

„Erschrecken Sie nicht, Mamsell," sagte die Frau, „es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie religiös sind — pflegen Sie jeden Morgen knieend zu beten?"

„Ja, Frau Commerzienräthin, und auch jeden Abend."

„So so, recht interessant! haben Sie das zu Hause von Ihren Eltern gelernt?"

„Ja."

„O ja, das kann in einem Pfarrhause auf dem Lande recht gut sein, aber, meine gute Mamsell, bei Leuten von Stande ist dergleichen nicht gebräuchlich; das ist Pietisterei."

„Ich weiß nicht," stammelte Lotta verlegen, „ich weiß nicht, wie es gebräuchlich ist; aber ich weiß, daß mir leichter um das Herz wird, wenn ich bete."

„Ach so, Sie haben ein schweres Herz? arme

Kind! das ist sehr zu bedauern; aber ich kann nicht verstehen, was Sie plagen kann; sie sind an einem guten Ort, haben gutes Essen und nach Ihrem Stande ganz gute Kleider, und sowohl ich als auch der Commerzienrath behandeln Sie so delikat, wie möglich. Ueber die Kinder können Sie sich nicht beklagen, unschuldigere, folgsamere Kinder kann man sich nicht denken, und noch dazu haben sie eine so leichte Fassungsgabe, daß Sie, meine gute Mamsell, im Ganzen sich weder über diese noch auch über uns beklagen können, und in Summa, daß Sie unmöglich etwas haben können, das Ihnen das Herz schwer macht."

„Meine alte Mutter!" sagte Lotta halb weinend vor Bewegung und verletztem Selbstgefühl, „ich bete für meine arme Mutter."

„Ach ja, das ist recht hübsch; aber das können Sie in Ihrem Herzen thun, und dürfen den Kindern nicht mit solchem Beispiele vorangehen; denn Sie können wohl selbst einsehen, daß es sich für keine gebildete Dame paßt, auf den Knieen zu liegen und zu beten, außer in der Kirche, wo man des Gebrauches wegen sich ein wenig neigen muß, als wenn man auf die Kniee fiele. Man muß religiös sein und Gott fürchten, aber, liebe Mamsell, ich will Ihnen sagen, das muß auf eine anständige Weise geschehen. Ich sehe es darum lieber, wenn Sie uns jeden Tag aus einem Andachtsbuche etwas vorlesen; ich will selbst zugegen sein; das kann seinen Nutzen haben, in Ansehung der Leute, welche bei uns wahre Gottesfurcht sehen, und ich habe solche Zusammenkünfte sehr gerne; aber in der Einsamkeit wie eine Nonne auf den Knieen zu liegen und zu beten, ist unschicklich, ist Pietisterei, wie ich schon einmal gesagt habe, und wenn Sie in unserm Brode bleiben wollen, so müssen Sie damit aufhören; wenn Sie damit aber fortfahren wollen, so können Sie wieder zu Ihrer Mutter ziehen, ihr Brod

essen, und zusehen, ob ihre Gebete die Kosten für Ihren Lebensunterhalt ersetzen."

Nach dieser Lektion ging die Commerzienräthin, und Lotte brach in Thränen aus. Es war hart, es war sehr grausam, daß sie nicht zu Gott beten durfte, wie sie es zu Hause bei ihren Eltern gelernt hatte; dieses Morgengebet und dieses Abendgebet hatten ihre gedrückte Seele so wunderbarlich gestärkt, aber sie wagte es nicht mehr, der alten Sitte zu folgen; denn in ihrer jetzigen Lage konnte sie ihre Mutter unterstützen, während sie sonst dem Mutterhause zur Last fallen mußte.

Indessen fing man jetzt an, jeden Vormittag nach dem Kaffee eine Betrachtung aus einem Andachtsbuche zu lesen; die Räthin saß da aufmerksam auf jede Miene, die sich auf Lotta's Gesicht aussprach und machte Anmerkungen über ihre Deklamation, ermahnte und hechelte ihre Töchter und unterbrach das Lesen stets mit eigenen, frommen Betrachtungen, in denen sie selten unterließ, sich und den Commerzienrath als ein Paar treue Helden Christi darzustellen, welche in Lehre und Leben die Pflichten eines wahren Christen erfüllten. Die Töchter waren halb im Schlafe und gähnten bisweilen, hielten aber stets die Hand vor den Mund, weil die Frau Mamma sonst stets mit einer Anmerkung über die Art zu gähnen angestiegen kam. Der Rath, welcher wohl ebenfalls der Leute wegen anwesend war, saß in einem großen Lehnstuhle und hielt sein kleines Vormittagsschläfchen; er schloß jedoch nur, wie die Frau behauptete, seine Augen, um die heiligen Worte mit um so größerer Aufmerksamkeit fassen zu können.

7.

Die erste Liebe.

Die Aufmerksamkeit der Frau auf alles, was Lotta that und sagte, nahm mit jedem Tage zu und wurde immer drückender und herber, die Räthin schien etwas, und zwar etwas Bitteres, auf dem Herzen zu haben, das sich, wenn auch nicht gerade in heftigen Ergießungen, so doch in einer gebildeten Manier durch Sticheleien und einer zurückstoßenden Begegnung gegen die Gouvernante Luft machte. Lotta suchte durch Aufmerksamkeit, durch Nachgiebigkeit die üble Laune der Frau zu besiegen, sie versuchte sogar die Kunst, welche David gegen Saul anwendete, spielte der Frau alle ihre Lieblingsstücke vor, aber mit ebenso wenig Glück wie der gesalbte Mann Gottes, denn die Räthin war verstockt in ihrem Herzen. Auf diese Weise verschwand dem Mädchen endlich der letzte Schimmer der Jugendfreude, sie wurde zuletzt ein düsteres, dahinwelkendes Wesen, welches sich in der weiten, beweglichen Welt allein fühlte, und welches die Menschen an sich vorüberströmen, sich bald gruppiren und bald darauf wieder zerstreuen sah; aber Alle flogen sie an ihr vorüber, als hätte sie dieselben in einer Camera obscura betrachtet; sie sprangen spurlos über das Gemälde, und kein Auge richtete sich auf sie; kein Gedanke heftete sich auf sie; sie saß dort in der Verborgenheit. Diese Stellung bildet allmählig eine Eigenthümlichkeit von Charakter aus, die man die Gouvernantenlaune nennen könnte; diese verursacht eine Krankheit des Herzens, welche sich in jedem Worte und in jeder Handlung äußert, es ist dieß eine Bitterkeit, welche wie ein Gift in der Brust der Verstoßenen wächst und sie noch verstoßener, noch zurückgesetzter macht, als sie vorher waren.

Dieser Charakter bei Gouvernantinnen, welcher sie zu einem Gegenstande so vieler lächerlicher Gemälde gemacht hat, fließt aus dem Gefühle der Abhängigkeit und der Einsamkeit und aus der nie unterlassenen Pflicht über die Haltung und das Betragen der Zöglinge Anmerkungen zu machen. Alles dies macht alte Gouvernantinnen sehr fatal im Umgange; sie haben, wohin sie sich begeben eine Schlagruthe bei sich, mit welcher sie erforschen, ob nur ein einziger Tropfen Unpassendes in den Gang, die Rede und die Ausdrucksweise der Personen mit einfließt; sie haben durch ihre Gewohnheit, ihre Zöglinge genau zu beobachten, ein feines Ohr für alles Taktlose und Ungestimmte erhalten, sie fahren zusammen, als hätten sie einen elektrischen Stoß erhalten, wenn sie eine unpassende Geberde sehen oder ein unabgewogenes Wort hören; es peinigt sie und selten können sie es unterlassen, mit einer beißenden Bemerkung den zu beleidigen, der auf den zartesten Theil ihrer Gewohnheiten getreten hat, besonders da sie auch jeden solchen Fehler für eine Beleidigung gegen das verlassene, isolirte Weib halten, welche das Kreuz zu tragen hat, kleine Kinder zu Fräuleins oder Mademoisellen heranzubilden und diesen von der Kunst: mit Hinterstichen zu nähen, zu folgen bis zu der Kunst: die Liebe eines Gatten zu verdienen.

Der Beruf des Lehrers ist schön, das ist eine Wahrheit; nicht aber dann, wenn der Lehrer sich nach den Launen, Thorheiten und Fehlern der Eltern richten muß. Laß eine Gouvernante ohne Eltern, ohne vorgefaßte Meinungen, ohne Standesunterschied Kinder erziehen; laß sie die zarten Blumen pflegen, wie ihr eigenes Herz ihr vorschreibt, und ganz gewiß würde sie selbst edler und besser werden, sich frei und glücklich fühlen und die Kinder zu freien und glücklichen Menschen machen.

Dieser Charakter begann sich ebenfalls bei Lotta zu entwickeln, bei diesem sechszehnjährigen Mädchen, das durch den Siroccowind des anständigen Tadels und der sanften Sticheleien zur Erde niedergebeugt war; wenn der Zorn gleich einem Orkane über uns hereinstürzt, so trifft er nur das Aeußere unseres Herzens, aber das Gekeife, das milde Gezänke dringt hinein wie der Wind der Wüste und trocknet es aus in seinen innersten Kammern.

Man verzeiht leicht einem Menschen, der aufbraust und mit Einemmale die Schalen seines Zornes leert, denn bald giebt es wieder Sonnenschein, nachdem der Sturm ausgetobt hat, und der ganze Verlust besteht einzig und allein in der einen und der andern zersprengenden Illusion, welche wir eben so leicht mit einer neuen ersetzen, wie wir statt einer zerschlagenen Fensterscheibe eine neue einrahmen; wenn aber dagegen die Bosheit wie ein schleichender Pestwind kommt und still und hinterlistig über den Blumengarten unseres Herzens hinstreicht, so fühlen wir um uns nur warme Luftzüge, und sehen dennoch, wie eine Blume nach der andern ihr Haupt neigt und verscheidet: dann fassen wir Haß gegen den sanftmüthigen Plagegeist, welcher uns, gleich dem römischen Tyrannen, sterben läßt, so daß wir unsern Tod fühlen; wir fassen Haß gegen das ganze Geschlecht, welches das schleichende Gift dem schnellen vorzieht.

Lotta war also auf dem Wege, eine Menschenfeindin zu werden, und, wie gewöhnlich, suchte sie außerhalb der Gränze der Wirklichkeit dasjenige, was sie innerhalb derselben vermuthet hatte; sie wurde mit einem Worte romantisch, oder wenigstens was man in alltäglicher Rede unter diesem Worte versteht.

Innerhalb des Kreises, in welchem sie lebte, gab es nichts, was sie liebte; nichts, was sie auch nur interessirte; sie suchte es also außerhalb ihres Kreises, und haschte nach Schattenbildern, obgleich sie wußte, daß sie dies wären; aber sie liebte dieselben so sehr,

daß sie überall fürchtete, statt ihrer auf Wirklichkeiten zu stoßen.

Lotta konnte nicht darauf verfallen, daß die Frau Räthin ihr vielleicht ihre Schönheit und ihre Jugend beneidete, und dennoch war es so; sie konnte es noch weniger ahnen, daß die Frau ihre Augen auf die Gouvernante und auf die eigene Person des Herrn Commerzienrath geheftet hielt; das einzige, was sie merkte, war, daß dieser mit jedem Tage zuvorkommender und väterlicher gegen sie wurde. Die Frau hatte über diese Väterlichkeit ihre eigenen Gedanken.

An einem Tage, da die Commerzienräthin auf einer Visite in der Nachbarschaft abwesend war, trat der Commerzienrath in Lotta's Zimmer, eine Ehre, die ihr zuvor noch nie widerfahren war.

„Ich habe," äußerte der Rath, welcher, in Parenthese gesagt, fein rasirt und in seinem feinsten Rocke mit einem neuen grünen gewässerten Bande im Knopfloche gekleidet war, „meine Frau so oft von den schönen Blumen der Mamsell Charlotte reden hören, daß ich Lust bekam, dieselben zu sehen, und darum kam ich hieher."

„Der Herr Commerzienrath ist stets willkommen," sagte Lotta, sehr verlegen über den unerwarteten Besuch, der sie im Lesen eines Lafontain'schen Romans unterbrach.

„Wirklich? meine gute Mamsell, bin ich wirklich willkommen?" fragte der Rath, und nahm seine freundlichste Miene an; — „Sie sind arm, meine gute Mamsell?" fuhr der Commerzienrath nach kurzem Schweigen fort.

„Nicht ich, Herr Commerzienrath, denn ich bin jung und gesund; aber meine alte Mutter ist arm, denn sie ist nunmehr kränklich und schwach."

„Ja, das wollte ich gerade sagen," antwortete der Rath; „Ihre Frau Mutter ist kränklich und schwach; wenn ich etwas für sie thun könnte, so sollte es mir eine Freude sein."

„Ich danke Ihnen, Herr Commerzienrath.“

„O, keine Ursache, zu danken! Wenn man eine so liebe und gute Tochter hat, so darf man nicht Noth leiden. O ich verspreche Ihnen, Ihre Mutter soll es wenigstens nicht, so wahr ich Knööl heiße, doch nur unter einer Bedingung, meine beste Mamsell, nur unter einer Bedingung.“

„Welche?“ fragte das Mädchen aufmerksam.

„Ja, sehen Sie, mein gutes Kind, Sie kennen den Charakter meiner Frau; sie ist eine ausgezeichnete Gattin, ein wahres Exempel für alle Hausmütter; aber Sie wissen, daß sie einige schwache Seiten hat. Man muß Nachsicht haben mit ihren Schwächen, verstehen Sie, und vor allen Dingen sich nicht mit ihr überwerfen — sie ist eine edle Frau, eine gute Gattin und Mutter; aber — aber man muß sich immer in Acht nehmen, sich mit ihr zu überwerfen — ihre Vorurtheile — und darum sehen Sie, Mamsell, muß ich eine Bedingung machen.“ — (Pause.)

„Was befehlen Sie, Herr Commerzienrath?“ fragte Lotta, da ihr das Stillschweigen zu lange dauerte.

„Befehlen? — nein, gewiß nicht, befehlen — nein weit davon entfernt. Ich will Ihrer Mutter helfen und Sie selbst sollen erhalten, was Sie wünschen — ich habe (bei diesen Worten zog er ein Pappkästchen aus der Tasche) gerade heute diese Garnitur aus Stockholm erhalten, und schenke sie Ihnen zu einem Anfange. — O, meine beste Mamsell, machen Sie keine Umstände; Sie haben so viel Beschwerden mit meinen Kindern — Sie, Sie — aber mit einem Worte, Sie sollen Alles erhalten, was Sie wünschen — und Sie wissen, meine gute Mamsell Lotta, daß ich, Gott sey Lob und Dank, selbst zu noch größeren Aufopferungen Vermögen genug habe. Aber Sie dürfen meiner Frau nichts davon sagen; sie hat ihre Eigenheiten, ihre Launen; wir beide, ich und Sie, könnten Verdruß davon haben.“

„Nein, Herr Commerzienrath, das kann ich nicht versprechen,“ entgegnete das Mädchen. „Bin ich den Kindern nützlich gewesen, so will ich die Belohnung von Vater und Mutter gemeinschaftlich oder auch gar keine haben. Ueberdies habe ich nicht mehr gethan, als was meine Pflicht war.“

„Wollen Sie nicht einmal die Garnitur nehmen?“ fragte der Rath etwas verlegen; „sie ist echt, und enthält recht schöne Steine.“

„Ja, wenn ich der Commerzienräthin danken darf, so wie ich Ihnen, Herr Commerzienrath, danke.“

„Sind Sie besessen, Mamsell Lotta?“ fragte der Commerzienrath zornig; „aber,“ fuhr er mit sanfterer Stimme fort, „verstehen Sie mich richtig, beste Mamseb, verstehen Sie mich richtig, und stoßen Sie nicht Ihr Glück von sich, es wird Ihnen nicht wieder geboten.“

„Nein, Herr Commerzienrath,“ erwiederte die Gouvernante, und erhob sich; der Zorn stand auf dem glühenden Antlitze gezeichnet. „Ich verstehe Sie nicht, und will Sie auch nicht verstehen, und das Einzige, was ich Ihnen versprechen kann, ist, diese Unterredung Ihrer Gemahlin nicht zu erzählen — lassen Sie mich allein, Herr Commerzienrath!“

„So, so, Sie drohen, meine beste Mamsell! Sie glauben also vielleicht, daß ich mich in Ihre Reize vergafft habe — nein, meine Kleine, ich kam hieher, wie ein Vater und aufrichtiger Helfer, Sie mögen es deuten und verdrehen, wie Sie wollen. — Ich gehe, aber bedenken Sie, Mamsell, daß Sie Ihre ganze Zukunft von sich gestoßen haben. — Leben Sie wohl.“

Mit diesen Worten gieng der Commerzienrath seines Weges; Lotta aber warf sich auf das Sopha und weinte.

„Warum sind nicht die Menschen so edel, wie sie hier in dem Buche abgemalt werden? Sind denn alle solche Gemälde bloße Phantasien?“ so fragte sie sich selbst und saß einsam in ihrer Kammer, als die Com-

merzienräthin nach Hause kam und mit ihren scharfen Augen gleichsam fragte, ob etwas vorgefallen wäre.

Weder der Commerzienrath, noch auch Lotta ahnten gleichwohl, wie weit die Commerzienräthin das System der Spionerie ausgedehnt hatte; dieses war eine wahre, gut organisirte Inquisition; die Wände auf Helleby hatten Ohren, und ehe die Räthin sich zu Bette legte, hatte sie ungefähr das Wesentliche der ganzen Unterredung zwischen ihrem Manne und Lotta eingeholt. Die Aufführung der Commerzienräthin gegen die Gouvernante war auch am folgenden Tage gänzlich verändert, und sie lächelte nur verächtlich, als ihr geliebter Mann eintrat. Da wanderten ihre Augen von ihm zu der Mamsell und von ihr wieder zu dem Rathe; aber sie merkte weiter nichts, als daß die Gouvernante gewisser Maßen ein Zug von Harm überkam, da der Rath redete, und daß dieser etwas beschämt und dito ärgerlich aussah.

Es war auch wirklich für den Commerzienrath ein unerwarteter Schlag gewesen, er war so gewohnt, mit Geld über alle Bedenklichkeiten zu siegen, daß ihm das ganze Abenteuer fast wie ein Traum vorkam. Gleichwohl konnte er die Gouvernante nicht hassen, sondern er bedauerte nur ihre Einfalt, und hoffte, die Zeit würde sie wohl vernünftiger machen.

8.

Die Hütte und Klein-Trianon.

Die Wittwe des Pastor Akerlind wohnte jetzt in ihrem kleinen Wittwenhause zu Witomta. Es war das ein im Wald verstecktes, roth angestrichenes einstöckiges Häuschen mit weißen Fensterpfosten und kleinen Fen-

sterscheiben. In demselben war es so reinlich und nett, besonders in einem kleinen Zimmer neben dem Hausflure. Dieses war ganz voller Blumen wie eine Orangerie. Dort wohnte Ma bonne, wie sie schon seit der Zeit der Stalsköld'schen Eltern genannt worden war. Diese Ma bonne war eine gute, liebenswürdige, alte französische Dame. Mehr wußte man nicht von ihrer Lebensgeschichte. Ma bonne war zu der Frau Akerlind gezogen, statt bei den übrigen Pensionairen auf Helleby, die der Commerzienrath in einigen Tagelöhnerwohnungen hatte zusammenpacken lassen, wohnen zu wollen. Ma bonne konnte sich dort nicht finden; sie wollte ihr eigenes Zimmer haben und wurde daher bald mit Lotta's Mutter einig, ihre Einsamkeit zu theilen und von der kleinen Pension zu leben, die der Vater des Barons ihr ausgesetzt hatte.

Es konnte kaum zwei Menschen geben, die einander so unähnlich waren, wie die beiden alten Damen, aber auch wenige, die sich gegenseitig so herzlich liebten. Die alte Frau Akerlind war ehrlich und froh, doch ohne eigentliche Bildung. Zwar hatte sie ihren Lebenszweck erfüllt, einen armen Pastor auf dem Lande glücklich zu machen, würde aber übel angekommen sein, wenn sie in andern Verhältnissen gelebt hätte, als in den allereinfachsten, die ihrer Stellung als Pastorin angehörten. Sie fand ein Vergnügen darin, tausend kleine Bekümmernisse zu haben, die einer fleißigen Hausmutter eigenthümlich sind, aber sie hatte auch Genuß von einer Masse von Dingen, welche die Aufmerksamkeit einer Andern kaum erregt haben würden Wie froh war nicht die Alte, wenn ein gestreifter Zeug sich gut ausnahm, oder wenn das Lichterziehen gelang, auch unterließ sie es niemals, recht herzlich zu lachen, wenn sie Lichter zog, damit sie heller brennen möchten. Uebrigens war sie ziemlich abergläubisch, hatte in vielen Dingen wunderliche Ideen, beobachtete eine Menge Vorsichtsmaßregeln, die andere Leute für ganz unnö-

thig hielten, und verstand sich sogar ein wenig auf Sympathiekuren. Sie war mit einem Worte so, wie ihre beschränkte Erfahrung und ein lebhafter natürlicher Verstand sie gemacht hatte: sie war weder mehr noch weniger, als eine gute, alte Frau ohne Ansprüche, aber auch ohne höhere Genüsse, als die des Augenblickes und die sich ihr in dem engen Kreise ihrer Gefühle darbieten konnten.

Ma bonne hatte noch in ihrem Alter diese feine Weise und diesen eigenthümlichen Gang der Gedanken und der Gefühle, welche das ganze Leben hindurch einer feinen Bildung und der Gewohnheit, in guten Gesellschaften zu leben, folgen. Man konnte sagen, sie fühlte sich wie eine Königin, denn selbst ihre Freundschaft und ihre Liebe würden das Gepräge der Herablassung getragen haben, wenn nicht das Auge der guten Alten so viele Theilnahme, so viele Freundschaft ausgesprochen hätte, daß man wahrnehmen konnte, sie habe den größten Theil ihres Lebens bei dem Volke zugebracht, und wäre nur während ihrer Kindheit und Jugend von demselben entfernt gewesen. Ihre Kammer, so klein sie auch sein mochte, war ein Tempel, in welchem der Geist des Geschmackes und der Bildung Platz genommen: die Anordnung der Blumen, des Spiegels, der wenigen Bücher und des Bettes mit den rosenfarbenen Gardinen war zierlich und nett; es sah aus, als hätte eine reiche und vornehme Dame sich nur zu ihrem Vergnügen in dem Hüttchen niedergelassen, und war eine Art von Nachahmung der Zeit, in welcher in dem kleinen phantastischen Dorfe bei Trianon Ludwig XVI. als Müller, Marie Antoinette als Bauerfrau und der Graf von Artois als ein Schulmeister gekleidet giengen. Ma bonne hatte auch Grund, diese nette, diese zierliche Einfachheit zu lieben, welche sie in ihrem Zimmer noch in ihrem Alter beizubehalten suchte.

Marie Charlotte de Ferron, Wittwe des Gärtners

Jean de Ferron, so war Ma bonne in dem Witomter Kirchenbuche aufgezeichnet, geboren 1766, Wittwe 1794. Dies war alles, dies war die kurze Erzählung von einem Leben voller Abwechslungen. Wie viel sollte nicht ein Kirchenbuch mit seinen Namen und Jahreszahlen sagen, und wie vieles sagt es nicht schon! In der einen Reihe steht der Geburtstag aufgezeichnet, in der andern der Hochzeits- und in der dritten der Todestag, und zwischen diesen liegen tausende von Ereignissen, Stürme von Thränen und viele Tropfen einer reinen Freude.

Mademoiselle de Perrin war eine Zeit lang die Kammerjungfer der Marie Antoinette — ein schönes Mädchen von Geschmack und Bildung, die ihrer Königin oft laut vorlas und sie stets begleiten mußte, wenn die schöne Herrscherin von Frankreich den Zwang der Etikette und die geräuschvolle Hauptstadt vergessen wollte, und hinaus floh in das kleine Trianon, welches zu Versailles in demselben Verhältnisse stand, wie eine anspruchslose Wiesenblume zu der beschnittenen Buxbaumhecke; Natur neben der Kunst. Klein-Trianon war Marie Antoinette's Favoritplätzchen, eine kleine, nette und geschmackvolle Villa, würdig einer Königin, dabei aber doch ländlich. Es war ein Zufluchtsort für den kindlichen Sinn, welcher noch immer aus allen Handlungen der schönen Königin hervorleuchtete; erst dort fühlte das kaiserliche Kind sich frei und froh, und konnte aufathmen. Herr de Ferron, der Obergärtner in Versailles, hatte die Parks bei Trianon angelegt; es waren Anlagen, würdig einem Nachfolger des Le Notre, doch in einem andern Stile, als in dem des alten Klassiker in der Gartenkunst. Le Notre machte alles regelmäßig, führte eine Art von Architektur von wachsenden Massen, von schnurgeraden Baumreihen, von beschnittenen Hecken und geraden Laubgewölben ein. De Ferron dagegen schuf den Park von Trianon nach der Natur, aber nach einer schönen Natur;

hier ließ er Baummassen sich erheben, dort breitete sich eine kleine Ebene aus; hier warf er einen Tempel unter die Bäume und dort wieder nur einige abgebrochene Säulen, eine Art von mit Büschen und Gras überwachsener Ruine. Dort in der Mitte des Parkes wurde das Schloß erbaut, umgeben von Bäumen und voll der geschmackvollsten, und, wenn man so will, prachtvollsten Zimmer; aber nicht in dem gewöhnlichen Stile. Hier gab es nichts Ueberflüssiges, alles war leicht, zierlich, angenehm für das Auge und bequem. Aber die Gewitterwolken zogen sich zusammen über den Häuptern des königlichen Paares, sie fingen schon an, sich in der Entfernung hören zu lassen, das Volk murrte und der Zorn desselben wendete sich besondes gegen Marie Antoinette, welche nur einen Fehler hatte, nämlich den, mit einem willenlosen Könige vermählt zu sein und selbst einen Willen und eine Tugend zu besitzen, ein gutes, unvorsichtiges und leicht bethörtes Kind zu sein.

An einem schönen Juniabende des Jahres 1791 promenirte die Königin in dem Parke von Trianon. Sie war niedergeschlagen und durchwanderte, nur von der Mademoiselle Perrin begleitet, die schönen, gekrümmten Gänge des Parkes. Man näherte sich dem Tempel der Flora, einem schönen Lusthause, welches auf einem Hügel an einem kleinen See lag, der mit seinen vielen Buchten den Park verschönerte. Dort blieb die Königin stehen und betrachtete ein paar Schwäne, welche langsam auf dem kleinen See segelten — Gatten, welche auf dem Wasserspiegel schwammen. Endlich trat sie in den Tempel und setzte sich auf das Fußgestell des Bildes der Flora, welches in dem Vestibulum stand und betrachtete aufmerksam einen künstlichen Wasserfall, welcher sich von einem Felsen herab in den See stürzte.

„Perrin!“ sagte sie nach langem Schweigen, „es kommt mir bisweilen so vor, als würde dieser Wasser-

fall bald still stehen, diese Blumen um mich her verwelken und mein kleines Eden von einer feindlichen Macht verheert werden."

„Ihre Majestät," erwiederte die fröhliche Kammerjungfer, „sind traurig; Ihre Majestät denken an künftiges Unglück, und an dergleichen denke ich gar nicht. Die Zukunft ist Licht für den, der da hofft."

„Du bist ein Kind, Perrin," äußerte Marie Antoinette, „und Du bist nicht Königin von Frankreich. — Du bist nur von Dir selbst abhängig, Du darfst, wenn Du willst, Dich freuen oder trauern uud weinen, und niemand thut mehr, als daß er in dem einen Falle Theil nimmt an Deiner Freude und Deinen Schmerz beklagt. —"

„Ihre Majestät dürfen am allerwenigsten," wendete Mademoiselle Perrin ein, „mich in diesem Falle für glücklicher halten, da Tausende die Freuden und die Schmerzen Ihrer Majestät theilen. — Die meinigen dagegen theilen vielleicht nur Einer oder Zwei."

„Ja, von Dir! Du treue Seele," antwortete die Königin, „ja von Dir habe ich Theilnahme zu erwarten; aber die Theilnahme von Tausenden ist nicht genug für eine Königin. Sie muß entweder die Liebe von Millionen besitzen, oder auch drückt sie der Haß von Millionen. Es ist nicht genug für sie, daß sie von ihrer Umgebung geliebt wird; sie muß geliebt werden von Tausenden, die sie selbst nie gesehen, und von denen sie nie gesehen worden ist; die sie nur durch das Gerücht kennen, die ihre Meinung über den König und die Königin nur vom Hörensagen bilden, die den Spottgedichten glauben, wie dem heiligen Evangelium — — ach, mein Kind, Du weißt nicht, was Du sagst."

Mademoiselle Perrin schlug die Augen zu Boden, das Antlitz der Königin glühte von neu erwecktem Harme, und die Tochter der Maria Theresia redete die

Sprache der Leidenschaft. Sie war keine Königin, sondern nur ein schwaches, leidendes Weib.

„Du siehst die Wahrheit, die fürchterliche Wahrheit meiner Worte ein," sagte die Königin, „Du schlägst die Augen nieder. Ja, es ist wahr, ich würde glücklich sein, wenn ich die Gattin eines armen Bürgers, wenn mein Gemahl, der edle Ludwig nicht König wäre: dann wären wir beide glücklich. Dann kennte ich nicht die Kabale, sähe nicht und brauchte nicht zu sehen, welches feine, dabei aber doch starke Netz man über uns wirft. Man zieht es immer stärker und stärker zusammen, bis es uns erdrückt und das königliche Blut durch alle Maschen rinnt. Du erröthest, Mädchen! Ich glaube, Du weinst! Thue das nicht, Perrin! Wir gehören nicht uns selbst an, sondern der Geschichte und dem Volke — aber — warum sollen wir versöhnen, was Andere verbrochen haben? — es ist gefährlich, daran zu denken; aber es kommt mir so vor, als sollten alle Verbrechen, alle Erbärmlichkeiten, die früheren Königen zur Last liegen, auf das Haupt des unschuldigen Ludwig fallen. Ludwig und ich vergossen Thränen der Rührung und der Freude, als wir den Jubel des Volkes hörten und diese Massen sahen, die mit liebetrunkenen Blicken um uns her wogten — aber es dauerte nicht lange, und die alten Gespenster stiegen wieder empor, gleichsam Schatten der unschuldig Verurtheilten, der im Verborgenen verschmachtenden Opfer der Rache eines übermüthigen Hofadels und frecher Mätressen, sie kommen jetzt und fordern Gerechtigkeit — von wem? — von einem edlen Fürsten, der sein Volk liebt, und von einer Fürstin, die in demselben Augenblicke eine Französin wurde in dem sie Frankreichs Erde betrat. Und dennoch nennt man mich die Oestreicherin, obgleich ich die Gemahlin eines Franzosen und die Mutter eines französichen Prinzen bin."

„Ihre Majestät!" unterbrach Mademoiselle Perrin

den Monolog der Königin, denn diese schien vergessen zu haben, daß noch Jemand anwesend wäre. Es war ein Augenblick, in welchem der Schmerz die Dämme durchbrach und überfloß. Die Königin war mit ihrem Geiste abwesend gewesen.

Marie Antoinette warf einen schnellen Blick auf ihre Kammerjungfer. „Ja, Du hast Recht," sagte sie. „Es ist einer Königin unwürdig, zu klagen — brechen wir ab. Ein schöner Abend — alles ist ruhig; die Schwäne segeln dort so majestätisch auf dem Spiegel des Sees — wenn das Schicksal sie hinaus würfe auf das wilde Meer, wo wolkenhohe Wellen brausen, so würden sie umkommen. Es ist ihr Glück, daß ein kleiner Teich ihre ganze Welt ist — je enger, desto besser, dort ist's immer ruhig in der versteckten Bucht, auf dem offenen Weltmeere aber stets Sturm."

„Nun, Perrin!" unterbrach die Königin ihre Betrachtung, welche noch ein Wogen der Wellen nach dem vorhergegangenen Sturm war; „nun, Perrin! — ich habe bemerkt, daß Du seit einigen Tagen etwas auf dem Herzen hast, daß Du mich um etwas bitten willst. Irre ich mich?"

„Nein, Ihre Majestät!" sagte das Mädchen und eine hohe Röthe ergoß sich über ihre schönen Züge; „ich habe etwas auf dem Herzen, das ich Ihrer Majestät mittheilen muß."

„Was denn?" fragte die Königin uud sah das Mädchen lächelnd und forschend an; „Du erröthest, meine gute Perrin? Es ist wohl Liebe, wenn ich Deinen niedergeschlagenen Blick und Deine erröthenden Wangen richtig verstehe? Armes Mädchen! Du bist so lange bei Hofe gewesen, und dennoch erröthest Du! aber glücklich Du, daß Du erröthen kannst."

„Ja," lispelte das Mädchen fast unhörbar.

„Was sagtest Du?" fragte die Königin; „es muß Ja gewesen sein; denn ein Nein hättest Du wahr-

scheinlich lauter gesagt. Nun, wer ist denn der Glückliche?"

„Der Obergärtner, Herr de Ferron, hat um meine Hand angehalten."

„Ich muß gestehen," meinte ihre Herrscherin, „Herr de Ferron dient mir beinahe allzu gut; er hat den Auftrag, alle Blumen zu sammeln, die er kann; aber beinahe geht er zu weit; wenn er sie mir aus meinem eigenen Boudoir stehlen will, so handelt er allzu eigennützig. Ja, ja, meine gute Perrin, ich muß mich wohl in seinen Willen fügen, wenn Du nichts dagegen hast."

„Nein, Ihre Majestät! de Ferron ist ein edler Mann, und ich liebe ihn."

„Ja, und ein recht hübscher Mann, dieser Ferron," meinte die Königin lächelnd, „obgleich Du nicht auf sein Aeußeres siehst; Du bist ein kluges Mädchen, und schätzest nur sein Herz; Du bist eine kleine Philosophin; Du hast Dich von Jean Jacques zu einem Ideale bilden lassen; aber mein gutes Mädchen, ich will mich Eurer Vereinigung nicht widersetzen; ich bin verurtheilt, meine Freunde zu verlieren, entweder durch den Haß oder durch die Liebe des Volkes — mich verlassen demnach Alle."

„Ihre Majestät! das will ich nicht," sagte das von der plötzlichen Veränderung in der Miene und den Worten der Königin gerührte Mädchen, „ich will mich nicht von Ew. Majestät trennen."

„Ja, gute Perrin, das mußt Du; Du wirst Gattin und Mutter — nun, werde nur nicht gleich roth! Gattin und Mutter zu sein ist etwas sehr Edles. Du kannst nicht mehr um mich sein, Du kannst einer Königin nicht mehr dienen, wenn Du erst zu Hause Kinder hast, mit denen Du spielen willst; Du kannst sie nur in einem geringeren Grade lieben, sie bedauern, und mehr nicht; denn, Mädchen, die Natur geht der Pflicht vor, und so sehr Du Dich auch brüstest, mich

zu lieben, dennoch würde Dein Herz sich stets nach Hause, nach Deinem Manne und Deinen Kleinen sehnen. Nein, lebe wohl, Perrin! und gedenke Deiner Königin als einer Freundin.“ Marie Antoinette zog den Handschuh von der weißen Hand und reichte diese ihrer Kammerzofe. Mademoiselle Perrin küßte dieselbe knieend, und eine Thräne fiel dabei auf die Hand der Königin.

„Dank, Perrin,“ sagte die hohe Dulderin, „Dank für diesen Tropfen! er heilte vieles. Eine Thräne von einer treuen Dienerin ist ein Gegengift gegen einen ganzen Becher Gift von meinen Feinden.“

So erzählte Ma bonne vor dem Ofenfeuer in ihrer kleinen Kammer des Witomter Wittwenhauses der zuhörenden guten Frau Akerlind ihre Trennung von der unglücklichen Fürstin. Es war natürlich, daß die alte Akerlind immer mit Fragen dazwischen kam, wie zum Beispiel nach dem Handschuh, den die Königin bei erwähnter Unterredung getragen, wie sie in Trianon und in Versailles und im Louvre gekleidet gewesen wäre, und Ma bonne mußte an den langen Winterabenden alle diese Tausende von Kleinigkeiten erzählen, nämlich die Lebensweise einer königlichen Familie, welche etwas so Lockendes für diejenigen hat, die weit außerhalb ihres Cirkels leben. Die gute Pastorin, welche bei dem Anhören der blutigen Scenen in dem Drama der Revolution bisweilen sogar vergaß, die Milch ihrer einzigen Kuh zu melken, (eine Verrichtung, die ihr sonst als eine Gewohnheit aus den Kinderjahren, einer von ihrer Mutter geerbten Sitte sehr wichtig war und streng von ihr selbst vollzogen wurde) war gerne bei der Ma bonne und hörte ihren Erzählungen zu; denn sie konnte die Sache nicht anders begreifen, als in ihren Einzelheiten und hatte keinen Begriff von dem Zusammenhange der Geschichte. Das Einzige, was sie einsah, war, daß die Franzosen schlechte Leute wären, welche einen König und eine Königin hinrich-

ten konnten, und daß es ihnen bestimmt schlecht gehen müßte; denn sie dachte sich die Franzosen wie eine einzelne Person, nicht als ein ganzes Volk, das einen Augenblick von nichtswürdigen Menschen verleitet war, welche Menschen, klüger als die Masse, sich auf den Nacken derselben geschwungen hatten und sie mit ihrem blutigen eisernen Stachel geißelten, bis das Volk sich betrogen sah, die gräßliche Bürde abwarf und in den Staub trat.

Ma bonne's spätere Schicksale waren traurig.

Sie ward mit ihrem Blumen liebenden Manne vereinigt und würde glücklich gewesen sein, wenn nicht die Stürme der Zeit auch das hübsche Landhaus erreicht hätten, welches sie am Ende des Parkes bewohnten. Dort war es sonst so friedlich, aber die politischen Mißlaute drangen auch dahin. Die königliche Familie wurde eingekerkert. Jetzt war es aus mit aller Hoffnung, aller Freude bei ihren Schützlingen. Die neuen Vandalen suchten das kleine, unschuldige Trianon heim; man erwartete dort ein Schloß mit unterirdischen Gemächern und verborgenen Winkeln für das Verbrechen und die Wohllust zu finden, fand jedoch nur einige schöne Kabinette, einige offene Säle und Vestibulen, in welchem die Fenster von klarem Kristallglas denen, die draußen wandelten, jeden Winkel enthüllten. Noch immer wohnte der „Bürger" Ferron in seinem Häuschen; man schien seiner vergessen zu haben, während man sein kleines Eden verwüstete, und seine Gattin schenkte ihm einen Sohn.

Dessenungeachtet war die Freude dahin, stets kamen neue Schaaren von dem Pöbel der Hauptstadt hinaus nach Versailles und durchliefen, übermüthig lärmend die öden Gemächer, während Truppenabtheilungen von eben diesem Haufen das kleine Trianon umschwärmten und alle dort befindlichen Kunstwerke zerschlugen. Der Tempel der Flora, welcher der Frau de Ferron, oder wie man sie jetzt nannte, „der Bürgerin

Ferron“ so theuer geworden war als der Ort, an welchem sie ihre Königin zuletzt klagen hörte, war zerstört. An der runden Treppe, welche nach dem Landsee führte, lagen einige Sphinxe, stumme Zeugen der ehemaligen Freude und des entflohenen Friedens; ein toller Haufen von Weibern, von „dames de la halle,“ wie sie sich selbst nannten, kamen eines Tages hinaus gestürmt, erblickten die sonderbaren Bilder mit weiblichen Gesichtern und Löwenkörpern. „Das sind Abbildungen von Hofdamen, von dem weiblichen Gefolge der Marie Antoinette!“ riefen sie und zerschlugen die Marmorbilder mit Steinen und Keulen. Es ist fast unbegreiflich, wie bei einem solchen Bruche zwischen Alt und Neu die Verwilderung bei allen Klassen des Volkes Eingang finden kann — der Kranke raset in einer Krisis zwischen Leben und Tod. In diesem fieberhaften Zustande veränderte man auch das Marmorbild Ludwig XIV. in einen Kriegsgott; man hieb den Lorbeerkranz von der Stirn des Königsbildes hinweg und setzte ihm statt dessen eine steinerne Freiheitsmütze auf, schlug ihm den Commandostab aus der Hand und gab ihm statt dessen einen Spieß, und jetzt schrieb das neue Frankreich unter das Bild Ludwig des Vierzehnten, des Begründers der Revolution, des die Freiheit am wenigsten liebenden Regenten, den Frankreich je gesehen hatte, dessen, der mit seinen lettres de cachet die Bastille eingeweiht hatte — unter dieses Bild setzte man die stolze Inschrift: „Mars français, protecteur de la liberté du monde“ — eine Lächerlichkeit, wenn man so will, aber ein Symptom, daß Frankreich damals in den letzten Zügen lag, obgleich es nachher durch Aderlässe wieder genas — ein Ausdruck, dessen sich die Terroristen zur Bezeichnung ihrer Blutbäder bedienten, welche Hülfe gaben, wenn auch nicht in der Bedeutung, in welcher sie den Einfall verstanden.

Einige Zeit später, nachdem Marie Antoinette ihr

Leben unter der Guillotine geopfert hatte, war eine todtenstille Nacht in dem Parke, welcher trauernd und welkend dastand. Frau de Ferron lag krank vor Trauer über die gräßliche Scene, die sie erlebt hatte, und ihr Kind wand sich unruhig und jammernd in der Wiege; die Lichter brannten und Herr de Ferron las seiner Frau aus einem Andachtsbuche vor, die einzige Beschäftigung, die noch einigen Reiz für die armen Ehegatten hatte, die Alles verloren hatten, und jeden Augenblick erwarteten, sie würden aufgesucht und wegen ihrer Treue gegen ihre Königin geopfert werden. Da schlug es plötzlich gegen die Thür, und Herr de Ferron sprang todtenbleich von seinem Stuhle auf.

„Das gilt uns," sagte er zu seiner Gattin; „das gilt mir, und vielleicht auch Dir — wer soll das Kind pflegen?"

Man hörte verdoppelte Schläge gegen die Hausthür und der Mann warf einen Blick zwischen den Gardinen hinaus; er sah jetzt einen Trupp Menschen vor dem Hause und merkte, daß man die Thür mit Gewalt öffnen wollte. Da trat er zu seiner Frau, die sich zur Hälfte erhoben hatte und mit verwilderten Blicken vor sich hinstarrte.

„Leb' wohl!" flüsterte er, „leb' wohl, Marie! ich gehe in den Tod, ich erkenne meine Mörder." Er drückte einen Kuß auf die stummen Lippen seiner Gattin und einen auf ihre Stirn, welche mit kaltem Schweiße bedeckt war; darauf nahm er das weinende Kind und schloß es in seine Arme — er sagte nichts, aber er weinte über dem Kinde. Die Schläge gegen die Hausthür verdoppelten sich; die Thüren konnten aufspringen und der Mörderhaufe sich hereinstürzen zu seiner Frau und zu seinem Kinde; darum legte er seinen Sohn wieder in die Wiege und eilte entschlossen hinab. Er öffnete die Thür.

„Ist der Bürger Ferron zu Hause?" fragte man ihn.

„Ja, hier bin ich," antwortete er kühn, „was wollt Ihr?"

„O, das wirst Du schon erfahren,“ äußerte eine rohe Stimme neben ihm; „komm nur gleich mit! marsch!“

Jetzt ging der Haufe und schleppte de Ferron mit sich hinweg. Noch in derselben Nacht wurde er vor das Revolutionstribunal gestellt, als Contrarevolutionär angeklagt und zur Guillotine verurtheilt. Um zehn Uhr des folgenden Vormittags fiel sein Haupt.

Um dieselbe Zeit öffnete Frau de Ferron ihre Augen nach einer langen und peinigenden Ohnmacht und blickte um sich, als wären die Schrecken der verflossenen Nacht nur ein Traum gewesen; die Gardinen waren noch herabgelassen und der wolkenerfüllte Himmel warf nur ein spärliches Licht herein; ihr Sohn war still, er schlief, der Kleine. Mit unsäglicher Mühe kroch sie aus dem Bette und hob die Gardine auf; ein gräulich weißes Licht strömte in das öde Zimmer; sie betrachtete ihr Kind; es hatte Schaum vor dem Munde, sie wollte ihn abwischen — das Kind war kalt, ihr kleiner Sohn war auf ewig entschlafen. Da klärten sich auf einmal alle Ereignisse der Nacht vor ihr auf; sie hatte dieselben bisher nur für einen Fiebertraum gehalten, jetzt aber wurde es klar, alles war Wahrheit. — Ohne Mann und ohne Kind — das war ein Gedanke, der ihr Herz ergriff und es zusammenpreßte. Die Natur ist eine gute Mutter, sie läßt ihr Kind entschlummern, wenn es leidet, ja selbst der Schmerz spannt die Saiten der Seele nicht so an, daß sie springen, sondern nur so, daß sie erschlaffen, daß der Ton sinkt, daß er erstirbt und daß es stille wird in dem Saitenspiel der Seele; das Schicksal hatte mit blutigen Fingern darauf gespielt, dennoch aber war keine einzige Fiber zerrissen, sondern nur erschlafft, und Frau de Ferron fiel wiederum in eine wohlthuende Betäubung.

Es war schon Abend, da sie wieder erwachte, aber ein Licht brannte und zwei Männer saßen vor ihrem Bette. Der eine war ein etwas bejahrter Mann mit einem Ehrfurcht gebietenden Aeußern; das war

ein Gesicht, zu welchem man sogleich Zutrauen fassen mußte, eines von diesen, welche reden, obgleich der Mund schweigt, welches mit dem Blicke, mit dem traurigen Lächeln besser tröstet und labt, als mit Worten. Die Kranke sah ihn lange an, ohne ein Wort zu sagen, sie suchte das Chaos ihrer Gedanken zu ordnen; es dauerte lange, ehe dies gelang.

„Wer sind Sie?" fragte sie endlich; „haben Sie eine Nachricht von meinem Manne?"

„Ja," sagte der Fremdling, „das habe ich: in seinem letzten Augenblicke schrieb er aus seinem Gefängnisse einen Brief an mich, und bat mich, für seine Gattin und sein Kind zu sorgen."

„Er ist also todt?" fragte die Kranke.

„Ja, liebe Frau, er ist geopfert."

„So?" erwiederte die unglückliche Gattin, fast ohne mit einer Miene Abscheu oder Trauer auszudrücken. „Er folgte also seinem kleinen Sohne; sie sind beide bei Gott." Es lag etwas unerklärlich Ruhiges in diesen Worten, es war die Ruhe der Ermattung.

„Ich bin Ihnen einige Aufklärungen schuldig," äußerte der Fremdling. „Ich bin ein Ausländer, bin aus Schweden, einem entfernten, nordischen Lande. Ich bin Gutsbesitzer und habe die Bekanntschaft ihres Mannes gemacht, um von ihm den Plan zu einigen Parkanlagen auf meinem Gute zu erhalten — dies machte, daß er sich an mich wendete, und um Hülfe bat. Dieser andere Herr ist ein Arzt; ich habe ihn gefragt, ob Sie eine Reise ertragen können, und er sagt, daß Sie es können, daß es Ihnen gut sein wird, die Räuberhöhle zu verlassen und weit von hier fliehen zu können."

„Weg von hier?" wiederholte die Kranke, gleichsam um besser an sich denken zu können; „weg von hier? o ja, warum nicht? aber das Kind? wer begräbt mein Kind? Gebt mir mein Kind! ich will es wärmen und wieder in's Leben küssen."

Der Arzt gab ihr das Kind, sie liebkoste ihr Kind, als lebte es noch, und lächelte.

„Du kamst also von dieser Welt, ohne unter der Guillotine geopfert zu werden," sagte sie endlich. „Ja, Herr! ich will reisen, wenn nur das Kind Ruhe im Grabe erhält. Wie ist Ihr Name?"

„Baron von Stalsköld," antwortete dieser, der kein anderer war, als der Vater des letzten Fideicommissarius auf Helleby, ein alter Mann, der fast sein ganzes Leben hindurch auf Reisen zubrachte. „Ich habe Frau und Kinder daheim," fuhr er fort, „Sie sollen ein Mitglied unserer Familie werden, das Glück wird Ihnen wieder aufblühen."

„Wird es?" fragte Frau de Ferron und schüttelte den Kopf schmerzhaft lächelnd.

Acht Tage später war der Baron auf seiner Reise nach Hause in Gesellschaft der armen Wittwe; ein Miniaturportrait von ihrem Mann und eine Haarlocke von ihrem Kinde war das Einzige, das sie mitnahm – und auf diese Weise kam Ma bonne nach Helleby.

„Aber es war wohl schwer für Sie, liebe Frau," fragte die Pfarrerin, nachdem sie diese Erzählung gehört hatte, „es war wohl schwer im Anfange, schwedisch zu lernen? und kam Ihnen wohl hier in Schweden wunderlich vor und kalt dazu?"

Auf diese Weise kühlte Frau Akerlind, zwar ohne es zu wissen, aber gewiß doch immer die südländische Hitze ihrer Freundin und das tiefe Gefühl ab, das sie durcheilte, wenn sie ihre Schicksale erzählte.

So lebten die beiden alten Frauen vergnügt zusammen; Ma bonne in ihrem „Klein Trianon," dem kleinen Stübchen neben der Hausflur, mit ihren Blumentöpfen und ihrem kleinen Spiegel, und die Pastorin in ihrem kleinen Witomta auf der andern Seite der Hausflur; dort stand sogar der Bücherschrank des seligen Akerlind noch mit seinen Büchern, welche regelmäßig jeden Sonnabend abgestäubt wurden, und in

der andern Ecke der Silberschrank, leer an Silber. Waren die Geschäfte des Tages beendigt, so ging die Pastorin, wie sie es nannte, „hinüber," das heißt über den kleinern Hausflur, zu Ma bonne, welche sich größtentheils mit Lesen einiger französischer Bücher beschäftigte, die sie schon hundertmal gelesen hatte, und die von Neuem zu lesen sie nie müde wurde. Dann sah stets die gute Pastorin durch die Thür, denn sie begegnete der Ma bonne mit einer Mischung von Liebe und Ehrfurcht (gewiß Ehrfurcht gegen das Unglück) und fragte:

„Darf man eintreten?"

Dann schlug Ma bonne ihre Augen auf, lächelte verbindlich, machte das Buch zu und sagte seufzend:

„Je suis seule avec mes livres et mes souvenirs" — ein Ausdruck, dessen sie sich so lange bediente, und den sie ihrer Wirthin so oft übersetzt hatte, daß diese ihn verstand, und nun nahm sie auf eine kurze Zeit bei Ma bonne Platz, um Bücher und Erinnerungen überflüssig zu machen. Bisweilen, aber doch nicht oft, kam Lotta auf einen Besuch nach Hause; dann war Freude sowohl in „Klein-Witomta," als auch „gegenüber" in „Klein-Trianon;" dann wurden stets die beiden Alten des Mädchens wegen eine Person, und diese mußte augenblicklich ihre Sprache verändern, weil Ma bonne bei diesen seltenen Gelegenheiten nur französisch redete. Die Pastorin mußte wohl ganze lange Stunden sitzen und das Abracadabra der Ma bonne und ihrer Tochter anhören, ohne eine einzige Silbe zu verstehen; aber sie ertrug das leicht, denn es war ja ihre Tochter, die so gut französisch sprach, sie hatte diese ja selbst an ihrem Busen getragen und freute sich über alle sonderbaren Worte, die sie hörte. Meistens hatte Lotta irgend ein neues französisches Buch für Ma bonne bei sich — ein Proviant, für welchen sie innigst dankbar war. So war Lotta stets ein herzlich willkommener Gast in Witomta,

aber sie durfte dort nicht lange verweilen, sondern nachdem sie einige Stunden mit den beiden guten Alten verplaudert hatte, eilte sie wieder nach Hause.

Die Frau auf Helleby unterließ nie, sie bei ihrer Rückkehr zu fragen, wie sich die Pastorin befände, eine Artigkeit, zu welcher sie sich herablassen zu müssen glaubte, und dann zu fragen:

„Nun, was macht denn diese alte Französin, sie, diese Ma bonne?“

„Sie liest gewöhnlich,“ sagte Lotta.

„Liest! das ist eine große Last für Ihre Mutter. Es ist sonderbar, daß eine solche Person nichts anders zu thun hat, als zu lesen — und wäre nicht Knööl so gut, wie er ist, so müßte sie schon etwas anderes lernen.“ — Das war gleichwohl eine Unwahrheit und eine Beleidigung gegen Herrn Knööl; denn die Pension der Ma bonne gehörte zum Gute, und Herr Knööl mußte sie auszahlen, er mochte wollen oder nicht.

9.

Der Informator.

Haben Sie je in Ihrem Leben eine Art von Erziehungsmaschinen gesehen, die von einem Orte zum andern versetzt werden, um stets das bloße Stroh auszudreschen — eine Art von beweglichen Dreschmaschinen, welche man Informatoren nennt? Es gibt nämlich eine Species davon, die ihr ganzes Lebelang Informatoren bleibt, in Gesellschaften mit fest zugezogenem Halstuche und von Kopf herab bis auf die Füße schwarz gekleidet geht; zu Hause dagegen auf ihrem Zimmer einen grauen, an den Seiten mit einer Menge Dintenstrichen gezierten und bisweilen an den Ellbogen

mit Löchern versehenen und stets im Aermelloche in den Näthen aufgesprungeneu Rock anhat. Eine solche bewegliche Erziehungsmaschine heißt Magister und ist unter Männern gerade ein solches Ding, wie alte Gouvernantinnen unter den Frauenzimmern, ein Topfgewächs, das mitten im Wachsthum stehen geblieben ist.

Man muß es zugeben, daß ein solcher Magister zu gleicher Zeit das Lächerlichste und zu gleicher Zeit das Aergerlichste in Gottes Schöpfung ist; er ist ein eigener Kauz, der einen ganzen Monat lang auf ein Dienstmädchen schelten kann, weil sie die Bänder an seinem Vorhemde nicht gekräuselt hat (dergleichen Herren tragen immer Vorhemden), der ganze ellenlange Serien von Anmerkungen über einen Flicken an dem Stiefel machen kann, welchen der Schuhmacher zu groß oder zu klein gemacht hat, u. s. w. Sein Zimmer hat das langweiligste Aussehen; in graue papierene Röcke gekleidete Bücher stehen auf dem Brette; es ist nämlich die Sitte des Magisters, nie einen ordentlichen Band unbekleidet zu sehen; sondern er begnügt sich damit, zu wissen, daß ein solcher unter dem grauen Papiere vorhanden ist; ferner liegt auf dem Tische ein Lineal, worauf der Magister sauber hingemalt hat: „Dreh' mich um, so sollst Du etwas Sonderbares sehen!“ und wenn Jemand so unglücklich ist, das Lineal umzudrehen, so darf er zur unsäglichen Freude des Magisters, der stets in ein schallendes Gelächter ausbricht, lesen:

„Du warst ein Narr, der mich ansah,
Leg' mich wieder, wie ich lag.“

Diese herrliche, metrische Inschrift auf dem Lineale ist beinahe das einzige Endchen von Witz, das sich in dem Zimmer des Magisters findet.

Ferner steht in der Ecke neben dem Kachelofen eine kleine übersponnene Flasche, welche Stiefelwichse enthält, und welche der Magister seine „Schwarzelfe“

nennt, und endlich im Fenster im Sonnenscheine eine andere, gleichwohl unüberspönnene, Flasche von grünbraunem oder blaugrünem Glase, über deren Hals ein Glas gewölbt ist; dies ist das, was der Magister die „Weißelfe" und das Dienstmädchen die „Caraffe" nennt, das heißt eine Flasche Wasser. Während des Winters ist das Fenster gut verkleistert und steht meistentheils voller Wasser, dessen sich der Magister zum Reinwaschen der mathematischen Tafel bedient und daher für Gottes Segen an diesem Orte hält; im Sommer stehen ein paar geborstene Theetassen in eben diesem Fenster, enthaltend eine schwarze Schmiere, die aus Sägespänen, Staub und todten Fliegen besteht und die der Magister in dieser Verbindung Fliegengift nennt und sie genau zweimal in der Woche mit etwas Wasser erweicht.

An der einen Wand sieht man ein zerrissenes Laken, unter welchem sich die Kleidungsstücke des Magisters verstecken, als schämten sie sich vor dem Lichte des Tages, und unter der mathematischen Tafel, mit ihrem daran befestigten Hasenfuße und ihren Stücken Kreide, steht das Vademecum des Magisters, ein mit Seehundsfell beschlagener Koffer mit rundem Deckel, den er mit sich in die Schule, auf das Gymnasium und zuletzt nach Upsala genommen hat, wo er sechszehn Termine verweilte, bis er sich endlich entschloß, Condition zu nehmen.

Der Magister selbst ist lang und mager, so zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahre alt, denn älter will er nie werden; sein Gesicht drückt Gelehrsamkeit und einen gewissen Zug von Selbstvertrauen und Jähzorn aus. Unter allen Wesen liebt er am meisten die Katze und die alte Haushälterin, und haßt am meisten Fähnriche und Hunde, weil diese beiden gegen ihn nicht artig sind. Der Magister hat in so fern Recht, als er selten einen Fähnrich getroffen hat, der ihn nicht auf die eine oder die andere Art aufzog, und als er sel-

ten mit einem Hunde in Gesellschaft kam, der nicht seine dünnen Extremitäten beroch und gegen den eingezogenen Schwefelgeruch knurrte, den die Kleider des Magisters von den kleinen Hauskuren seiner Eleven angenommen haben. Ein solcher Magister bleibt an jedem Orte gewisse Jahre, bis die Knaben die Grammatik und Wahlin's schwedische Geschichte können, und die Hände einiger Maßen heil und die Nase rein haben. Dann so ungefähr ist der Gelehrsamkeitsvorrath des Magisters zu Ende und sein Principal recommandirt ihn einem andern, der Knaben oder Mädchen hat, welche die Geschichte und Geographie gründlich lernen sollen. Dann packt der Magister seine Garderobe in den Seehundskoffer, erhält das Rückständige seines Lohnes, ißt ein kleines Frühstück und reis't auf einem Bauerkarren mit hölzernen Federn ab, gehüllt in seinen Reisemantel, einem alten Inventarium von Fries mit fünf zusammen genähten Kragen, an welchem die Motten, ungeachtet des fleißigen Peitschens und Bürstens des Magisters, hin und wieder Schaden angerichtet haben, die mit dem Flecken Plato im Monde und seinem großen Krater eine entfernte Aehnlichkeit haben. Wenn er auf seiner neuen Stelle ankommt, so ist er den ersten Abend höchst interessant und erzählt Begebenheiten aus seiner Studentenzeit und seiner Kameradschaft mit mehren unsrer ausgezeichnetsten Gelehrten und ist sanft und gut gegen die Kinder, um sie an sich zu locken. Er hat sogar etwas Confect in den Westentaschen, das er bei einigen Begräbnissen im Laufe mehrer Jahre gesammelt hat, und womit er jetzt „seine jungen Freunde“ traktirt, wie er par preference die Kinder während des ersten Abendes nennt. Am zweiten Tage ist die Weise des Magisters schon ein wenig anders; denn nun sind schon die Lichtelfe und die Schwarzelfe an ihrem Orte; er fängt nun damit an, dem Dienstmädchen zu imponiren, in dem er ihr seine Taschenuhr und ein halbes Dutzend Eßlöffel von allen

Formaten mit Inschriften zeigt, die theils ihn selbst betreffen, theils mit dem Namen eines Grobschmiedes, der denselben für fleißiges Arbeiten erhalten, und auf dessen Auction der Magister den Löffel erstanden hat. Ferner erfährt sie, daß der Herr Magister heißt und immer ein Stück trockenes Holz und ein Spaltmesser auf dem Kachelofen haben will, um selbst wieder anzünden zu können, wenn es nicht brennen will.

Zu dieser Art von Menschen gehörte der Magister Draeggel, der an einem Herbstabende auf die Requisition des Commerzienrathes in Helleby eintraf. Man hatte nämlich gehört, daß alle Damen englisch verstehen müßten, und weil die Mamsell Akerlind diese Sprache nicht konnte, so verschrieb man den Magister Draeggel, welcher ein Lumen im Englischen war, und der es von einem eingebornen Engländer aus Irland gelernt hatte. Man konnte wohl kaum etwas Abscheulicheres hören, als das Breitenglisch des Magisters, von dem man theils befürchten mußte, man würde es gerade in die Physiognomie erhalten, und theils daß sich einige Silben im Halse des Magisters festsetzen und ihn ersticken könnten. Schon so mancher ist erstickt an einem Stücke Speck, und dieses ist doch unläugbar viel weicher, als manches englische Wort, besonders wenn es von einem Sprachgelehrten wie Magister Draeggel ausgesprochen wird.

Er war in der ganzen Bedeutung des Worts ein Sprachgelehrter, und konnte sowohl die todten, als auch die lebenden Zungen. Ein solcher Kerl ist ein Exemplar der jetzt fast ganz vergriffenen Stereotypauflage von Gelehrten, die ehemals predigten, man sollte die Sprachen der Sprachen wegen lernen, und die ihr Gehirn mit Grammatiken ohne Ende peinigten.

Der Magister redete beständig über den Genius der Sprachen, weil er ihren Cadaver durchgewühlt hatte, so wie er in Wörterbüchern und Grammatiken als Gebeine der Heiligen aufbewahrt wird; aber den

Geist der Sprache, das Lebendige, das Charakteristische, das, wenn man sich so ausdrücken darf, Persönliche in einer Sprache, das alles begriff er nie, eben so wenig, wie nahe die Geschichte eines Volkes mit der Sprache desselben verbunden ist und wie die Fortschritte in der Bildung desselben durch Vereinfachungen in der Sprache repräsentirt werden.

Zu den Widersprüchen hier in der Welt gehört auch der, daß zwei Wesen, welche das Unglück, besonders die Gefangenschaft, mit einander theilen, nie einig sind; zwei Vögel in einem Bauer hacken einander beständig, zwei Mäuse in einer Falle kämpfen auf Leben und Tod, und zwei Gefangene in einem Gefängniß sind selten Freunde, sondern erschweren sich gegenseitig das Leben durch Feindschaft und Bitterkeit. Leider trifft oft dasselbe ein zwischen alten Informatoren und Gouvernantinnen; je mehr sie sich von den Launen ihrer Herrschaften gelangweilt und gebunden fühlen, desto eifriger sind sie beschäftigt, sich gegenseitig zu plagen und mit einander zu keifen — worüber, das wissen sie selbst nicht recht, aber keifen müssen sie.

Lotta hatte die Fesseln noch nicht stark genug gefühlt, als daß sie mit dem Magister Draeggel hätte streiten wollen; der Magister dagegen hatte kaum die blühende Gestalt der Gouvernante gesehen, als er sich schon in der Seele ärgerte und sich vornahm, sie auf Disstance zu halten, denn er hatte solche naseweisen Dinger übermäßig in Verdacht, daß sie mit seiner werthen Person Spectakel treiben wollten, und überdies hatte er schon seine zwanzig Jahre lang mit Gouvernantinnen in Streit gelegen, seit der Zeit, da die erste, eine gewisse Mamsell Zippzig von deutscher Herkunft, die ich jedoch übrigens nicht weiter als nur dem Namen nach kenne, ihm einen großen Korb gegeben und viele „Lästerungen" gesagt hatte. Mit diesem Korbe war es auch entschieden, daß der Magister für sein ganzes Leben einen anständigen Junggesellenhaß

gegen das weibliche Geschlecht überhaupt und gegen Gouvernantinnen insonderheit faßte, und noch mehr wenn sie rothbäckig waren, welches bewies, daß sie „wilde und eingebildete Weibsbilder" waren, wie der Magister sich auszudrücken beliebte.

Magister Draeggel begann also damit, den Feind genau zu beobachten; seine matten grauen Augen saßen unter den buschigen Braunen und wachten, gleich den Vorposten in ihren Schilderhäusern, und schon beim ersten Mittagsessen hatte der Magister verschiedenes anzumerken und seinem Gedächtnisse einzuverleiben. Die Gouvernante hatte einmal gelacht, einmal die Gabel auf die Erde fallen lassen und drei kleine Stücke Brod auf dem Tischtuche liegen lassen. Der Magister merkte alles, und vor allen Dingen, daß es der Gouvernante gleichsam schwer würde, nicht zu lächeln, wenn sie einen Blick auf den Magister warf, welcher still und feierlich sich vorlegte und mit einer so tiefsinnigen Miene aß, als wenn er eine algebraische Aufgabe lösen sollte, anstatt Markpudding zu essen. Der Magister beschloß daher in seinem Sinne, die Mamselle auszustechen und an dem kleinen Hofe auf Helleby Selbstherrscher zu werden. Ueberall kämpfen die Menschen um den ersten Platz, und wenn dieser auch unbeständig ist, wie der eines Informators. Inzwischen war die Zeit dazu noch nicht gekommen; der Magister mußte sich erst einwohnen, ehe er die Mine laden konnte, und noch viel weniger konnte er sie springen lassen, ehe er in seinen Kleidern warm geworden war.

Inzwischen setzte er täglich den englischen Unterricht mit den kleinen Mamsellen fort, von denen die älteste jedoch schon ein großes Mädchen, und jetzt eben zum Abendmahle gegangen war, für welche Mühe der Pastor Tatterquwist ein Paar schöne silberne Leuchter und eine Sauceterinne nebst Löffel von demselben Metalle, inwendig stark vergoldet, erhalten hatte. Auch

hatte der Commerzienrath an die Kirche ein neues mit seinem Namen und dem seiner Frau versehenes Altarbecken, und dem Kirchenwächter einen neuen Mantel mit rothem Tuchkragen geschenkt — alles Beweise von dem Religionseifer des Commerzienrathes.

Mimi war, wie gesagt, ein großes Mädchen und weit gesetzter und besser, als da wir sie das erste Mal sahen; daher wurde es dem Magister schwer, sie auf eine andere Weise zu leiten, als durch moralische Vorlesungen und durch eine fleißige Beleuchtung des Umstandes, daß alle vornehmen Damen jetzt englisch könnten und daß das Französische jetzt überall beinahe ganz, und sogar in Frankreich selbst abgelegt wäre. Amy dagegen mußte lernen, sie mochte wollen oder nicht, und erhielt scharfe Vorwürfe, wenn sie die Aussprache des schönen Englischen vernachlässigte, das der Magister ihr eintrichterte.

10.

Ein ernster Freier.

Die Commerzienräthin dankte in ihrem Herzen der Gouvernante für ihr Betragen gegen den liebetrunkenen Commerzienrath; fand es jedoch am dienlichsten, sie sobald als möglich aus dem Hause zu entfernen. Es war dies zwar keine Eifersucht in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, sondern Furcht, die Mamsell könnte sich doch zuletzt überreden lassen und einen Einfluß auf ihren Herrn Gemahl erhalten, welcher ihren eigenen in demselben Verhältnisse vermindern würde. Die Commerzienräthin war sonst in dergleichen Fällen allzu liberal, als daß sie eine kleine Untreue hätte beherzigen sollen, wenn diese nur nicht auf ihre Macht einwirkte.

Der neue Pfarrhelfer, Pastor Nathanael Nagelroth, der bei dem Antritte des neuen Amtes eben seine vierte Frau verloren hatte, war daher in dem Hause des Commerzienrathes ein recht willkommener Gast. Pastor Nathanael Nagelroth hatte seine sechszig Jahre auf dem Rücken, war ein langer, hagerer alter Mann, welcher aus einer vieleckigen Tabacksdose stark schnupfte und an den Wochentagen Schmierstiefel trug. Der Mann war eines von diesen Kindern des Glückes, welche ihre Frauen wie ihre Kalender umtauschen und sich mit einer blauäugigen Frau eben so glücklich fühlen, als mit einer braunäugigen, und eine junge eben so gerne haben, wie eine alte.

Kaum war die eine selige Frau vier Ellen tief unter die Erde hinabgesenkt worden, so wendete sich schon das Herz des Pastors zu irgend einer unseligen Mamsell, und wenn das halbe Jahr glücklich vergangen war, so trat immer der Pastor in eine neue glückliche Ehe mit dieser Mamsell, die dann in ihrer Ordnung den Husten und andere Krankheiten erhielt und mit einem seligen Tode abging, um einer andern Platz zu machen. Auf diese Weise hatte der Pastor Nagelroth die quattor species durchgemacht und wollte sich jetzt weiter versuchen, kam aber ganz einfach in die Brüche.

Die Commerzienräthin hatte ihm einige Winke gegeben, daß Mamsell Akerlind backen, brauen und ganz künstliche Gewebe weben könnte, weshalb der Pastor die Sache in Ueberlegung zog, und was niemand bestreiten konnte, die Gouvernante hübsch und ehrsam fand. Als er daher eines Tages mit der Commerzienräthin in der Einsamkeit saß und eben daran gedachte, daß seine selige Sara Stina genau vor sechs Monaten gestorben ist, so begann er erstlich an die Gouvernante zu denken. Er nahm sich also eine tüchtige Prise Taback und begann folgender Maßen:

„Die Ehe, meine gütige Frau Commerzienräthin!

ist eine Schickung des Himmels, ich bin nun schon viermal in diesen heiligen Bund getreten."

„Ja, ich weiß, der Herr Pastor hat Unglück mit seinen Frauen gehabt."

„Ja gewiß, Gott hat Wohlgefallen an ihnen allen gefunden und sie zu sich berufen, und ich habe also immer wieder eine neue suchen müssen, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Auch kann man nicht nach allem sehen, was eine Frau thun kann."

„Es kann Ihnen nicht schwer werden, Herr Pastor, eine passende Braut zu finden, wenn Sie sich nur umsehen," äußerte die Commerzienräthin.

„Ja gewiß, es ist wahrlich nicht so leicht, aber nothwendig ist es. Wissen Sie, meine gnädige Frau Commerzienräthin! neulich kam ich, mit Erlaubniß zu sagen, zu den Vierfüßlern, und die hatten den ganzen Tag kein Fressen bekommen, die Magd hatte sie versäumt, und die Sau war wirklich jämmerlich anzusehen. Ich kann selbst nicht überall sein, und muß wieder in die Ehe treten mit einer tüchtigen Person, die nach Menschen und Vieh sehen kann."

„Ja, ich weiß, Herr Pastor, Sie sind ein guter Haushälter," meinte die Commerzienräthin, „ich denke wie Sie, und kenne ein Mädchen, wel —"

„Ach so! sehr verbunden! vielleicht Demoiselle Akerlind?"

„Ja, richtig gerathen," erwiederte die Frau, „ein galantes, ernstes und haushälterisches Mädchen."

„Ja, ja, ich weiß es, und hatte gerade die Absicht, Sie, meine gnädige Frau, zu ersuchen, ihre Gedanken über meine Person auszuspioniren — hm hm!"

„Diese können gewiß nicht anders, als günstig sein," meinte die Räthin, „dessen bin ich gewiß."

„Hm, hm, ich bin zwar etwas älter," entgegnete der Pastor, „aber ich bin noch lustig und munter, wie ein Jüngling. Was meinen Sie wohl, gnädige Frau! so alt ich bin, kann ich noch einen Burzelbaum machen,

chen; denn, Gott sei gelobt, meine Glieder sind noch nicht steif, — hä hä! denn ich habe stets ernsthaft und mäßig gelebt, und trinke jeden Morgen Millefolium, so daß der Magen gut im Stande ist, und verdaut der Magen das Essen, dann ist alles gut."

„Ja gewiß, eine diätetische Lebensart ist eine Weise, sich jung zu erhalten," sagte die Commerzienräthin; „aber weiter in der Affaire."

„Ja, sehen Sie, gnädige Frau! ich habe keine Kinder; ein Paar, die ich mit meiner zweiten Frau erhielt, nein, mit der dritten, ich versprach mich — starben noch ganz klein am Schlage — Kinder sterben immer am Schlag — und ich bin also als ein Junggeselle zu betrachten, obgleich ich etwas zu Jahren gekommen. Ja, so war es, und wenn Sie, meine gnädige Frau! bei der Demoiselle Ackerlind ein gutes Wort für mich einlegen wollten, so würde ich Ihnen sehr dankbar dafür sein."

„Das thue ich sehr gerne," sagte die Frau; „kommen Sie am Sonntag Nachmittag wieder, so sollen Sie Antwort haben. Das Mädchen ist vernünftig und sieht wohl ihr eigenes Bestes ein."

Der Pastor reis'te von Helleby ab mit der vollkommenen Gewißheit, daß seine Sache in guten Händen war.

Gegen Abend war die Frau allein mit Lotta. „Armes Kind!" äußerte sie, „ich sehe ein, wie hart es für Sie ist, eine Art von Dienerin zu sein, wie liebevoll ich und mein Knööl Sie auch behandeln mögen; sollten Sie nicht wünschen, dereinst Ihre Füße unter den eigenen Tisch setzen zu können?"

„Daran habe ich noch nicht gedacht," antwortete die Mamsell; „aber warum nicht, wenn ich einen Gatten bekäme, den ich liebte?"

„Einen Gatten, den Sie liebten?" wiederholte die Commerzienräthin mit verächtlichem Lächeln; „das,

... MONACENSIS

mein liebes Lottchen! ist eine Romanengrille; solche Ehen werden nur in Romanen gestiftet und nicht in dieser Welt. Man heirathet, um unabhängig leben zu können; verliebt zu sein ist fast ganz abgekommen, solche Ehen schlagen nie gut aus. Ein Strohfeuer brennt nicht lange ist ein Grundsatz, an den man denken muß."

„Aber ist es denn unmöglich," wendete das Mädchen ein, „ist es denn unmöglich, eine gleichgestimmte Seele zu treffen?"

„Gleichgestimmt," wiederholte die Räthin, „ist ein recht schönes Wort; aber glauben Sie mir, meine Liebe, eine solche Seele giebt es nicht. Sie sehen als ein Beispiel mich und Knööl; Sie sehen die allerglücklichste Ehe, ich meines Theils wenigstens bin glücklich, wofür ich Gott danke, der meine Schicksale so gnädiglich geleitet hat; aber Anfangs konnte ich nicht recht auskommen mit meinem Manne, ich liebte ihn nicht; aber allmählig lernte ich seinen moralischen Werth kennen, und jetzt liebe ich ihn sehr, und würde recht traurig sein, wenn er stürbe, obgleich ich, Gott Lob! nicht für mein Auskommen besorgt zu sein brauchte."

„Aber ich meines Theils könnte mich mit Keinem verheirathen, den ich nicht innig liebte," sagte Lotta; „ich müßte meinen Mann nächst Gott über Alles lieben, dann erst, glaube ich, würde es eine wahre Ehe, und keine bloße Gütergemeinschaft."

„Gütergemeinschaft? ich danke für die Pique," sagte die Frau und erröthete stark vor Zorn; „doch gleichviel! Sie sind ein Kind, und ich muß Sie auf bessere Wege leiten; daher, gerade heraus! Pastor Nagelroth hat Wohlgefallen an Ihrer Person, und jetzt ist die Frage die: „will Lottchen ihn nehmen?"

„Nein, das soll Gott wissen, nein!" sagte das Mädchen, über den Vorschlag lächelnd.

„Lachen Sie nicht, Lottchen, darüber ist nichts zu

lachen. Pastor Nagelroth ist ein vermögender Mann und ohne Kinder; er ist alt und kann wohl so lange nicht leben. Es wäre daher unbedachtsam gehandelt, sein Begehren abzuschlagen. Stellen Sie sich vor, Lottchen, daß Sie so gegen zwanzigtausend Reichsthaler besäßen, statt Ihr ganzes Leben hindurch eine arme Dienerin zu sein. Wenn der Alte einmal stürbe, was nicht so lange dauern kann, so säßen Sie als seine Erbin da und könnten dann Ihre Wahl nach der Neigung ihres Herzens treffen."

„Er ist also kränklich?" fragte Lotta, „und kann bald sterben?"

„Ja gewiß, Lottchen, das ist gewiß. Er sieht elend aus, und Sie werden in kurzer Zeit Wittwe. Zwanzigtausend Reichsthaler und Wittwe, meine Liebe, dann könnten Sie bekommen, wen Sie wollten. Sie antworten also ja?"

„Nein, meine gute Frau Commerzienräthin! ich antworte Nein, gerade weil Sie glauben, daß er nicht lange lebt. Ich möchte nicht Wittwe werden, wenn ich heirathete; ich wollte zuerst sterben, wenn ich einen Mann erhielte, den ich liebte."

„Solche Romangrillen, liebes Lottchen! aber überlegen Sie sich die Sache; bedenken Sie Vermögen, ein solides Vermögen und Unabhängigkeit; denn mit Pastor Nagelroth, der etwas bornirt ist, könnten Sie machen, was Sie wollten."

„Kann wohl sein, aber wenn ich heirathete, so wollte ich nie etwas anderes, als was mein Mann erlaubte, am allerwenigsten ließe ich mich herab, ihn zu betrügen."

„Nun wohl, Mamsell!" äußerte die Räthin, „aber schweigen können Sie, daß weiß ich — Sie haben mir nie ein Wort gesagt von Ihren Verhältnissen zu meinem Mann."

„Welches Verhältniß meinen Sie?"

„Ja, Mamsell! ich weiß das ganze Vrhältniß;

die Thorheit meines Mannes, und daß Sie sich bis jetzt gut aufgeführt haben," sagte die Räthin; „aber bedenken Sie, ich habe meine Augen auf Sie gerichtet, und ich lasse mich nicht betrügen, wenn es so weit kommen sollte. Ich habe es gut mit Ihnen gemeint und verzeihe meinem Manne wegen seiner übrigen edlen Eigenschaften; das war ja nur eine augenblickliche Verirrung, weiter nichts; aber Sie können wohl einsehen, daß Sie sich selbst der Entehrung entziehen müssen, und ich habe Ihnen einen Ausweg, einen ehrenvollen Ausweg offen gelassen, aus unserm Hause zu kommen — vielleicht bietet sich späterhin ein solcher nicht wieder."

„Sie wissen Alles," lächelte Lotta, „gut, das freut mich. Sie werden böse auf mich, daß ich mich mit einem alten Greise ohne die geringste liebenswürdige Eigenschaft weder verheirathen kann noch will? — das dürfen Sie nicht."

„Ich weiß so ziemlich, was ich darf und was ich nicht darf," äußerte die Räthin, „ohne daß die Mamsell sich mit Zurechtweisungen zu befassen braucht. Doch gleich viel, Sie sollen Bedenkzeit haben. Ihre Vernunft erwacht wohl einmal, und dann sehen Sie den ganzen Umfang der Thorheit ein, die Sie aus Ihren Romanen gezogen haben. Es giebt nichts Gefährlicheres für ein Mädchen, als zu lesen, und darum floh man in meines seligen Vaters Hause die Bücher wie die Pest. Ich durfte nie etwas anders lesen als meine Lectionen, und darum bin ich jetzt eine glückliche Gattin und Mutter, welche die Welt kennt und sich glücklich fühlt, so wie es einmal ist — thun Sie auch so, liebes Lottchen! — nehmen Sie mich zum Exempel, Sie werden gut dabei fahren."

Am folgenden Sonntag kam Pastor Nagelroth wieder und erhielt von der Commerzienräthin die Nachricht, daß Lotta Bedenkzeit begehrt hätte.

„So so, ja ja," sagte der Pastor, „die kann sie gerne

bekommen, denn sehen Sie, der Faulpelz von Tischler bekommt die Commode nicht eher fertig, als gegen Ende des nächsten Monats, und ihr Zimmer kann also auch nicht eher in Ordnung kommen — nu! natürlicher Weise, hä hä! müßte ich meiner Zukünftigen zeigen, wie sie es haben sollte, hä hä! und nett muß es sein.“ — Eine neue Commode war etwas, was bei dem guten Pastor sich mit dem Begriffe von einer neuen Frau vereinigte, so wie ein Sarg zu den Seligen gehörte. „Inzwischen,“ fuhr der Pastor fort, „habe ich hier etwas als Schlüsselgeld bei mir, hä hä! Die Frauenzimmer lieben Putz, und wenn Sie, meine gnädige Frau Commerzienräthin! der Mamsell Akerlind dieses Paquet als Handgeld geben wollten, so könnte es nicht schaden.“

Der Pastor war den ganzen Abend sehr sanft, sprach mit Lotta über eine Sorte schöner Zuckerkartoffeln, die er aus dem Kirchspiele Torkelsryd mitgebracht hätte, die im Munde zergingen und die man mit Schale und Allem in Milchsauce und Schnittlauch essen könnte.

Nachdem der Mann weggegangen war, kam die Frau Commerzienräthin mit dem Präsente hervor, das Lotta's Herz öffnen sollte, und nachdem man den großen Bogen Löschpapier, welcher mit N. N. versiegelt war, zerrissen hatte, so kam ein großes hellgraugelbliches altes seidenes Umschlagetuch hervor, in dessen einen Ecke ein ungeheures Rosenbouquet gestickt war — eine Antiquität, die der Pastor seiner ersten Gattin als Brautgeschenk gegeben hatte und die darauf von der einen Frau auf die andere übergegangen war. Vier Mamsellen hatte das Tuch schon gerührt, es war mit einem Worte das Liebestuch des Pastors, welches die vier Vorgängerinnen kaum zweimal während ihrer Ehe gebraucht hatten, und welches noch so gut wie neu war, einen kleinen Sauceflecken ausgenommen, der darauf kam, da der Pastor sich mit Sara

Stina, seiner letzten geliebten Gattin, verheirathete, und ein Dienstmädchen just am Hochzeitstisch das Tuch begoß — ein böses Omen für Sara Stina.

Lotta nahm jedoch das kostbare Geschenk nicht an, sondern gab es zurück mit dem Wunsche, die Commerzienräthin möchte es dem Pastor gerade heraussagen, er sollte sich anders wohin wenden und sich nicht auf der Rennbahn der Liebe aufhalten lassen. Die Commerzienräthin ihrer Seits versuchte alle möglichen Ueberredungskünste; aber die Mamsell hatte ja keine Vernunft, sondern antworkete ganz bestimmt nein, so übel es auch genommen wurde. Darum schickte die Commerzienräthin das Tuch zurück mit einem Briefe, welcher den Erfolg hatte, daß der Pastor sich vierzehn Tage später mit der ältesten Tochter des Länsmannes Fingerkrook, einer Mamsell so gegen die Vierzig und eben so groß wie er selbst, verlobte. Zwei Monate darauf wurde er mit dieser seiner fünften Frau getraut, denn die Commode war ja fertig und nahm, mit Perlfarbe angestrichen, einen geachteten Platz ein in dem Zimmer der neuen Pastorin auf Witomta.

Mamsell Akerlind blieb Gouvernante, und der einzige Verdruß, den sie von der ganzen Affaire hatte, war der, daß, da sie in Gesellschaft der Frau Commerzienräthin auf Witomta Besuch machen mußte, der Helfer, gleichsam um die hartherzige Schöne zu vernichten, ihr all sein Silber zeigte und auch ein Bund Bankzettel nebst allen seinen Vierfüßlern, damit sie einsehen sollte, alle diese Herrlichkeiten hätte sie die ihrigen nennen können, wenn sie nicht so starr gewesen wäre. Aber Lotta, welche die Absicht verstand, lächelte und wünschte der neuen Herrscherin Glück und Freude.

11.

Ein Besuch.

Ein Jahr war vergangen. Mimi war nun beinahe sechszehn Jahr und konnte englisch sprechen, daß es, „unbegreiflich war," wie die ehrliche Pastorin Akerlind sich einmal über Lotta's Französisch ausdrückte. Da kam eines Tages ein Wagen auf den Hof gerollt, und ein junger Herr sprang heraus, wurde äußerst artig von dem Commerzienrathe empfangen, der zufällig auf der Schloßtreppe stand, und darauf eben so artig von der Commerzienräthin, die mit ihren beiden Töchtern symmetrisch zu ihren beiden Seiten auf dem Sopha Platz genommen hatte. Der junge Mann machte eine artige Verbeugung vor den Herrschaften, bestellte einen herzlichen Gruß von seinem Vater an die Frau Commerzienräthin und bemerkte erst nach längerer Zeit die Mamsell Akerlind, welche stand und darauf wartete, vorgestellt zu werden und sich zu verneigen. Endlich schlug dieser Augenblick, der junge Mann wendete sich zu Lotta, und jetzt sagte die Frau: „Mamsell Akerlind, unsre Gouvernante — Baron von Wilde aus Stockholm!" Eine glühende Purpurröthe ergoß sich über das Gesicht der Gouvernante; Baron von Wilde — das war ja der Freund ihres Bruders, der Sohn dessen, den ihr Vater in seinem letzten Augenblicke gesegnet hatte.

Man hat vor der Gefahr gewarnt, die Jugend Romane lesen zu lassen, aber man hat sich völlig geirrt in dem Warum. Man sagt, es ist schädlich, daß sie Erzählungen liest, in welchen die Liebe der Hauptgegenstand ist, das kann theilweise wahr sein; aber die Liebe erwacht ohne alle Romane, ist eine Naturkraft, die früher oder später, wenn nicht in der einen, so doch in der andern Form, aber doch immer

als Liebe thätig wird. Die romantische Liebe, nämlich diejenige, welche sich eigentlich durch Romanlesen ausbilden sollte, ist wenigstens reiner und idealer, als das rohe Gefühl, welches in einem Gemüthe erwacht, das vorher sich nicht durch die Spiegelfechtereien der Dichtung geübt hat, den schelmischen Feind zu bekämpfen, welcher gleich einem ungehorsamen Vasallen die Centralfestung für sich selbst inne hat und den Verstand und alle unsre Klugheitsregeln draußen stehen läßt.

Aber die Gefahr des Romanlesens liegt darin, daß man vor allen Dingen in solchen Schriften das Schöne auf Kosten des Wahren darstellen will, als wenn nicht Schönes, nicht Abwechselung genug in dem menschlichen Leben läge, so wie es ist, sondern noch mehr von einem Verfasser ausgeschmückt werden müßte. Es sieht so aus, als machte man sich hier eine eben so unnöthige Mühe, als wenn man einen blühenden Rosenstock mit künstlichen Rosen zierte oder in den Kelch einer Orangenblüthe wohlriechendes Oel gösse. Gerade diese Uebertreibung schadet dem jungen Gemüthe, es lernt fordern, daß die einfache Tanne, die ihre Pyramide so majestätisch über den niederen Wald erhebt, mit Rosinen und Knackmandeln behängt und mit Lichtern bedeckt sein soll, wie der Weihnachtsbaum es war; es lernt von dem Leben mehr fordern, als dieses geben kann und etwas anderes, als es geben darf. Redet jedoch der Roman Wahrheit, so kann es nicht mehr schaden, ihn zu lesen, als die Alltagsereignisse um uns her zu lesen, den Gang der Schicksale unsrer Freunde und Nachbarn zu sehen.

Die Lafontaine'schen Romane hatten in hohem Grade diesen Fehler, nämlich, daß sie das Leben nicht so malten, wie es ist, sondern gekräuselt mit dem hölzernen Messer der Dichtkunst. Gleichwohl muß man anerkennen, daß Lafontaine's Romane viel Gutes, viel Dankenswerthes, wenn auch nicht gerade Geistreiches

enthalten, und daß sie hinsichtlich des Nutzens, um einen passenden Ausdruck zu gebrauchen, „reinlicher" sind, als eine Menge Dutzendarbeiten der neuen romantischen Schule; denn man sieht lieber den guten Lafontaine in seiner anspruchslosen Alltäglichkeit und mit seinem leichtgerührten Herzen, als man Victor Hugo mit dem Strahle seines Genies in Blut und Lumpen wühlen sieht.

Lotta hatte gleichwohl nur Lafontaine gelesen, denn Victor Hugo war damals noch nicht auf dem Kampfplatze erschienen. Sie hatte daher von der Tugend und von der Liebe, von der Dankbarkeit und von der Freude überspannte Begriffe erhalten. Ein isolirtes Wesen ist immer ein Opfer der Selbsttäuschungen, der arme eingesperrte Geist stemmt sich so oft gegen den engen Käfig, in welchem er sitzt, bis der Krampf seine Flügelsehnen erfaßt. So war es mit den Eremiten und den ersten Mönchen, mit den Märtyrern der katholischen Kirche, sie waren sämmtlich allein, mit eigenem Willen oder gezwungen aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, und ihre Gefühle nahmen einen Flug, der sich nicht für das wirkliche Leben paßte, weil sie es nicht kannten und auch nicht kennen wollten. So war es auch mit dieser Gouvernante; außer sich stieß sie nur auf Kälte, und die Wärme concentrirte sich darum in der Tiefe der Seele; diese gebar Sehnsucht, sie gebar Ahnungen, sie wuchs, schickte ihre Töne jedem Gedanken, jedem Gefühle zu und machte diese sämmtlich abhängig von Ueberspannungen. Der gute Lafontaine stellte jetzt Ideale von Tugenden und Ideale von Lastern auf, und dies unerfahrene Mädchen theilte daher die Menschen in nur zwei Klassen, von denen die eine fast aus Engeln bestand, und die andere den Teufeln ziemlich nahe kam — eine Eintheilung, die fast die gefährlichste von allen ist, die man annehmen kann.

Jetzt sah sie vor sich eben diesen jungen Baron

von Wilde, welcher der Freund ihres Bruders gewesen war und welcher sein Retter hatte werden wollen; dies war genug für sie, ihn in die erste Klasse zu setzen — er war zu gleicher Zeit ein edler, ein guter Jüngling und ein Gegenstand ihrer Dankbarkeit, so wie der letzten Segenswünsche ihres Vaters.

Der junge Baron von Wilde hatte eine edle Außenseite, sein Auge war blau und offen — wie der Himmel, würde Lafontaine gesagt haben — seine Stirn hochgewölbt wie das Gewölbe des Himmels, und seine Hautfarbe, die etwas blaß war, machte ihn noch interessanter: jedes Wort von seinen Lippen hatte einen eigenen Klang, jeder Blick eine eigene Bedeutung, die eine edle Seele verrieth.

So ungefähr urtheilte Mademoiselle Akerlind; so nämlich fühlte sie: denn sie dachte weder, noch kleidete sie es in Worte.

Der junge Baron redete wenig mit ihr an dem ersten Abende; es schien, als suchte er ihren Blick zu vermeiden, als wollte oder wagte er nicht, ihm zu begegnen. Der Leser erräth leicht die Ursache dieser Blödigkeit, die in einem dunklen Vorwurfe lag, den Bruder des Mädchens verführt zu haben; doch so dachte die Gouvernante nicht, sondern sie fand, daß es Anspruchslosigkeit war; sie fand, daß es ein edles Herz war, das sich gleichsam seines reinen Goldwerthes schämte — sie hatte von hundert ähnlichen bei dem ehrlichen Lafontaine gelesen.

12.

Brief des Barons Fritz von Wilde an den Lieutenant von Gyllenraffel in Stockholm.

Mon chèr Ami!

Du solltest mich auf dem Lande sehen und mit dem Ritter Knööl über den Londner und Amsterdamer Cours discouriren hören, Du würdest Dich todt lachen, mein bester Freund. Ich bin selbst bei meiner Ehre bisweilen ganz verlegen, so vortrefflich spiele ich die Rolle eines guten Haushalters. „Haushalter," ja das ist auch so ein Wort; aber es ist ein großer Unterschied zwischen Haushalten und Haus zu halten wie ein Narr, verzeihe mir, mein lieber Bruder! ich meinte nicht präcise Dich damit. Meine bestimmte Braut, Mamsell Mimi, ist ein ziemlich nettes Mädchen, etwas aufgeschraubt, wie solche Bürgermamsellen zu sein pflegen; sie ist recht gut zu einer Frau, aber zu einer Geliebten taugt sie nicht. Die Frau des Hauses, meine zukünftige Frau Schwiegermutter, ist eine Frau, die viel Affaire von der Bildung macht, ohne selbst die geringste zu haben; ein Exemplar einer solchen Pflanze brauche ich nicht zu beschreiben. Nun, was sagst Du? Vielleicht daß ich mich für zu sicher halte? O nein! hat keine Gefahr, mein Bruder! Mon chèr père, der Filou, hatte mir gleichsam einen Vorbotenzettel geschrieben und dem Commerzienrath zu verstehen gegeben, er könnte Commandeur des Wasaordens werden; das traf den Nagel auf den Kopf. Er empfing mich auf der Treppe, convoyirte mich mit vielen Complimenten und Umständen — armer Kerl; er fühlte wohl schon im Geiste, wie das Band über der Schulter saß, und wie der Bleiklumpen ihm gegen die Schen-

kel schlug! Nun meinethalben! dachte ich und machte mich aimabel — verzeih mir, das kann ich, wenn ich will, obgleich ich ein wenig frostig aussah in der letzten Nacht, da wir spielten; es war aber auch beinahe zu stark: sechs Nächte hinter einander — das mußt Du gestehen, mein lieber Gyllenraffel! Doch genug davon; ich hoffe, Du rettetest Dich aus der Klemme.

Du kannst mir glauben, ich war ein wenig verlegen, als ich der Gouvernante hier im Hause präsentirt wurde. Wie so denn? Ja siehst Du, sie ist die Schwester des Akerlind, der vor fünf Jahren davon lief — Du entsinnst Dich seiner noch wohl; er war so freundschaftlicher Natur. Nun, weiter? Ja, sie ist ein schönes Mädchen, ein Paar schöne, strahlende blaue Augen, Purpurwangen, nota bene ohne Karmin, tour de visage dem Bruder ähnlich, aber, versteht sich, feiner, edler und schöner. Sie verneigte sich vor mir und sah mich an — gewiß erkannte sie den Namen, und ich wurde, Gott sei bei uns, verlegen wie ein Primaner *), der seine Lection herstottert, oder wie Du, da Du Dich in dem dreiunddreißigsten Lehrsatze in Deinem Examen auf Carlberg festhaktest. Paß auf! dachte ich; sie weiß die ganze Geschichte, und das, kannst Du glauben, wäre mir ein richtiger Hieb durch die Rechnung gewesen; denn die Herrschaften Knööl sind sehr religiös und befragten mich nach unsern berühmtesten Kanzelrednern. Sie hielten wichtige Reden über edle Menschen und die Bestimmung des Menschen hier in diesem Erdenleben, so daß mir rasend bange wurde, diese blauäugige Mamsell würde mit meiner Kenntniß des sechsten Buches Mosis und diesem heiligen Könige David Pique König nebst der ganzen Geschichte ihres Bruders hervorkommen, wo-

*) Prima ist in schwedischen Schulen immer die erste Klasse.
Anm. d. Uebers.

bei ich zu meiner Zeit in aller Unschuld accompagnirte, während mon chèr père den Contrabaß strich.

Am folgenden Tage wagte ich es, mit dem Mädchen zu reden; denn, siehst Du, hätte sie etwas gewußt, so hätte gewiß die Frau noch an dem ersten Abende Notiz davon erhalten, und dann hätte ich immer aus irgend einem Blick oder einer Nackenbewegung entnehmen können, daß Eulen im Moore wären. Frau Schwiegermutter war jedoch noch immer recht aimable, und predigte nicht einmal die Moral, was sie sicherlich nicht unterlassen haben würde, wenn sie mich in dieser Rücksicht nur im Allergeringsten in Verdacht gehabt hätte; denn Du kannst Dir wohl denken, hier unten im Lande ist Spiel eine wirkliche Sünde. Nun, ich ließ mich daher mit der kleinen Gouvernante — ein recht nettes Mädchen — in ein Gespräch ein; sie war etwas blöde und etwas romantisch. Du kannst glauben, ich ergriff den Faden und versuchte mich daran in ihr Vertrauen hinein zu entern wie eine Spinne, die an ihrem haarfeinen seidenen Faden empor klettert. Es war wirklich Schade und Schande, daß ich Dich nicht so zur Linken dabei hatte; Du wärst gerührt gewesen, davon bin ich überzeugt, so schöne Sachen sagte ich ihr über den Mond, welcher à propos, aussieht wie ein Aal von Perlenmutter, von der Tugend, von der Unschuld u. s. w., ich war so religiös und so tendre, noch viel mehr, als die Frau Schwiegermutter, welche Moral und Religiosität bloß, wie der selige Holberg sagt, „wie eine Redensart" hatte. Das Mädchen dagegen ist, wie gesagt, romantisch und dito religiös, das heißt eine kleine hübsche Person, welche vieles glaubt, was wir, Du und ich, zu bezweifeln aufgeklärt genug sind. Doch genug von der „Materie." Ich plauderte lange und plauderte viel, und endlich kühner geworden, sprach ich so en passant den Namen ihres Bruders aus, um zu sehen, ob sie Sachen und Dinge kennete. Ich war verlegen,

darfst Du glauben, als ihr die Thränen in die Augen kamen, und sie veritabel weinte und anfing, mir zu danken, als dem einzigen Freunde ihres Bruders, als einem edlen Manne, der den Unglücklichen vom Verderben hatte retten wollen. O ja; darin hatte sie so ziemlich Recht; denn ich rieth ihm oft zu passen, wenn er sieben Stiche angab u. s. w., und hätte er meinen Rathschlägen in ihrem ganzen Umfange gefolgt, so wäre er vielleicht — — doch genug davon. Ja, siehst Du, ich war verlegen, wie gesagt; denn sie hielt mich für einen edlen Menschen. Das kann seinen Nutzen haben bei solchen Gouvernantinnen, welche Romane gelesen haben und einen Mann nach dem gegebenen Modelle haben wollen. Du kannst also finden, daß ich so in einer Art von Doppelverhältnisse stehe, meine Zukünftige, die mein Vater, der alte Filou, mir an den Hals geworfen hat, courtisiren muß, und die Gouvernante courtisiren will, und die, wenn sie hunderttausend Reichsthaler hätte, zu einer Frau recht gut wäre. Da sollte sie eine eigene kleine Betkapelle erhalten, in welcher sie die Thorheiten ihres Herrn Mannes abbeten könnte, und eine ganze Bibliothek von Romanen, in denen sie den edlen Grund seiner ungewöhnlichen Irrwege finden könnte. Wenn ich dann eine Nacht nicht zu Hause gewesen wäre und so gegen fünf Uhr nach Hause käme, so hätte ich nicht gespielt, nein, Gott behüte! Ich hätte eine arme Familie besucht, eine sterbende Mutter getröstet, und wären auf dem Rocke Punschflecken zu sehen, so wären es nur Spuren von den Dankbarkeitsthränen der geretteten Kinder; alles sollte charmant gehen. Aber das Mädchen ist arm wie eine Schrankratte und taugt nur zum lieben, zum courtisiren u. s. w.

Ich werde mich in der größten Heimlichkeit mit Mamsell Mimi verloben, das haben Mama und ich abgemacht, und meinethalben recht gerne, ich bin also

frei bis das Aufgebot kommt. Nun gut! diese ganze Erfindung kommt von meinem Vater, der zwar das Geld liebt, aber doch auch die Geburt, und daher meine Mesalliance geheim halten will, bis sie nicht mehr zu ändern ist — dann ist Mamsell Mimi mit einem Male eine Freifrau von Wilde — höchstens geborne Knööl, und das klingt nicht so fürchterlich, als wenn man sagte: der angenehme, gentile und gebildete Baron von Wilde ist mit einer Mamsell Knööl aus Skraköping verlobt, fi donc! darum hat mein lieber Vater ausfundirt, daß man im Stillen verlobt sein soll, „weil die jungen Leute so in Frieden sich gegenseitig kennen, ihre Herzen schätzen lernen können," u. s. w., wie die alte Schraube schreibt.

Die Gouvernante wird also ein angenehmer Zeitvertreib — mehr davon ein andermal. In vierzehn Tagen, die ich hier zugebracht, kann man kaum die Laufgräben zur Belagerung einer Festung öffnen, die eine ganze Armee von Romanhelden zur Besatzung hat, und noch überdies von einem ganzen Heere der heiligen Propheten, Evangelisten und Apostel umgeben ist. Aber die Zeit gewinnt alles, und Du sollst sehen, daß ich dir bald etwas erzählen kann, das Dich ärgert — nicht wahr? Es wäre ja ärgerlich, von meinem Siege über eine schöne Gouvernante zu hören, denn, so viel ich weiß, beschränken sich Deine Eroberungen auf einige bleiche und wassersüchtige Mamsellen. Nein, Bruder! hier ist Gefühl, rothes Blut in den Wangen und Ultramarin in den Augen, und diese strahlen noch überdies von Gesundheit und gleichsam Frömmigkeit. Sie ist schön, glaube mir, mein Herr Lieutenant, sehr schön!!

Nun, das ist wahr, hier im Hause giebt es noch eine Figur, einen Magister Draeggel! Du weißt — aber ich vergaß die Ursache, warum er hier ist, nämlich den Mamsellen englisch zu lehren, ein abscheuliches Zeug, so häßlich! — jetzt kommt der Nachsatz — wie

Du weißt, mag ich die Magister nicht, solche Personagen, die schon auf Schußweite lateinisch riechen und die eine lange Nase haben, um sie als Fibelsticken zu gebrauchen, wenn sie lesen oder am Schreibtische sitzen und schlafen und sich auf ihre Spitze stützen wie eine Gans, die auf einem Beine steht. Nun, Magister Draeggel ist ein solcher Kerl und ich kann es nicht bleiben lassen, ihn zu foppen; denn er will witzig sein, das gelehrte Vieh; dafür aber glotzt er mich auch an mit seinen matten Augen, als wenn er mich verschlingen wollte.

Nun, gute Nacht, mein Junge! man wird schläfrig hier draußen auf dem Lande, der Augustmondschein versilbert die sanft gekräuselte Oberfläche des Landsees, es saust in den Pappeln vor meinem Fenster, und Gott weiß, ob es eine Nachtigall oder eine Singdrossel ist, die unten im Parke so herzinnig schön trillert; das ist romantisch — oder wie? — Nein, gute Nacht, mein Freund! schlaf wohl, denn dieser Brief kommt so gegen Mittag an, das weiß ich.

Dein Fritz Wildfang.

13.

Der Schutzengel.

Der junge Baron von Wilde ging an einem Abende im Parke spazieren: die Gouvernante war auf Besuch bei ihrer Mutter und Ma bonne; jetzt ging der Baron ihr entgegen, weil er wußte, daß sie zurückkommen würde. Der Mond schien klar am Himmelsgewölbe und seine Strahlen zitterten auf dem Spiegel des Sees ungefähr so, wie der junge Baron

es in seinem Briefe beschrieben hattte. Da sah er in der Entfernung Jemand auf sich zukommen; es war Lotta.

Sie war jetzt doppelt schön, denn der schnelle Gang hatte eine stärkere Röthe auf ihre Wangen getrieben. „Ich bin glücklich, eine gleichgestimmte Seele zu treffen, da ich hier gehe und die schöne Natur genieße; es ist ein schöner Abend," so äußerte sich der Baron, da er die Mamsell Akerlind bemerkte.

„Ja, in Wahrheit schön," entgegnete sie, und warf einen Blick über den See und die dunklen Laubmassen, die auf der andern Seite desselben empor stiegen.

„Ich weiß", sagte der Baron, „daß Sie hier allein im Hause sind, allein gefühlvoll für das Schöne und Gute; fühlen Sie sich nicht oft unglücklich. Sie haben ja Vertrauen zu einem Freunde Ihres Bruders — verzeihen Sie, Mamsell; diesen Namen sollte ich nicht aussprechen; er verletzt Ihr Gefühl."

„Nein, gewiß nicht, Herr Baron! er weckt meine Dankbarkeit gegen seinen vielleicht einzigen Freund."

„Sagen Sie nicht so, Mamsell," sagte der Baron mit gleichsam gebrochener Stimme, „wenn ich ihn hätte retten können; o wie gern hätte ich es nicht gewollt; aber Mamsell! ich habe Ihnen so viel zu sagen; haben Sie Vertrauen zu mir?"

„Ja, Herr Baron! ich glaube Ihnen," sagte das Mädchen mit einem leichten Zittern in der Stimme, „Sie waren der einzige Freund meines Bruders, mein Vater segnete Sie in seiner Todesstunde — der Segen eines Sterbenden dringt hinauf in den Himmel und von dort wieder zurück in das Herz des Gesegneten — ich muß Ihnen glauben."

„Ach, so glücklich!" sagte der Baron, „Sie glauben mir also; nun, Mamsell, wenn ich thörigt wäre, wenn ich Ihnen etwas sagte, was Sie vielleicht schon vorher wissen, was ich Ihnen jedoch nach einer so kur-

zen Bekanntschaft nicht sagen sollte; wollen Sie mir versprechen, weder über mich zu lachen, noch mich zu verdammen?"

„Was wollen Sie sagen?" fragte Lotta ganz kurz, weil sie zwischen dem Vorbauen des Barons und des Commerzienrathes eine unverkenntliche Aehnlichkeit zu finden glaubte.

„Sie fragen so eiskalt," sagte der Baron, welcher einsah, daß er dabei wäre, sich zu verlaufen; „Sie fragen so eiskalt," sagte er noch einmal; „haben Sie denn gar keine Freundschaft, nur Freundschaft für mich?"

„Ja, Herr Baron! ich will Ihre Freundin sein," antwortete das Mädchen, „so wie Sie der Freund meines Bruders waren."

„Nun wohlan, ich will Ihnen also sagen," sagte der Baron noch unsicher, ob er sich vorwärts wagen sollte oder nicht, „ich will Ihnen denn Alles sagen. Sie wissen, ich bin Baron, ich habe tausendmal diesen leeren Titel verdammt, — ach Mamsell; ich habe so lange die Bürde adliger Vorurtheile getragen, daß ich ihrer müde geworden bin."

„Das dürfen Sie nicht," unterbrach ihn das Mädchen, „man soll edel sein, wenn man von Adel ist; der Mann muß das A, welches ihm die Vorfahren hinterlassen haben, in E verwandeln."

„Geistreich in der That!" meinte der Baron, „aber Sie sehen gleichwohl nicht alles Drückende ein, das darin liegt, wenn man von einer alten Familie ist; ich bin Gottlob! glücklicher denn ich habe selbst die Fesseln abgeworfen und habe dies einem edlen Vater zu danken, der mich auf die Bahn geleitet hat, die er selbst festen Schrittes gewandert ist, auf dem dornbestreuten Pfad der Tugend."

„Ist der Pfad der Tugend so mit Dornen bestreut?" fragte die Gouvernante, welche es selbst jetzt vor dem Baron nicht lassen konnte, sich an Worte

festzuhängen; „ist er so mit Dornen bestreut? das ist schlimm für den, der sich sticht, wenn er den geraden Weg geht.“

„Ja, Sie haben Recht, meinem ehrwürdigen Vater ist er nicht mit Dornen bestreut gewesen; davon zeugt sein frohes Alter,“ sagte der Baron etwas verlegen; „Mamsell! Sie sollten meinen Vater kennen.“

„Ach ja, ich kenne ihn aus seiner edlen Handlung gegen meinen Bruder. Wir gaben ihm den Werth von allem unserm Silber, um wenigstens in einer Hinsicht unserer ewigen Schuld uns zu entledigen.“

„So so, Sie haben bezahlt?“ fragte der Baron ziemlich verwundert, denn er wußte nicht einen Buchstaben von der ganzen Geschichte, fand sich jedoch bald und fuhr fort: „aber wir konnten ja nur wenig für ihn thun — doch Mamsell, darf ich wagen, Sie zu bitten, daß ich Sie ganz einfach Lottchen nennen darf? man nennet Sie ja gewöhnlich so? Zwei Freunde dürfen einander nicht fremd sein.“

„Nein, Herr Baron! der Commerzienrath würde wunderliche Gedanken von mir erhalten, wenn Sie, Herr Baron, an einem Abende im Mondenscheine, da wir hier im Parke gehen, angefangen hätten, mich bei meinem Taufnamen zu nennen — nein, Herr Baron! lassen Sie das.“

„Doch Mamsell!“ sagte der Baron, „wenn wir bloß dann einander Du nennten, da wir uns allein träfen —“

„Nein, Herr Baron! das läßt sich noch weniger thun; ich habe noch nie in der Einsamkeit anders gehandelt, als vor den Menschen. Also, nichts davon, Herr Baron!“ sie sprach dieses „Herr Baron!“ mit Nachdruck aus, um deutlich anzuzeigen, daß es so heißen sollte.

„Nun gut also, Mamsell! wollen Sie hören, was ich Ihnen sagen will?“ fragte der Baron fast ärgerlich, da er auf so viele Hindernisse im Wege stieß.

„Ja sehr gern,“ antwortete das Mädchen froh, weil ihr romantisches Gefühl während der Zeit, daß der Baron nach Affect gehascht hatte, bedeutend abgekühlt war; so dachte sie zwar eigentlich nicht, aber es war gleichwohl etwas in ihr, das ihr sagte, der Baron hätte eine auswendig gelernte Lection hergesagt, und das Herz lernt keine solche auswendig; die Freundschaft und die Liebe lernen in der Welt am schlechtesten auswendig.

„Ich muß reden,“ fuhr der Baron fort, der schon den weißen Giebel des Schlosses durch die Bäume hervordämmern sah, und also eilen mußte; „ich will reden: Mädchen, unaussprechlich liebes Mädchen! ich bete Dich an! — ich habe geredet, Mamsell!“ fuhr er mit verschämter Stimme fort, „verdammen Sie mich nun!“

„Herr Baron,“ entgegnete Lotta ernsthaft und blieb stehen, „ich hatte erwartet, Sie würden Achtung beweisen gegen die Schwester Ihres unglücklichen Freundes, gegen ein armes Mädchen, das nichts auf dieser Welt hat, als eine arme alte Mutter, die keine Stütze, keinen Freund hat, als Ihn, der dort oben wohnt. Ich hatte erwartet,“ fuhr sie fort und that einen tiefen Athemzug, „Sie würden Achtung beweisen gegen mich, Herr Baron! — aber —“

„Sie glauben mir nicht?“ sagte der Baron in einem fast feierlichen Tone; „nun, so wissen Sie denn: auch ich bin ein Fremdling auf dieser Welt, und besitze weder Vermögen noch Macht, sondern nur einen Vater mit grauen Haaren, der mich liebt, einen Vater, der bald von dieser Welt scheidet, und dann stehe ich einsamer als Sie in der wimmelnden Welt. Ja, Mamsell, verhöhnen Sie mich nicht, verhöhnen Sie, verkennen Sie nicht das heiligste meiner Gefühle — wohlan, Mamsell Akerlind! stoßen Sie mich zurück! ich will schweigen und leiden; aber thun Sie es nicht aus Mißtrauen und Verachtung!“

„Was wollen Sie denn?“ fragte Lotta und sah ihm forschend in das Auge.

„Was ich will, schönes Mädchen?“ rief der Baron, „das weiß ich selbst nicht; aber ich liebe Sie, ich bete Sie an — mehr kann ich nicht sagen.“

„Können Sie das schwören bei Gott, der uns sieht?“ fragte Lotta mit eben so mißtrauischem, auf den Baron gehefteten Blicke.

„Ja, vor Gott, der uns sieht und in unsre Herzen blickt, ich liebe Sie bis in den Tod!“

„Es ist also wahr!“ seufzte das Mädchen mit einem unnennbaren Gefühle von Freude und Ueberraschung; „es ist also wahr! ja wir wollen Freunde sein.“

„Freunde!“ wiederholte der Baron, „sagen Sie bloß ein einziges Mal: ich liebe Dich! — sagen Sie es, und ich bin der Glücklichste auf Erden.“

„Nein, ich sage es nicht, ich darf es nicht sagen,“ antwortete das Mädchen in einiger Verwirrung über die Heftigkeit des Barons.

„Aber Sie denken es, Sie fühlen es in Ihrem Herzen!“ rief der Baron, „dank! geliebte Lotta! Dank für mein Leben! Aber,“ fuhr er langsamer fort, da Lotta sich anschickte, weiter zu gehen, „aber sagen Sie mir, Lotta! wie sollen wir uns wieder treffen?“

„Bedarf es wohl dessen, da wir uns täglich sehen? und wie ich hörte, so wurden Sie ja von der Herrschaft gebeten, den Sommer über hier zu bleiben. Sie bleiben ja hier, Herr Baron?“

„Baron? o Sie? so fremde, Lotta!“ äußerte der Baron vorwurfsvoll.

„Du bleibst ja hier,“ verbesserte Lotta.

„Ja, eine kurze Zeit; ich muß nach Stockholm, um Verschiedenes zu rangiren — aber Dich treffen muß ich. Morgen gehe ich auf die Jagd, ich komme diesen Weg zurück, Du gehst aus — thust Du das nicht? wir wollen Pläne für die Zukunft bauen.“

„Für die Zukunft!“ wiederholte Lotta, ohne daran zu denken; aber eine große Reihe kleiner Genrebilder aus einer glücklichen Zukunft stand so deutlich vor ihr und im Vordergrunde derselben sie selbst in dem Arme ihres Geliebten, und ihre Mutter mit ausgestreckter Hand zum Segen über sie Beide — und die Uebrigen —

„Wir wollen überlegen — ja geh' auf die Jagd!“ antwortete sie endlich.

„Du erwartest mich in der chinesischen Pagode?“ fragte der Baron.

„Ja, gute Nacht, gute Nacht!“ sagte das Mädchen und eilte hinweg von ihm durch die Gitterthür in den Garten, wohin der Baron ihr nicht zu folgen wagte, aus Furcht, er möchte von dem Schlosse aus gesehen werden.

Der Baron blieb lange stehen und sah ihr nach, wie sie über die mit Sand bestreuten Steige dahin eilte; jetzt war sie verschwunden.

„Ein verteufelt nettes Mädchen!“ murmelte er bei sich selbst; „aber scheu wie ein wilder Vogel, man muß lange pfeifen, ehe sie sich auf die Leimstange setzt.“

„Ja, darin haben der hochwohlgeborene Herr Baron gewiß Recht,“ sagte eine rauhe und näselnde Stimme dicht hinter dem Baron. Dieser fuhr zusammen, als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen, und sah sich um. Dort stand nun kein anderer, als die lange und jämmerliche Figur des Magisters Draeggel, beleuchtet von dem herrlichsten Mondenscheine von der Welt.

„Sie — Sie sind hier, Herr Magister?“ fragte der Baron, während es ihm eiskalt überlief. „Guten Abend, Herr Magister!“

„Ergebenster Diener, mein hochwohlgeborner Herr Baron!“ sagte der Magister und nahm den spitzigen Hut ab.

„Ein schöner Mondschein heute Abend," sagte der Baron.

„Ja, hochwohlgeborner Herr Baron! Luna thut ihr Bestes; sie sitzt dort oben wie eine kleine Schüssel voll Ofengrütze."

„Verzeihen Sie, Herr Magister, sind Sie lange hier im Parke gewesen?"

„O ja, seit drei Monaten täglich, denn ich mache mir hier ein wenig Bewegung."

„Ach so, aber ich meine heute Abend."

„O nein, ich war, hm hm! eben aus dem Bauer geflogen wie ein kleiner Singvogel, der frei wird," entgegnete der Magister.

„So so, Sie sind mir also durch den ganzen Park nachgegangen?"

„Nein, behüte! hm hm! i — ich kam aus diesem Seitengange gerade, da der hochwohlgeborne Herr Baron Ihre kleine Betrachtung machten."

„So?" sagte der Baron nachlässig, „ja, so ist es mit uns Junggesellen; man vergafft sich leicht in Mädchen; ist es nicht so, mein bester Herr Magister?"

„Ja, das hat alles seine Richtigkeit," äußerte der Magister; „das hat alles seine Richtigkeit mit der Sache. Sie sagten etwas, ich hörte nicht recht, was es war. Ja, sehen Sie, hochwohlgeborner Herr Baron! ich hielt es mit Ihnen, hochwohlgeborner —"

„Lassen Sie das Hochwohlgeboren," sagte der Baron, ärgerlich über die unaufhörliche Wiederholung des Titels, die, wie er deutlich verstand, sich von einer Art satyrischer Laune des Magisters herschrieb.

„Aha! man darf nicht den ganzen Titel sagen; ich bitte um Entschuldigung," sagte der Magister; „ich bin so wenig gewohnt, hä, hä! in Gesellschaft vornehmer und hochgeborner Leute zu sein, hä, hä! ich meines Theils bin so bürgerlicher Herkunft wie eine Bauernkartoffel."

„Kann wohl sein; jetzt gehen wir nach Hause.

mein bester Magister," äußerte der Baron und beide Herren gingen mit einander durch den Garten."

„Ergebenster Diener und gute Nacht! hochwohlgeb.. — ach so! Herr Baron! denn künftig werde ich ganz blank Herr Baron sagen, ohne Umstände und ohne Complimente. Damit bien, gute Nacht! angenehme Ruhe!" sagte der Magister, zog den Hut ab, daß das graugesprenkelte Haar wie ein Stoppelfeld im Mondscheine glänzte, und verschwand in dem Nebengebäude.

„Die alte Statue wird doch wohl nimmermehr unser Gespräch gehört haben?" murmelte der Baron, da er die breiten Treppen zu seinem Zimmer hinaufstieg.

„Paß auf! hier kann ich zwei Fliegen mit einem Schlage fangen!" murmelte der Magister bei sich selbst, als er auf seinem Zimmer stand und Feuer auf seinem stumpfen Steine anschlug. „Beide, der hochwohlgeborne Herr Baron und diese greinende Gouvernante sollen wissen, wen sie gestochen haben. Man hat mich aufziehen wollen; aber dort sollen sie eben die Antwort erhalten, die auf dem Linale steht:

Du warst ein Narr, der mich ansah,
Leg' mich wieder, wie ich lag.

Hä, hä hä! — das soll morgen ein delikates Fressen geben!"

Am folgenden Tage stand der Magister sehr früh auf und bat um eine Unterredung mit der Räthin unter vier Augen. Diese wurde bewilligt, und nun erzählte der Magister ganz ausführlich die Geschichte von dem Baron und Lotta, die er ganz genau kannte, weil er sich stets im Schatten hinter ihnen durch den Park hergeschlichen war. Anfangs wurde die Räthin im

höchsten Grade alterirt, beruhigte sich jedoch, da sie die letzte Aeußerung des Barons, jenen Monolog an der Gartenthür hörte. „Ich konnte wohl glauben,“ sagte sie zu dem Magister, „daß ein Mann von Welt, wie der Baron von Wilde, nimmermehr im Ernste eine solche Sottise begehen würde; er hat das einfältige Schäfchen nur auf die Probe setzen wollen, und das Ganze ist nur ein Scherz.“

„Aber sehen Sie, meine gnädige Frau Räthin,“ sagte der Magister, „sie haben sich auf morgen Abend in die chinesische Pagode bestellt, und —“

„Ja, Herr Magister! lassen Sie mich für den Rest sorgen; aber stellen Sie sich, als wenn Sie nichts wüßten; nicht eine Miene darf verrathen, daß wir in das Geheimniß eingeweiht sind.“

„Keineswegs,“ antwortete der Magister, „ich kann meine Lineamente in Ordnung halten, wenn es nöthig ist,“ und jetzt setzte er seine Gesichtszüge in Ordnung, so daß er ein eben so todtenähnliches Aussehen bekam, wie eine ägyptische Sphynx.

Der ganze Tag verfloß auf die gewöhnliche Weise. Der Baron ging nach der Verabredung am Nachmittage auf die Jagd, und die Räthin gab Lotten eine Menge Geschäfte zu verrichten, mit denen sie unmöglich diesen Abend fertig werden konnte. Da war eine Haube für die Räthin, welche fertig sein sollte, weil sie am folgenden Tage eine Fête geben wollte; Mamsell Akerlind wurde daher abgesperrt, und konnte um so weniger auf die Promenade kommen, als die Räthin ihren Töchtern befohlen hatte, die Mamsell nicht aus den Augen zu lassen und sie zu begleiten, wenn sie ausgehen wollte. Die Commerzienräthin dagegen ging gegen Abend spatzieren, und nahm nach einem langen Spatziergang, der ihrem beleibten Körper ungemein viel Mühe kostete, zuletzt in der chinesischen Pagode Platz, wo sie sitzen blieb und das Kling-klang

der Glasglocken anhörte, wenn die befiederten Korke von dem leichten Abendwinde bewegt wurden.

Während der Zeit that Lotta Wunderwerke mit der Haube. Sie wurde gegen alle Vermuthung ziemlich früh fertig, und jetzt wollte sie gehen; da kamen aber beide Mädchen und wollten mitgehen. Das konnte nicht angehen, und sie mußte daher zu Hause bleiben, weil alle Versuche, der freundschaftlichen Begleiterinnen los zu werden, fehl schlugen.

Es giebt wohl Viele unter meinen werthen Lesern, die nicht einmal, sondern hundertmal über die Art gewisser Damen, ihre Freundinnen zu begleiten, Ach und Weh herabgerufen haben. Man ist verliebt in ein Mädchen — das ist uns leider! allen geschehen; man will allein mit ihr reden, wenn sich auch das ganze Gespräch nur um das letzte Schauspiel oder das letzte Modenbulletin drehen sollte. Genug, man will sie unter vier Augen sprechen. Wir gehen und „speculiren" dort, wo wir wissen, daß unsre Schöne kommen wird; das Herz schlägt so, daß man es durch die Weste sehen kann; wir haben einen ganzen langen und recht schönen Roman zusammengesetzt über alles, was wir sagen möchten und was sie unweigerlich antworten müßte; mit einem Worte: wir bereiten uns vor auf einen angenehmen, ewig denkwerthen Augenblick. Endlich kommt die Auserkorne unsers Herzens, und hat in ihrem Schlepptau eine alte Mamsell, die übrig geblieben ist, und jetzt nichts anderes zu thun hat, als sich fest zu hängen und Gesellschaft zu leisten, oder es begleiten sie ein paar junge Dinger innerhalb oder außerhalb der Verwandtschaft, die wunderbar neugierig aussehen. Der ganze Plan schlägt also fehl, und oft giebt sich der Aerger kund durch ein feines Lächeln auf den Lippen der Schönen, welches zu sagen scheint: „Jetzt wurde der Herr recht artig gefoppt!" Die ganze Welt weiß, wie es mit Dergleichen zusammenhängt, und darum wundert sich kein Mensch, daß

Mamsell Lotta zu Hause blieb, die Haube der Räthin veränderte und leise ein Lied summte — ein bestimmtes Zeichen, daß sie nicht weit davon war, ärgerlich zu werden.

Unterdessen saß die Räthin in der chinesischen Pagode und wartete lange, bis sie auf der nahegelegenen Wiese Schritte hörte und im Mondenscheine der Baron mit dem Jagdgewehr und der leeren Jagdtasche auf der Schulter auf das Lusthaus zugeschritten kam. Er näherte sich vorsichtig und trat ein. Dort sah er eine Figur im Schatten verborgen.

„Du hieltst Wort, geliebtes Mädchen! ach, wie glücklich machst Du mich!" rief er aus, stürzte auf die Räthin zu und umarmte ihre umfangreiche Figur.

„Ergebenste Dienerin!" sagte seine Frau Schwiegermutter in petto; „Sie sind allzu artig, Herr Baron! mich ein Mädchen zu nennen und noch obendrein zu lieben!"

Daß der Baron kein einziges Wort antworten konnte, sondern in der weitesten Bedeutung des Wortes „vernichtet" war, ist ganz natürlich, und ich will jeden Christenmenschen fragen, was wir wohl in einer solchen Lage geantwortet hätten; ich meines Theils sehe keinen Ausweg oder irgend eine Art, sich zu finden, wenn man so plötzlich auf der That ertappt wird.

„Oder," fuhr die Räthin nach einem kurzen Stillschweigen fort, „vielleicht, Herr Baron, meinten Sie mich nicht?"

„Ja, aber — ich bitte tausendmal um Verzeihung — ich" — stammelte der Baron und krümmte sich wie ein Regenwurm an dem Angelhaken.

„Sein Sie ruhig, Herr Baron!" fuhr die Räthin fort; „ich weiß alles, und nur um Sie von einer Unvorsichtigkeit abzuhalten, begab ich mich hieher. Es kommt mir zwar nicht zu, Vorstellungen zu machen, dennoch aber kann ich nicht läugnen, daß Sie eine große Unvorsichtigkeit begangen haben, in dem Hause,

an das Sie vielleicht bald mit heiligen Banden gefesselt werden sollen, eine Liebesaffaire zu entamiren."

„Ja, meine Gnädige!" pustete der Baron.

„Ich weiß, daß Ihr Herz gut ist, daß unsre Gouvernante vielleicht durch irgend einen Wink Sie verführt hat, und ich übersehe gerne Ihren Fehler, den Sie mit allen jungen Männern unsrer Zeit theilen. Aber Sie müssen daran denken, mein bester Herr Baron, daß Sie der Gatte meiner Tochter werden sollen, und obgleich auf der glänzenden Bahn, die Sie wandern werden, von diesen bürgerlichen Ehen gar die Rede nicht sein kann, wo sich Mann und Frau mit ihrer Liebe gegenseitig ermüden, so dürfen Sie denn doch keinen Eclat machen oder Sottisen begehen, welche stets das Ansehen Ihrer Gattin verletzen würden, wenn sie auch ihres Theils nachsichtig sein könnte."

„Nein, gewiß nicht, meine Gnädige," seufzte der Baron; „dies soll mir eine Warnung sein."

„Ja, lassen Sie sich das gesagt sein. Begehen Sie keine Unvorsichtigkeit, und hüten Sie sich, mit den Leuten im Hause Affairen zu haben; dadurch erzieht man sich schlechte und naseweise Diener, und dadurch entsteht Kaltsinn zwischen den Gatten, welche zuletzt offen ausbricht und vor der ganzen Welt ein Sprüchwort wird. Sie haben Bildung und Charakter genug, die Richtigkeit meiner kleinen Anmerkung zu fühlen. Ihren Arm, Herr Baron!"

Die beiden gebildeten Leute wanderten jetzt nach Hause, und da der Baron in seinem Zimmer ankam, so war sein Gemüth „schal" wie Bier, das eine Nacht gestanden hat. Es schäumte nicht, es war fade, und nur der Hopfen der verletzten Eitelkeit ließ sich an dem bittern Geschmacke erkennen, so wie auch die freiherrlichen Hefen, welche von dem Boden heraufstiegen, weil er von einer geldstolzen Bürgerdame Moralien hatte annehmen müssen.

„Wie gefällt Ihnen der junge Baron von Wilde?“ fragte am folgenden Morgen der Magister die arme Gouvernante, welche wiederum eine Zielscheibe der ganzen Bitterkeit der Räthin geworden war. „Er kleidet sich geschmackvoll,“ fuhr der Magister fort, „oder wie?“

„Ja, darin können Sie Recht haben,“ antwortete die Mamsell.

„Er kleidet sich,“ fuhr der Magister fort, „nett aber nicht prächtig, sagte der Gottseibeiuns, als er den Schwanz erbsengrün färbte. Er sieht aus wie ein Adonis.“

„Was wollen Sie mit allem diesem sagen?“ fragte Lotta gereizt.

„Ja, sehen Sie, meine kleine Mamsell, ich will Ihnen sagen, daß ich die ganze Sache kenne, und daß ich jedes Wort hörte, das Sie vorgestern Abend mit einander redeten, daß ich die ganze Geschichte der Frau Commerzienräthin erzählt habe, und daß mir heute der unangenehme Auftrag geworden ist, Ihnen mein liebes Mamsellchen, zu sagen, daß Sie sich nach einer andern Gelegenheit umsehen sollen.“

„Und Sie sind niederträchtig genug gewesen?“ fuhr das Mädchen auf und erblaßte vor Schrecken; „und Sie sind ehrvergessen genug gewesen, uns auszuspioniren, und nachher der Räthin alles zu erzählen?“

„Ja gewiß, mein liebes Mamsellchen!“ antwortete der Magister ruhig.

„Warum thaten Sie das?“

„Ja, sehen Sie, Mamsell, Sie dürfen mir keine Vorwürfe machen, ich bin Ihr Schutzengel; Ihr Schutzengel bin ich.“

Der Magister hatte Recht. Er war der Schutzengel des unglücklichen Mädchens.

14.

Der Umzug.

Einige Zeit nach diesem Auftritte, welcher zum Theil hinter den Coulissen gespielt wurde und daher nur den Hauptpersonen bekannt war, zog Lotta zu ihrer Mutter, um später zum Herbst eine Gouvernante- und Gesellschaftsmamsellsstelle bei dem Major von Ankarklo auf Björkwik anzunehmen. Die letzte Zeit bei dem Commerzienrathe war äußerst schwer und traurig für das arme Mädchen. Die Sticheleien der Frau und das Hohnlächeln des Magisters plagten sie jeden Augenblick.

Zu allem Glück für sie war der Baron Wilde am Tage nach seinem Fehlgriffe nach Stockholm gereis't, und sie hatte daher nicht nöthig, sein verlegenes Gesicht bei Tische zu sehen, wo jetzt der Rath und der Magister das Duumvirat bildeten. Zu Hause bei ihrer Mutter war alles wie gewöhnlich, und Lotta saß meistentheils bei Ma bonne, plauderte französisch und arbeitete für ihre Mutter, welche ungeachtet ihres Alters und ihrer wankenden Gesundheit sich mit tausenderlei Dingen beschäftigte, gleichsam als wäre der kleine Wittwensitz auf Witomta etwas, das unwillkührlich die ganze Zeit eines Menschen in Anspruch nehmen sollte. Ich bin überzeugt, daß Catharina von Rußland nicht mehr Umstände und Beschwerden hatte, diesen Staat zu regieren, als die Pastorin Ackerlind, um ihren kleinen Wittwensitz in Ordnung zu halten.

Lotta fühlte ihr Herz wunderbar erleichtert, als sie einige Tage in der Gesellschaft der Alten verlebt hatte. Es kam ihr vor, als hätte sie alle Sorgen des Lebens hinter sich gesehen, als sollte jetzt ein neues Leben beginnen. Selbst ihre Liebe, oder wie wir das

gemischte Gefühl nennen wollen, das sie für den Baron Wilde empfand, wurde bedeutend modificirt, und sie sah ein, daß sie dem Verderben nahe gewesen wäre, daß sie sich sehr unvorsichtig aufgeführt hätte, und daß sie wirklich den Magister Draeggel als ihren Schutzengel betrachten müßte, obgleich er weit entfernt davon war, engelähnlich zu sein. Sie war also ruhig und froh, da sie nach Björkwik reis'te, um ihre neue Condition bei dem Major Ankarklo anzutreten, wo sie eine Tochter von ungefähr zwölf Jahren unterweisen sollte.

Sie kam an einem stürmischen Herbstabende an. Die ganze Fronte des großen zweistöckigen Gebäudes war düster, zwei Fenster ausgenommen, wo ein unbedeutender Lichtschimmer sich durch die dichten Gardinen stahl. Auf dem Hofe war es ruhig und still, wie in einem Grabe und Lotta tappte über die dunkle Hausflur zu einer Thüre, die nur angelehnt war, und in welcher Feuer leuchtete. Es war die Küche; und bald stand ein freundliches und frohes Dienstmädchen mit einem Lichte vor ihr, ein Paar andere eilten herbei, um sie von ihren Mänteln und Tüchern zu befreien, welche die beiden guten alten Frauen um sie gebunden hatten, so daß sie beinahe eine in ihre Windeln gepackte Mumie zu sein schien. Endlich war die Auspackung bewerkstelligt und das freundliche Dienstmädchen leuchtete ihr nun in die andere Etage, wo die Frau wohnte.

Lotta trat in einen Saal und das Mädchen ging in das Zimmer der Frau, um sie anzumelden; bald kehrte sie zurück. „Haben Sie die Güte einzutreten, Mamsell!“ sagte das Mädchen, öffnete die Thüre, schob eine Decke auf die Seite, welche vor derselben hing und jetzt stand Lotta vor ihrer Herrscherin, der Frau von Ankarklo.

Die Majorin war eine lange, etwas magere Figur, die auf einem Ruhesopha in einer ruhenden Stel-

lung saß, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, und die Füße auf einen Schemel stützend. Ihr Gesicht war, obgleich blaß und kummervoll, dennoch regelmäßig und zeigte manche Spur einer noch nicht verschwundenen Schönheit. Aus diesen Zügen redete etwas so unaussprechlich Gutes, daß Lotta sich ihr fast instinktmäßig näherte, um zu grüßen, als hätte sie sie schon früher gesehen.

„Willkommen, meine gute Mamsell!“ äußerte die Frau mit schwacher Stimme; „haben Sie die Güte und wärmen Sie sich am Ofen; denn Sie kommen aus der Kälte.“

Lotta trat wieder zurück. „Ich bedauere,“ sagte sie theilnehmend, „gnädige Frau! daß Sie krank sind.“

„O, es ist nichts,“ erwiederte diese, „bloß mein gewöhnliches Uebel — ja, Mamsell! ich bin nie gesund; Sie müssen liebevoll und gut gegen mich sein,“ fuhr sie fort, und ihre sanften Augen blickten in die Seele des Mädchens; „Sie müssen gut sein gegen mich, denn ich bedarf einer Freundin, die meine Einsamkeit theilt. Ich habe von Frau de Ferron von Ihnen gehört, die Ihretwegen an mich geschrieben hat. Ich kenne sie seit langer Zeit. Ich verlasse mich auf ihre Aeußerung zu Ihren Gunsten.“

„Ja,“ antwortete Lotta und wärmte die Hände an dem heißen Ofen, „ich will versuchen, Sie zufrieden zu stellen.“

„Sprechen Sie nicht so, Mamsell! Sein Sie meine Freundin und die Freundin meiner Tochter, eine solche brauchen wir. Karin! ist die Uhr nicht schon sieben?“ fragte sie das Dienstmädchen; „gieb mir meine Pillen! Kommen Sie näher, Mamsell! jetzt sind Sie wohl warm genug.“ Lotta näherte sich und grüßte freundlich und froh das freundliche Wesen, das vor ihr saß. „Setzen Sie sich hier, Mamsell!“ äußerte die Frau, „und sagen Sie mir, ob Sie es in einem Krankenzimmer aushalten können, in welches die Sonne selten

kommen darf, in welchem Sie jedoch stets auf eine Freundin zählen können. Ich habe Sie ersucht, in der Eigenschaft einer Gouvernante für unsere Tochter zu kommen; aber, Mamsell! so ist es in der Wirklichkeit nicht. Unsere Tochter soll eine tüchtige Hausmutter werden und dazu will ich sie erziehen lassen. Sie soll Unterricht erhalten, aber zu keiner Modepuppe gebildet werden. Sie soll frei sein, damit sie stark und glücklich werde. Auch ist das Mädchen wirklich ein wildes Ding; aber sie muß wohl doch einmal ihr Leben genießen — es kommt doch die Zeit," sagte die Frau seufzend, „da sie leiden muß."

„Ich ersuche Sie," entgegnete die Mamsell, etwas verlegen über die Beschaffenheit ihrer neuen Stelle, „mir meine Pflichten mitzutheilen."

„Ihre Pflichten," antwortete die Frau, und ein feines melancholisches Lächeln schwebte über ihre matten Züge, „sind leicht und schwer, je nach der Beschaffenheit Ihres eigenen Herzens. Können Sie die Freundin einer Kranken sein, um ihretwillen sich einer Menge von Genüssen entschlagen, die Ihrem Alter angehören, und dennoch ihre Freundin sein, weil sie Ihnen dankbar ist, dann ist Ihre Stellung leicht; aber im Gegentheil —"

„Nein, nicht im Gegentheil, Ihro Gnaden!" sagte Lotta und ergriff die Hand der Kranken, „nicht im Gegentheil. Ich kann Ihre Freundin sein, sehen Sie mir das nicht an."

„Ja, mich dünkt es so," sagte die Majorin, „willkommen! noch einmal willkommen!"

Die Majorin von Ankarklo wurde von allen Menschen getadelt. Sie war eine von diesen Unglücklichen, welche die Welt eingebildete Kranke nennt. Dies ist eine unglückliche Krankheit; aber doch eben so gewiß eine Krankheit, als jede andere. Woher kommen denn diese düsteren Gedanken von Krankheit und Tod, dieser

Auflösungszustand in dem Gemüthe des Menschen, der jede Hoffnung in ihrem ersten Keime zerstört und Furcht vor der Zukunft einjagt? Woher entsteht er, wenn nicht aus einer wirklichen, einer tief verborgenen Krankheit, aus einem noch unentwickelten, aber dennoch wirklichen Leiden, das der Arzt mit Tausenden von Namen bezeichnet, und doch nicht sagen kann, worin es besteht? Ueberspannung der Nerven, Einbildungen und eine Menge anderer Namen giebt man dieser Krankheit, von welcher man behauptet, daß sie nur durch einen festen Willen geheilt werden könnte, wenn nicht die Natur der Krankheit einen Willen verböte. Wenn man die Leute über eine solche eingebildete Kranke Wehe rufen und über ihr Leiden lachen hört, so sollte man ihnen sagen: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Gewöhnlich greift diese Krankheit die feine Organisation des Weibes an; sie ist eben so oft ein Symptom von einem Mißverhältnisse im Leben, etwas, das so lange an der Seele genagt hat, bis ihr Zwillingsbruder, der Körper, kränklich geworden ist, sie schreibt sich her von Mißverhältnissen in der Familie, von Unglücksfällen, die früher eingetroffen, die plötzlich das Liebste entrissen haben, das man besaß: mit einem Worte, die Krankheit äussert sich bei allen denen, die mit der Gegenwart unzufrieden sind, oder die sich vor der Zukunft fürchten. Eine unglückliche Gattin, die ihr Unglück tief empfindet, eine Mutter, deren liebstes Kind ein Opfer der Plagen und des Todes geworden, wird eingebildet krank, denn das Herz ist gebrochen und seine Kraft erschlafft. Die Seele überträgt ihre Leiden auf den Körper, und nachher verzinset dieser das Capital und verstimmt jetzt wiederum die Seele, wenn die Zeit oder die Gewohnheit ihrer Wunden sollte heilen wollen.

„Mein Mann ist nicht zu Hause,“ äußerte die Majorin mit kummervollem Lächeln; „aber ich hoffe, er kommt heute Abend, er versprach es mir.“ — Die

Tochter, die kleine Adelaide, kam herein. — Sie war eines der gesundesten Kinder, die man nur sehen konnte; Freimüthigkeit und Unschuld strahlten ihr aus den Augen und Gesundheit blühte auf den Wangen.

„Dies ist die neue Freundin Deiner Mutter;“ sagte die Frau, auf Lotta deutend; „sie wird auch die Deinige werden.“ Das Mädchen eilte zu Lotta, ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie herzlich, indem sie sagte: „ach wie schön das für uns beide werden wird!“ Es war der neuen Gouvernante beinahe unmöglich, das liebenswürdige Kind nicht zu umarmen, das so augenblicklich eine von ihren Bekannten wurde.

„Still! es fährt auf dem Hofe, jetzt kommt Vater!“ sagte die Majorin und schellte dem Mädchen, welche den Befehl erhielt, den Major zu bitten, zu der Frau herauf zu kommen, um die neue „Gesellschaftsfreundin“ zu treffen; so drückte sich die Frau aus.

Einige Augenblicke später trat der Major von Ankarklo ein. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Sein ganzes Aeußeres deutete auf Gesundheit und ein glückliches Temperament, und noch konnte man ungeachtet seines wohlgenährten, ja fast vollmondartigen Gesichtes sehen, daß er in seiner Jugend ein recht schöner Mann gewesen war. Blaue Augen, die einen eigenthümlichen Ausdruck von jovialer Freude trugen, frische Farbe, kleine Hände, runde Lippen und gelockte Haare bildeten zusammen ein Aeußeres, das den Major angenehm machte. Er verbeugte sich ungezwungen und leicht vor der Gouvernante und küßte seine Frau auf die Stirne.

„Wie steht's mit Dir, arme Julie?“ fragte er, und heftete einen gutmüthigen, wenn auch nicht gerade zärtlichen Blick auf seine Gattin. „Ich wünsche Dir Glück, eine Freundin erhalten zu haben, die Dir Deine Einsamkeit erleichtern kann. Guten Abend, Adelaide!“ fuhr er fort und setzte das Mädchen auf seinen Schooß, „Du bist schon ein schweres Ding, mein liebes Kind.“

Das Mädchen streichelte und küßte ihren Vater, und jetzt sah Mamsell Ackerlind zum ersten Male, nachdem sie das väterliche Haus verlassen, eine Familie zusammen, die sich gegenseitig liebte. Die Augen der liebenswürdigen Frau waren so liebevoll auf den Major gerichtet, der mit frohem Lächeln und bisweilen mit einem Händedrucke diese Blicke erwiederte, und inzwischen mit seiner Tochter kos'te oder mit der neuen Gouvernante, oder, wie sie genannt wurde, der angekommenen Freundin, redete.

So verfloß ihr der erste Abend in der Familie des Majors von Ankarklo still und geräuschlos, aber ruhig und angenehm. Lotta befand sich so unendlich wohl und ging mit erleichtertem Herzen zur Ruhe. Ihr Zimmer war nur durch einen kleinen Tambour von dem Schlafzimmer der Frau getrennt; es war klein, nett und reinlich; die schneeweißen und hellrothen Draperien über dem Fenster, die blühenden Moosrosen und die breitblättrigen Kaktus, die in der Fensternische in der Gesellschaft einer Levkoje auf einem Schemel standen — alles machte das Zimmer passend für ein junges Mädchen, das die Natur und ein ruhiges Leben liebte.

Am folgenden Morgen sammelten sich Alle zum Kaffee in dem Zimmer der Frau. Die Kranke saß wie gewöhnlich auf ihrem Sopha, ihr Mann neben ihr, Adelaide zwischen ihnen und Lotta auf einem Stuhle in der Nähe der Majorin, die selbst ihr Lieblingsgetränk servirte. Der Major war, wie am vorigen Abende herzlich und froh, liebkos'te seiner Frau und seinem Kinde, verrieth jedoch einige Unruhe; er sah oft nach seiner Uhr und zum Fenster hinaus: die Frau folgte seinen Bewegungen mit bekümmerter Theilnahme, und Lotta hörte, wie sich ein Seufzer über ihre Lippen schlich, da der Major an das Fenster trat; aber ihre Blicke erheiterten sich sogleich wieder, wenn er sich umwendete und sich ihr näherte; auch er sah

vergnügter aus, wenn er mit seiner Frau redete, und Lotta konnte nicht begreifen, woher seine Unruhe floß, und warum die Frau seufzte, wenn er nach der Uhr sah oder an das Fenster trat. Endlich lös'te sich das Räthsel, da der Jagdwagen des Majors auf den Hof rollte und die Frau ihn mit sichtlich angenommener Fröhlichkeit fragte:

„Wohin willst Du heute fahren, mein Gustav?"

„Ich muß nach Rosenfors," antwortete er, „ich verabredete gestern mit Malmesköld hinzukommen, weil er heute einige Freunde bei sich hat. Er lud auch Dich ein; aber ich mußte ihm antworten, daß meine arme Frau noch krank ist und nicht kommen kann. Ach!" fuhr er fort und sezte sich neben seine Frau, deren Hand er ergriff, „ach! wenn Du mitkommen könntest, wie sollte mich das freuen, — nun kann ich nie bleiben lassen, an Dich und Deine Einsamkeit hier zu Hause zu denken; aber, Gott sei gedankt!" fuhr er fort, mit einem Lächeln Lotta ansehend, „Du hast Gesellschaft."

„Wenn Du Dich nur in Acht nimmst, Gustav!" sagte die Frau bedächtig, „jetzt so im Herbste bloß in einem dünnen Surtout zu reisen, ist unvorsichtig; Du könntest Dich erkälten, Du könntest krank werden — mein guter Gustav! Folge meinem Rathe und nimm den Pelz.

„Nein, nein, Julie! nicht eher als bis Schnee kommt," lachte der Major; „mich friert nicht; lebe wohl, mein liebes Weib! Adieu, Adelaide! ergebenster Diener, Mamsell! Ich komme wohl heute Abend wieder," fuhr der Major fort, indem er sich zum Gehen anschickte, „aber," fuhr er fort, da er an der Thüre stand, „aber wenn ich nicht um acht Uhr heute Abend hier bin, so bleibe ich die Nacht auf Rosenfors — beunruhige Dich also nicht, liebe Julie!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer; die Majorin erhob sich von Sopha und trat an's Fenster,

wo sie schweigend so lange sitzen blieb, bis der Wagen davonrollte; da nickte sie ihrem Manne freundlich zu, der ihr einen Kuß zuwarf, und ein leises: „Gott segne Dich!“ hörte man sie gleichsam als Abschiedsgruß lispeln.

Mamsell Akerlind sah hier ein Paar, das sich innig liebte, Vermögen und ein liebenswürdiges Kind hatte, und dennoch nicht glücklich war.

Solcher giebt es Viele aus manchen verschiedenen Ursachen, obgleich man es als Regel angenommen hat, daß Liebe und häusliches Wohlbefinden das einzige und größte Glück in der Ehe ist. Der Major war, um mit einem Striche die ganze Stellung des Hauses zu malen, „ein ewiger Schwätzer“, ein grundehrlicher Mensch, ein liebevoller Gatte und Vater, aber trotz alle dem nicht geschaffen, eine Gattin glücklich zu machen. Er konnte seiner Frau Alles opfern — Vermögen, Ruhe, Gesundheit, ja sogar das Leben; aber sich zu Hause wohlzubefinden, das war ihm nicht möglich. Er lebte gar nicht, wenn er nicht auf der Landstraße fuhr oder bei einem Freunde war; zu Hause wurde ihm die Zeit so herzlich lang, nicht weil sein Umgang dort eingeschränkter zu sein brauchte, als anderswo, sondern einzig und allein darum, weil er „zu Hause“ war; es lag in den Worten „zu Hause bei mir“ etwas so unbeschreiblich Ermüdendes, und er sprach sie selten ohne einen gewissen Seufzer aus; außer dem Hause, nur außer dem Hause, konnte es Vergnügen geben. Dieses war ein wirklicher charakteristischer Zug an dem guten Major, der nur darum auf Erden sich wohl zu befinden schien, weil der Pastor sagte, hier wäre nicht unsere „wahre Heimath.“ Hätte nicht der Major diesen Worten geglaubt, und gemeint er sei nicht zu Hause, sei ein Gast, so würde er es auf unserer Erde nicht haben aushalten können, sondern, nach einem andern Leben sich gesehnt haben, wo seine geflügelte Seele auf dem Mars, Jupiter

und Uranus ihre kleinen Visiten machen, und bisweilen einen kleinen Ausflug nach dem Sirius machen könnte. Er war also alles andere, nur nicht häuslich, und daher der Gegensatz seiner Frau, die ihren häuslichen Heerd über Alles liebte, und die in jeder Gesellschaft, und wenn sie auch noch so interessant war, immer von Nostalgie oder Heimweh geplagt wurde. Nur in diesem Punkte wichen die Gefühle der beiden Gatten von einander ab; doch diese kleine Abweichung zerstörte den Keim ihres Glückes und nagte an der Wurzel desselben, obgleich Liebe und Freundschaft blühten. Wie froh war nicht die gute Frau, wenn ihr Mann von seinen Excursionen zurückkehrte, und er selbst fühlte sich anfangs ungewöhnlich aufgeräumt; denn die Ungewohntheit an seinem Hause machte, daß er mehre Stunden lang nicht recht zu Hause war, er war so munter, als wäre er an einem fremden Orte gewesen. — Kaum hatte er jedoch die wohlbekannten Hausgeräthe erkannt und gefunden, daß er sich an einem Orte befände, wo ihm jeder Winkel bekannt war, so wurde er unruhig und dachte nach, wohin er reisen könnte, um nicht zu oft zu kommen. Da nahm er denn bisweilen seine Zuflucht zu dem Feldsekretair Trakstén auf Smusselboda, diesem alten, tauben Feldcommissarius, der mit seiner eben so alten und tauben Frau die ermüdendste Gesellschaft bildete, die man sich nur denken konnte. Der Major gestand dieß wenigstens selbst, und doch — so unbegreiflich ist der Naturtrieb — verließ er sein eigenes Haus, in welchem er eine liebenswürdige und gebildete Gattin und ein fröhliches und gutes Kind hatte, die er beide liebte, innig liebte, verließ er seinen Heerd, um sich bei dem Feldsecretair Trakstén zu langweilen.

Der Major war lange Junggeselle und noch dazu ein armer Offizier gewesen, der aus Noth bei seinen Freunden lebte, weil, was ein gewöhnlicher Fall ist, der Sold nicht reichen wollte. Er reiste daher von

Ort zu Ort, verschaffte sich eine ganze Welt von Freunden, denn er brauchte viele und gewöhnte sich auf diese Weise an die Veränderung des Zimmers und der Meublen so, daß es seine zweite Natur wurde, die Gesellschaft umzutauschen, selbst wenn er Gefahr lief, sich selbst zu vertauschen. Seine in Reichthum geborne und an alle Comforts in ihrem Heimwesen gewöhnte Gattin sah dagegen ihr Haus als ihre ganze Welt an, und fühlte kein Vergnügen und war nicht ruhig, als wenn sie in ihrem Sopha saß und ihre Freunde, die alten bekannten Meublen, um sich sah.

Lotta's Ankunft unterbrach die Einförmigkeit in dem Leben der Majorin; sie bedurfte in der That einer Freundin, die ihre Einsamkeit theilte, wenn der Major nicht zu Hause war, und dieß war fast immer der Fall, obgleich er oft nach Hause kam, und mit seiner jovialen Munterkeit, seiner herzlichen Güte und dem unschuldigen Humor, der durch alle seine Worte und Handlungen schimmerte, die wenigen Augenblicke theurer machte und er selbst um so mehr vermißt wurde, wenn er wieder reiste.

Adelaide erhielt Unterricht, wurde jedoch nicht mit den Sprachen geplagt, denn die Majorin, obgleich sie selbst diese Art der Bildung besaß, glaubte dadurch nichts gewonnen zu haben. Adelaide erhielt daher eine Bildung, welche fast das Gegentheil der Bildung anderer Mädchen war. Sie studirte keine Sprachen, spielte nicht einmal Fortepiano, denn sie hatte keine Lust zur Musik; dagegen aber suchten, sowohl die Mutter, als auch die Gouvernante ihr Kenntnisse beizubringen, die zu gleicher Zeit ihr Herz und ihren Verstand bildeten. Sie lernte Geschichte, nicht auswendig, sondern mehr gesprächsweise; Geschichte war eine Lieblingswissenschaft der Majorin, womit sie sich während der langen Abende unterhielt. Sie gab ihrer Tochter Begriff über das Weltgebäude, über das, was die

Erde hervorbringt und ließ ihre Tochter einen Blick werfen in die herrliche, nimmer ruhende Werkstätte der Natur. Diese Wissenschaften hatte die Majorin in ihrer Jugend selbst nicht gelernt, und wenn ihr Mann sie nicht immer so allein gelassen hätte, so wäre sie ganz gewiß nicht so weit in der Geschichte und Geographie, in den einfachen Gründen der Physik und Erdkenntniß gekommen, als jetzt der Fall war; aber in ihrer Einsamkeit las sie, und da ihre Romanzeit vorbei war, so las sie Bücher, die ihrer Forschungsbegierde Nahrung geben konnten, und die historische Bibliothek des Majors, Euler's Briefe und Buffon's Naturgeschichte waren die Quellen ihrer Kenntnisse, diese theilte sie nun ihrer Seits der Tochter mit; sie fühlte sich selbst so unsäglich glücklich, wenn sie einen einzigen Punkt in der Meinung der Schöpfung zu verstehen glaubte, daß sie ihrem Kinde gern das Vermögen zu einer solchen Freude mittheilen wollte.

Mamsell Akerlind lernte ebenfalls Vieles von ihrer Freundin; denn allmählig erhielt auch sie eine ganz andere Ansicht von der Welt, die sie umgab. Der falsche Schimmer erblich, da sie das menschliche Geschlecht in der Erleuchtung der Geschichte sah, und die überspannten Gefühle erkalteten, da sie einzusehen begann, wie zusammenhängend und consequent die Natur ihren Weg geht, und die Trugbilder, welche ihr die Welt früher zu einem Traumlande gemacht hatten, verfielen, und eine schöne, aus einem Ganzen gegossene, vorher aber nie geahnten Wahrheit stand vor ihr. Es giebt eine Lernbahn, zu welcher das Weib so selten kommt, und die sie oft nicht einmal ahnet, nämlich Logik sowohl im Gefühl als auch in dem Gedanken. Es giebt gleichwohl eine natürliche, eine logische Regel, nach welcher unsere Gefühle sich entwickeln müssen, wenn sie nicht in dem Gebiete der Einbildung und des Wahnes umherschweifen sollen. Es giebt Menschen, die dieses Vermögen nicht besitzen, die

darüber klagen, daß ihre Träume vernichtet, ihre glänzendsten Hoffnungen zertrümmert werden. Nun gut! hätten sie in einer logischen Form gefühlt, so hätten sie nie das Unmögliche gefühlt, und nie darauf gehofft; sie hätten von dem Leben weniger gefordert und mehr von demselben erlangt, während sie jetzt das Gegentheil gethan haben und als Betrogene dastehen. Es giebt vielleicht nichts, das die Ueberspannung der Gefühle so sehr zügelt, als ein ausgedehnter Kreis des Wissens, denn allmählig bildet sich die Ueberzeugung, daß Glück und Unglück Naturnothwendigkeiten sind, die, gleich Regen und Sonnenschein, nach bestimmten, wenn gleich noch nicht entdeckten Gesetzen kommen und gehen. Es liegt ein Trost in dem Glauben, daß dem so sein muß, und ein Mensch der durch Bildung ein Fatalist geworden, das heißt: der nur einen Theil des großen Planes einsieht, nach welchem die Welt regiert wird, ist ruhiger, sicherer und hoffnungsreicher, als Andere, die in dem Chaos der Unwissenheit ohne den geringsten Ruhepunkt umherschweifen. Die beiden Factoren einer solchen Bildung sind Religion und Naturwissenschaft. Die Religion lehrt uns, was wir glauben, die Natur aber lehrt uns, was wir wissen sollen, und durch Glauben und Wissen werden wir erst Menschen, nämlich Wesen, die sich in der Materie bewewegen und über die Gränzen derselben hinausspähen, Erben zweier Welten.

Die Gesellschaft der Majorin übte daher einen wohlthätigen Einfluß auf Lotta; sie fühlte sich mit jedem Tage ruhiger und froher und gleichsam sicherer auf einer Erde, die sie zu erkennen begann. Dies war eine wichtige Veränderung für die Gouvernante, welche ohne diese Erweiterung ihres Gesichtskreises eine unzufriedene und beschränkte, vorurtheilsvolle und auf ihre wenigen Kenntnisse stolze Person geworden wäre; denn es ist gegeben, daß man demüthiger wird, je klarer man um sich blickt, und je deutlicher man erkennt,

wie unendlich wenig man in der That weiß. Es ist das Prärogativ der Unwissenheit und der Halbbildung, über ihren Einsichten hochmüthig zu sein, gleich dem Bettler, der sich reich fühlt, wenn er einen Zwölfschilling *) in Kupfergeld besitzt, während dagegen der Reiche sich selbst mit einem Bancozettel in der Tasche für arm hält. Man kennt, mit einem Worte, nicht die Höhe seiner Kenntnisse, wenn sie zu groß sind, als daß sie in Scheidemünze gewechselt werden könnten. Daher sind es bloß diejenigen, welche nur solche haben, nämlich die Bettlerschaar des Wissens, die sich mit der Menge ihrer Bracteaten brüsten.

15.

Acht Jahre.

Acht Jahre sind verflossen, da wir den Faden der Erzählung wieder anknüpfen; ein so einförmiges Leben wie das war, welches die Majorin von Ankarklo und ihre Freundin auf Björkwick führten, bot so wenige abwechselnde Gemälde dar, daß es kein Interesse für den Maler hat; es liegt etwas Eintöniges in dem häuslichen Leben, welches dasselbe angenehm, aber in der Zeichnung nicht blendend, ja nicht einmal schön macht, obgleich es an und für sich selbst das herrlichste, das dem Herzen am meisten zusagende ist. So verhält es sich mit allen Wirklichkeiten des Lebens. Der Maler kann weder der Freude, noch dem Schmerze Biegsamkeit und Anmuth geben, wenn sie viele Jahre

*) Die kleinste Sorte Papiergeld in Schweden, 8 Schilling oder 12 Schilling Reichsguldenschein. Anm. d. Uebers.

hindurch ausgedehnt werden; er muß kleine Partien festhalten, wenn es ihm einiger Maßen gelingen soll, den Leser mit sich fort zu ziehen. Landschaften in Vogelperspektiv zu malen ist noch niemals gelungen, aber auf verschiedenen Gemälden, Bilder von jedem besonderen Thale oder Berge festzuhalten, gelingt gerade darum, weil die Aussicht so eng ist und der Blick sich nicht nicht in tausend Einzelnheiten verwirrt. Darum übergehe ich stillschweigend acht ganze in ungestörter Ruhe und ungetrübter Eintracht verlebte Jahre.

Vieles hatte sich während der Zeit verändert, aber so allmählig, daß Niemand sagen konnte, wenn das geschehen war; genug die Veränderung war vor sich gegangen. Zu diesen Verschiedenheiten zwischen dem Jetzt und Ehemals gehörte die, daß der Major nunmehr öfter und längere Zeit bei seiner Familie zu Hause war, daß er sich mit seinem Gute mehr beschäftigte und sich nicht der Leitung seines Inspektors blnd überließ. Er war älter geworden, vielleicht hatte ihn auch die Gicht, die jetzt anfing von sich hören zu lassen, häuslicher gemacht, doch hatte sein Bewegungs-Prinzip seine hauptsächlichste Veränderung durch sein gutes Herz erhalten. Ungeachtet seines Leichtsinnes machte er die Erfahrung, daß seine Inspektoren ihn selbst betrogen — das war nach seiner Ansicht etwas, worüber man lachen konnte; daß sie jedoch seine Unterthanen drückten, diese in seinem Namen bis auf das Mark aussogen, sie mit der Behauptung, es geschehe mit seinem Willen, in Noth und Verzweiflung stürzten: das war etwas, das ihn abschreckte, sich fremden Personen blind zu überlassen und nach Vergnügungen zu haschen, während vielleicht ganze Familien in Elend vergingen. Er erfuhr dieß auf einer Jagd, auf die er in Gesellschaft seines Freundes Malmesköld gegangen war. Es war spät Abends, und sie waren weit von Hause; da beschlossen sie, in der ersten Hütte, die sie antreffen würden, eine Ruhestätte zu suchen.

Endlich sahen sie unter den Bäumen Rauch aufsteigen, und bald lag eine Art menschlicher Wohnung vor ihnen; es war eine kleine elende Hütte von unbehauenem Holze erbaut, mit Rasen gedeckt; sie lag auf einem Waldhügel und war fast in Wachholderbüschen und Haufen von Reisig versteckt. Die beiden Jäger traten ein, der Mond, welcher gleich einem silbernen Pfeile das Dunkel theilte, das in dem Zimmer herrschte, schien herein durch ein kleines Fenster, und erleuchtete den Herd, auf welchem eine Frau saß und einem schreienden Kinde eine dieser Volksmelodien vorsang, deren klagende Molltöne die ernsten Volksstämme des Nordens so schön charakterisiren. Die beiden Jäger verursachten der Frau bei ihrem Eintritte einigen Schrecken; sie sprang auf, stellte sich gerade vor sie hin und fragte:

„Was wollt Ihr? sagt: was wollt Ihr hier mitten in der Nacht?“

Jetzt erzählte Ankarklo, daß sie Jäger wären, die in dieser Nacht nicht nach Hause kommen könnten, und die müde wären.

„Ach so!“ äußerte die Frau, ohne in der Dunkelheit ihre Züge unterscheiden zu können; „setzen Sie sich so lange auf die Bank an der Thüre.“

Die Wanderer setzten sich, und bald ließ Ankarklo sich in ein Gespräch mit der Frau ein, die sich wieder auf den Herd gesetzt und ihren klagenden Gesang dem Kinde vorzusingen fortgesetzt hatte. „Ist das Kind krank?“ fragte der Major mitleidig.

„Ja, sehr krank!“ seufzte die Mutter und küßte das Kind auf die Stirne.

„Wohnst Du hier allein in diesem Hause?“ fragte der Major weiter.

„Ja,“ sagte die Frau, „ich habe hier allein gewohnt seit dem Tode meines Mannes, der das Haus baute und im vorigen Jahre starb.“

„Du hast hier also nicht immer gewohnt?“ sagte der Major; „wo bist Du her?“

„Von Björkwik.“

„Von Björkwik?“ wiederholte der Major und fuhr auf von seiner Bank; „warum bliebst Du denn nicht dort?“

„Wir durften nicht,“ sagte sie; „wir hatten eine kleine Hufe unter Björkwik, Fridkullen — vielleicht kennt Er Fridkullen?“

„Ja gewiß; es liegt so schön am See; das ist ein guter Hof.“

„Ja gewiß; aber kein Hof ist gut, wenn man der Herrschaft alles geben und für nichts arbeiten muß,“ meinte die Frau.

Der Major schwieg; er war verlegen, daß sein Freund Malmesköld dergleichen hören sollte. Aber dieser brach das Schweigen und sagte: „Der Major von Ankarklo ist ja aber doch ein ehrlicher Kerl und behandelt seine Leute gewiß nicht so hart.“

„Ja, das kann wohl sein;“ antwortete die Frau; „aber sehen Sie, er kümmert sich nie um das Seinige, und läßt den Inspector schalten, wie der will, und auf die Art verarmen die Leute auf dem Gute alle zusammen und werden unglücklich. Ja, ja,“ fuhr sie fort, „wir hatten ehemals unter den Zeiten des Vaters der gnädigen Frau alles so gut, aber seitdem wir den Major bekamen, wurden wir mit jedem Tage ärmer.“

„Aber warum klagt Ihr nicht bei dem Major selbst?“ sagte dieser, der sich im Stillen freute, daß seine Schamröthe in der Dunkelheit nicht sichtbar war; „Ihr konntet ja beim Major selbst klagen.“

„Wie sollten wir? er ist ja nie zu Hause; und wer sollte das wagen, da er sich nie um etwas anders bekümmert, als um sein eigenes Vergnügen? Nein, das ginge nicht an, da würde man vom Inspector bis in den Tod verfolgt; der findet schon immer Rath, die Leute zu verderben!“

„Bist Du allein mit diesem Kinde?“ fragte der Major nach einer Weile.

„Nein, das bin ich nicht; dort beim Ziegenstalle in der Ecke liegen noch drei; es ist gut, daß sie schlafen können, denn sie haben kein Essen bekommen.“

„Haben sie nichts zu essen bekommen?“ fragte der Major und der Gewissensbiß drückte ihm seinen Dorn in's Herz — „Haben sie nichts zu essen bekommen?“

„Nein, nein, kein Essen; was sollte ich ihnen wohl geben? das Einzige, wovon sie leben, ist ein wenig Ziegenmilch; aber was verschlägt's? sie weinten und jammerten auch heute Abend, bis sie einschliefen.“

„Wir haben Essen in unsern Jagdtaschen,“ sagte der Major; „wecke die Kinder, oder, still! zünde erst ein wenig Feuer auf dem Herde an und wecke dann die Kinder, sie sollen Essen bekommen.“

Die Frau that wie man begehrte, blies eine in der Asche sorgfältig verborgene Kohle an, und bald flammte ein lustiges Feuer auf dem Herde. Die arme Frau erschrack, da sie sah, daß zwei vornehme Herren die niedrige Bank an der Thüre eingenommen hatten. Besuche von Schützen waren sonst in diesen guten Jagdrevieren gewöhnlich, und sie hatte sich daher mit keiner Neugierde an den Besuch gekehrt. — „Herr, mein Gott!“ sagte sie, „wenn ich gewußt hätte, daß es vornehme Leute wären! — wer ist das, mit Erlaubniß! — Ach ja! das ist ja der Herr Major auf Björckwick selbst! Nun bin ich ganz unglücklich! Ach, mein guter, gnädiger Herr Major! verzeihen Sie mir, was ich vorhin sagte!“

„Herzlich gerne, meine gute Frau,“ antwortete der Major mit gutmüthigem Lächeln; „Du konntest wohl recht haben; künftig soll auch Niemand über mich zu klagen haben — ich will selbst nach meinen Leuten sehen — aber, Frau! jetzt wecke die Kinder!“ fuhr er fort, nachdem er seinen Vorrath von Käse, Butter, Brod und

mehren andern Eßwaaren, die sie zu ihrer Wegekost bei sich führten, ausgebreitet hatte. „Ich glaube," fuhr er fort, sich an seinen Freund wendend, „wir nehmen uns beide erst ein Gläschen; ein Pereat dem nachlässigen Ankarklo! — ein ernster Mann soll er werden und künftig zu Hause bleiben! — Es lebe die Sache und der Entschluß!"

Die arme Frau bog sich herab über ihre drei Kinder, die in der Ecke neben dem Ziegenstalle — einer Art von Bauer, zwischen dessen Stäben eine langhaarige Ziege ihr behörntes Haupt hervorsteckte und meckerte — hungrig eingeschlafen waren.

„Wacht auf, Kinder!" flüsterte die Mutter; „hier ist Essen!"

„Essen!" riefen fast alle zugleich, „wo, Mutter? wo habt Ihr Essen?" und mit einem Sprunge waren sie, nur mit einigen Lumpen bedeckt, die ihre Blöße bedeckten, auf den Beinen; sie stutzten ein wenig, da sie die fremden Herren erblickten, aber bald wurden die Kleinen zu dem Mahle angelockt, und der Major saß froh und zufrieden da und theilte mit mildthätiger Hand seine Gaben aus.

„Nein, Mutter!" sagte er endlich, „auch Ihr sollt nicht über mich klagen; Ihr sollt einen guten Kathen unter Björkwik erhalten, und Eure Kinder sollen zum Schulmeister gehen und Kleider von mir haben. Mein lieber Inspektor soll mir antworten, warum er, ohne mich zu fragen, meine Unterthanen auspfänden und sie von ihren Hufen jagen läßt; — iß, mein Kleiner! und Du, Püppchen! sieh! hier hast Du ein gutes Butterbrod mit Käse drauf! so, Kinder! langt zu! — Ja, der Inspector soll mir Rechenschaft ablegen, wie er mit meinen Leuten gehandelt hat! Arme Menschen! Mich halten sie für einen Barbaren, für ein Unthier, für einen Unmenschen! das sollen sie nicht."

So fuhr der Major in einer Art von Monolog fort, bis sein Vorrath fast ganz ausgeleert und die

Kinder satt und zufrieden waren. Eine frohere Scene konnte man vielleicht nie sehen, als diese Gruppe von Kindern, und die Mutter, welche froh und dankbar, lächelnd, in der Hoffnung glücklicherer Tage, das Feuer mit Holz unterhielt, daß es das frohe Gemälde beleuchtete.

Als der Major am folgenden Tage nach Hause kam, so ging er hinein zu seiner Gattin, welche, ungewohnt ihn so früh am Tage zurückkommen zu sehen, etwas Ungewöhnliches von seinem Besuche erwartete. Die Miene des Majors war niedergeschlagen, da er die Hand seiner Frau ergriff und sagte:

„Julie! ich habe in dieser Nacht etwas gesehen, das mir die Augen geöffnet hat;“ und darauf erzählte er ihr das Ereigniß. „Auch Du hast um meinetwillen gelitten,“ fuhr er fort; „aber siehst Du, ich will mich ändern, ich liebe Dich zu sehr, als daß ich mich je wieder von Hause sehnen sollte; ich habe jetzt viele Dinge kennen gelernt. Du, Julie, hast denen geholfen, die ich durch meine Nachläßigkeit ins Verderben gestürzt habe — Dank, Julie!“

Die Majorin fing an zu weinen; es lag in dem ganzen Benehmen ihres Mannes etwas so ganz Ungewöhnliches, daß sie beinahe anfing, für seine Gesundheit zu fürchten; aber es gab dies gleichwohl zu erkennen, wie viel Ungewöhnlich-Gutes auf dem Grunde seiner Seele lag. Die beiden Gatten sanken sich in die Arme und bemerkten erst lange nachher die Mamsell Akerlind, welche auf der Thürschwelle stand.

„Komm, Charlotte!“ rief die Frau, da sie ihre Freundin erblickte, „und nimm Theil an meinem Glücke; mein Gustaf liebt mich noch wie früher.“

„Mehr, bei weitem mehr,“ sagte der Major; „ich liebe Dich mehr mit jedem Tage.“

Dieses Ereigniß wurde ein Wendepunkt in dem Leben des Majors; er blieb mehr zu Hause und gewöhnte sich allmählig daran, sein Gut zu lieben, ein Vergnügen daran zu finden, seine eigenen Aecker zu

beschauen und in seinem eigenen kleinen Landsee zu fischen. So wurde er nach und nach zahm und das annähernde Alter machte ihn immer zufriedener mit Stille und Ruhe. Der Einzige, dem die Veränderung nicht besonders gefiel, war der Inspector, welchem seit jenem Tage streng nachgesehen wurde, und welcher mehrmals nahe daran war, seinen guten Dienst zu verlieren; der Major war ein aufmerksamer Herr geworden und war selbst dem Aermsten seiner Untergebenen zugänglich.

Wenn eine Blume in ein anderes Erdreich verpflanzt, aus dem Schatten in das Sonnenlicht oder umgekehrt versetzt wird, so verändert sie sich, grünt oder welkt hin. So geht es auch mit dem Menschen, wenn sich seine Stellung im Leben verändert. Der Sinn der Majorin wurde allmählig leichter und ihre Gesundheit stärker, und nunmehr geschah es öfter, daß sie ihrem Manne eine kleine Reise, eine Lustpartie vorschlug, an welcher sie selbst Theil nahm. Diese kleinen Reisen waren die frohesten Ereignisse, die man sich denken kann; denn Alles athmete Vergnügen und Harmonie, und sie waren um so angenehmer, als sie selten waren.

Wer sich aber am meisten verändert hatte, das war Fräulein Adelaide, jetzt ein erwachsenes, achtzehnjähriges Mädchen mit verschämten Blicken und Rosenwangen. Sie war eine Personification von Sanftmuth, zusammengegossen mit jugendlicher Freude; sie war sanft, war mild und tief religiös, jedoch ohne im Geringsten sauer dabei zu sehen, ohne den geringsten Schatten von Schwermüthigkeit, die so oft diejenigen bezeichnet, die hier in diesem Jammerthale wohnen; sie war fröhlich, aber dennoch fromm. — Sich zu freuen in Frömmigkeit ist eine Kunst, die man von den Engeln lernen muß; aber auch nur ein junges Mädchen kann zu gleicher Zeit fromm und froh sein; denn sie fürchtet noch nicht den Wechsel des Lebens.

Auch Mamsell Akerlind hatte sich verändert, denn sie hatte ihr achtundzwanzigstes Jahr erreicht, und das

ist für ein Mädchen eine große Veränderung. Ihre erste jugendliche Blüthe war zum Theil entflohen, die ehemalige Frische, die ehemalige Leichtigkeit in den Bewegungen hatte einer gewissen mit Würde vereinten Weichheit Platz gemacht. Sie war noch immer anmuthig, aber schön war sie nicht mehr, die Rose der Jugend war verblüht und die Blätter derselben verblichen. Wir lassen uns so sehr fesseln von der ephemerischen Schönheit des Weibes, von der Jugend und der Anmuth, welche diese mit sich führt; wir scheinen zu fordern, daß ihre Erziehung sie zu einer glänzenden, wenn gleich kurzen Periode bilden soll, und wollen dem Weibe keine anderen Kenntnisse ertheilen, als solche, mit denen sie den Glanz ihrer Blüthentage erhöhen kann; wir meinen, ihre Rolle sei ausgespielt, wenn die Schönheit verschwindet — so denken die Männer im Allgemeinen, welche nur die Oberfläche betrachten; doch die schönste Rolle des Weibes, die am tiefsten eingreift in das gesellschaftliche Leben, beginnt erst, wenn ihre Blüthenperiode auf der Neige ist, da sie Gattin und Mutter und Erzieherin eines Geschlechtes wird, das in einer kommenden Zeit fortleben und getrieben von der Kraft, die es im Vaterhause erhalten, seine Bahn durch das Leben wandern soll. Auch für das unverheirathete Weib ist das Ende der Blüthenzeit ein wichtiger Ruhepunkt; jetzt erst wird sie ruhig genug, mit festem Blicke ihre eigene Stellung zu ihrer Umgebung betrachten zu können; erst jetzt ist sie im Stande, Andere zu leiten; sie wird ein nützliches, ein geliebtes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Die oft verkehrte Erziehung des Weibes macht gleichwohl, daß diese Periode später eintritt, als sie eigentlich sollte, daß sie sich noch für ein Kind und ein junges Mädchen hält, wenn schon die erste Frühlingsblüthe dahin ist; es ist ein unglücklicher Mißgriff, auf Kosten seines Menschenwerthes Mädchen sein, und Ansprüche auf Schönheit machen zu wollen, da diese schon verschwun-

den ist, als wenn das Weib keinen andern Werth hätte, als den äußerlichen, der auf den Rosenwangen blüht.

14.

Freiereien.

Für einen ruhigen Beobachter kann es nicht leicht etwas angenehmeres geben, als die Bewegung zu beobachten, die fast mit einem Male an einem Orte entsteht, wo sich ein junges, schönes, besonders aber ein reiches Mädchen befindet. Dies merkt man vor allem auf dem Lande, wo es keine Gelegenheit giebt, den „Gegenstand" auf Bällen und Schauspielen zu finden, sondern gezwungen ist, Wallfahrten zu machen. In den Städten dagegen, wo man die Schönheiten so häufig, wie in einer Orangerie, an einem Punkte versammelt hat, kann man, ohne beobachtet zu werden, von Blume zu Blume wandern; wächst sie, die schöne Rose, jedoch auf dem Lande, so müssen die Herren Botaniker ordentliche Excursionen machen, von denen jedoch die meisten mit einem großen Korbe auf dem Rücken zurückkehren, in welchem sie einige zwischen dem allerverschämtesten Löschpapiere gepreßte Exemplare von ausgesogenen Hoffnungen verwahren. Wie wir Alle so ziemlich wissen, ist es eine Schande, den Korb von dem Mädchen selbst zu erhalten; wir sind sämmtlich, sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch des Verstandes, sehr angenehme, junge Männer, denen keine Maid Abschlag geben kann, und geschieht etwas dergleichen, so hat nie das Mädchen dieß gethan, sondern es ist immer irgend eine andere Person, Vater oder Mutter, oder Tante oder Gouvernante dazwischen gekommen, mit einem Worte, eine Cabale hat bewirkt, daß die Sache verunglückte, und nicht unser eigenes lächerliches Aeußeres, oder unsre Sitten, oder unsre beschränkten Verstandeseigenschaften. Oft genug ge-

schieht es, daß besagte Blumenliebhaber das seltene Exemplar kaum zu sehen bekommen, sondern schon bei der Einleitung unterbrochen werden, und das ist an und für sich selbst besser, als gegen das Ende abgewiesen zu werden, nämlich auf einen künftigen Roman zu pränumeriren, von welchem nie mehr, als der erste Theil herauskommt. Es ist lächerlich und erbärmlich, solche Freierfahrten zu sehen; dort kommen Landauer, die bisweilen beim Sattler für diese Reise gemiethet sind; da kommen Cabrioletten, Chaisen, Einspänner und so hinab bis zu einem anspruchslosen, auf seinen elastischen eschenen Gabeln schwankenden Cabriolet das vor der Thür hält. Da kommen junge Männer von allen Sorten, lange und dünne, kurze und dicke, arme und reiche; das Haus ist gleich dem Grabe ein Zufluchtsort für Alle, und Alle bekennen sich zu einem und demselben Glauben, sind voller Bewunderung über das junge Fräulein, welches sie vor drei oder vier Jahren nicht einmal würden bemerkt oder angeredet haben.

So ging es jetzt bei dem Major auf Björkwik, welcher täglich fremde Herren ankommen sah, um das entzückende Björkwik zu bewundern; denn alle diese Herren waren Liebhaber der Natur und Bewunderer von Seen und Bächen, Hainen und Bergen oder von allen den Schönheiten, die sich auf dem Lande vorfinden, und die dasjenige bilden, was man Natur nennt.

Es ist wohl möglich, daß der Regierungs-Sekretär Gatenhjelm, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß der Regieruns-Sekretär Ambrosius von Gatenhjelm nie vor den Thoren von Stockholm gewesen war, wenigstens nicht der Natur wegen. Zwar war er oft im Thiergarten gewesen, hatte Paraden auf dem Ladugardsgärte gesehen, hatte sogar in Stallmästaregarden und Jerwa gegessen; jedesmal aber hatten ihn ganz andere Dinge dahin gezogen, als das grüne Gras, die schattigen Bäume, die Seen und die Wiesen; oft hatte ihn ein Ball und noch öfter eine Bowle aus dem Ter-

ritorium seiner Vaterstadt gezogen. Aber an einem schönen Junitage kam der Regierungs-Sekretär Gatenhjelm nach Björkwik, um die reiche, die herrliche Natur zu bewundern, von der er so unendlich viel hatte erzählen hören — genug der junge Herr erschien.

Es war ein langgewachsener, blasser Jüngling mit einem kleinen rothen Backenbarte, gelben Haaren und einer blauen mit Seitengläsern versehenen Brille. Er war äußerst fein in seinen lackirten Stiefeln, seinen fest angezogenen Pantalons und seinem kleinen, nach der allerneuesten Mode zugeschnittenen Frack.

Der Vater des Regierungs-Sekretairs war mit dem Major bekannt gewesen, und hatte, wie der Sohn versicherte, so oft mit dem Entzücken der Freundschaft von seinem Jugendfreunde, von Ankarklo gesprochen, daß der Herr Sekretär, da er nach dieser Gegend reiste, nicht unterlassen konnte, auf Björkwik einzusprechen, um den Jugendfreund seines Vaters zu treffen, und das Paradies zu sehen, in welchem er lebte und mehr dergleichen. Das Alles klang ganz übermäßig schön; aber der Major war mit dem alten Kriegscommissarius von Gatenhjelm nie intim gewesen und hatte ihn höchstens als vierten Mann bei einer Partie Wira oder als Vis-à-Vis bei einem Reisefrühstück gesehen. Die Bekanntschaft war also nicht so ganz intim, wie der gute Jüngling sie machen wollte, und dieß hatte zur Folge, daß die lustige Laune des Majors, die sich noch oft genug Luft machte, so wie sie ihn ehemals in allen Gesellschaftskreisen fast unentbehrlich gemacht hatte, jetzt wieder auflebte.

„Willkommen, Sohn meines alten Freundes!“ sagte er daher lachend zu dem jungen Manne, der stutzerhaft und geputzt neben seiner wirklich recht schönen Chaise auf dem Hofe stand. „Wie befindet sich Ihr Herr Vater?“

„Ja, Herr Major! er starb vor zehen Jahren,“ sagte der Jüngling, etwas von der jähen Frage überrascht.

„Sie hörten also von mir in Ihren Knabenjah-

ren!" sagte der Major. „O ja, thut nichts! willkommen! die Ursache mag sein, welche sie will."

So war der Eintritt des Regierungs-Sekretärs von Gatenhjelm auf Björkwik. Gegen die Damen war er äußerst zuvorkommend, war aber nicht im Stande, von dem Capitel über die Oper abzukommen, an welchem er sich angehängt hatte, als wäre es ein alter Zaun gewesen. Er begann, unterbrach diesen Gegenstand, nahm ihn wieder auf, verwickelte und entwickelte ihn, so wie man mit einem Quartblatte thun kann, aus welchem man nach Gefallen ein Salzfaß, eine Kirche und ein Schiff macht. Da Adelaide die Oper nicht gesehen hatte und die gnädige Frau von Schauspielen keine besondere Freundin war, so wurde dieser Stoff immer langweiliger. Die Gesellschaft warf nur selten ein Wort dazwischen, und das ist doch nothwendig, wenn es leicht gehen soll; redet man allein, so geht es ungeschmiert und knarrend, wenn aber die Gesellschaft nur ein wenig mit Reflexionen schmiert, so geht es wie Butter. Das Gespräch wurde also dem jungen Gatenhjelm schwer, und er konnte nicht begreifen, warum seine stehende Formel nicht einschlagen wollte; er fing daher zuletzt an, von der Natur zu reden; das war auch ein Thema, welches er nur in der größten Noth vorziehen konnte; er begann zu reden von dem Grün der Wiesen, von dem blauen Himmel, der goldgelben Sonne, dem silberblanken Monde, der schwarzen Nacht und der violetten Morgenstunde; denn die Farben waren die Glanzpunkte des Regierungs-Sekretärs und gaben seinen matten Zeichnungen Colorit. Aber, sonderbar genug, auch dies wurde einsilbig aufgenommen; man genoß auf Björkwik die Natur, setzte sich jedoch nie hin, um sie zu beschreiben, und beide, die Mutter und die Tochter, fanden nicht mehr Unterhaltung bei den pathetischen Ergießungen des jungen Gatenhjelm über die umgebenden Gegenstände, als bei seinen Beschreibungen der Oper. Es lag in diesen Unterhaltungsgegenständen etwas Langweiliges, etwas Erkünsteltes, etwas Hergeholtes.

Am folgenden Tage beim Frühstück ging es besser; denn der Herr Sekretair wurde von dem Major eingeladen, an einer Promenade Theil zu nehmen.

„Unendlich gerne,“ sagte der Regierungs-Sekretair; „unendlich gerne! es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die Landwirthschaft in Schweden mit jedem Tage steigt. Die neuen Anlagen des Herrn Majors sind ungewöhnlich groß und schön, und wahrscheinlich hat die königliche landwirthschaftliche Academie Ihnen ihre Medaille geschickt; diese Medaille ist à propos sehr schön.“

Die Herren gingen, aber zu geringem Nutzen für das romantische Gemüth des jungen Gatenhjelm und seine lackirten Stiefeln. Der Major führte ihn über seine nie ein Ende nehmenden Getreidefelder, über Stege, Zäune und Steinhaufen, begleitete ihn durch weidende Rindviehheerden, die insonderheit das Herz des Regierungs-Sekretairs in zitternde Bewegung setzten und zuletzt in eine Dreschmaschine, wo der letzte Funke von Politur von seiner Oberfläche in den dicken Staubwolken verschwand; über Alles sollte der junge Herr entzückt und stets aufgeräumt sein. Doch allmählig erkaltete die Lust zum Landleben; er sah ein, daß er, um das Herz des Vaters zu gewinnen, eine tägliche Hölle von Promenaden und Lebensgefahren durchwandern und seine Garderobe einem unvermeidlichen Untergange aussetzen müßte. Ferner sah er ein, daß es ihm unmöglich wäre, ein Gespräch auf das Tapet zu bringen, das die Damen zu seinen Gunsten einnehmen könnte, und endlich begriff er, daß es das Klügste wäre, die ganze Sache sich aus dem Sinne zu schlagen und seine Zeit nicht einer Liebesaffaire aufzuopfern, bei der man riskirte, von den vierfüßigen Unterthanen des Schwiegervaters zu Tode gestoßen und von den zweifüßigen erstickt zu werden.

„Wollen wir nicht zusehen, wie man dort unten Flachs bricht?“ fragte zuletzt der Major.

Jetzt aber war der Plan des freienden Sekretairs schon gemacht; er dankte und entsagte dem Vergnügen.

Am folgenden Tage reiste er ab, nachdem er auf Björkwik genug von der schönen Natur und der Einfalt des Landlebens genossen hatte. Der Major lächelte, als er erzählte, wie er den Regierungs-Sekretair umher geführt, und als er seine Miene und jeden Tropfen kalten Schweiß beschrieb, den seine Wanderungen durch den Ochsenhaufen auf der Stirn des jungen Mannes hervorgepreßt hatten.

Auf dieselbe Weise ging es mit vielen jungen Städtern. Aber ein rascher Lieutenant machte dem Major mehr Kummer. Dies war der Lieutenant von Antonsson, ein junger, lebhafter, froher und zuvorkommender Mann, der aber gar keine Umstände und Complimente machte. Der Major sah am liebsten jeden Freier abreisen; denn seine Adelaide sollte ein Wunder zum Manne haben, und darum sah der Major auch den angenehmen Lieutenant nicht gerne, der jetzt ungefähr eine solche Rolle spielte, wie er selbst sie in seiner Jugend gespielt hatte. Aber Antonsson war unwiderstehlich; er ließ sich durch nichts abschrecken, war mit bei allem, was lustig sein konnte, und war wie zu Hause ehe man ein Wort davon wußte. Er hatte eine eigenthümliche Gewohnheit, sich in Alles zu schicken, und dies machte den Major gegen ihn ganz wehrlos; es war unmöglich, über seine Einfälle nicht zu lachen, wie ernstlich man sich auch vornahm, väterlich und philosophisch auszusehen. Das Allerschlimmste aber war, daß Adelaide von seiner Gesellschaft angezogen zu werden schien, und sogar die Frau Mama, die doch sonst so klug und vorsichtig war, den Lieutenant zu Hause agiren ließ so viel er wollte.

„Wissen Sie, Mamsell Akerlind," sagte der Major eines Tages, „diese Lieutenants sind mir just ein naseweises Volk — hier geht, wie Sie sehen, dieser Antonssohn und wird bekannt mit uns, daß es eine Sünde und Schande ist."

„Es beruht ja auf Ihnen selbst, Herr Major!

dem Dinge zuvor zu kommen," meinte die Gouvernante und lächelte über die Verlegenheit des Majors.

„So, so! was wollen Sie denn, daß ich thun soll? Ich will kein ehrlicher Kerl sein, wenn der Kerl, würde ich ihm geradezu die Thüre weisen, die ganze Sache wegscherzte; das ist ein Schlaukopf, mit dem kann ich nicht fertig werden — aber — aber sagen Sie mir eins Mamsell —"

„Was denn, Herr Major?"

„Ja, sehen Sie, Mamsell! Adelaide ist jetzt kein Kind mehr. Nein, gewiß nicht; sie ist achtzehn Jahre. Ja, gewiß, sie ist achtzehn Jahre, und ich wollte gerade nicht, daß der Lieutenant, daß er, dieser Buchfink, sich bei dem Mädchen einschwänzelte; denn Ihr Frauenzimmer seid schwache Gefäße, Ihr könnt nie siegen, wenn Euch Jemand den Sieg streitig machen will; ich fürchte, sie hat kaum den Muth, ihm den Weiterweg zu zeigen."

„In dem Falle," sagte die Mamsell lächelnd, „muß sie diesen Muth von ihrem Herrn Vater holen; denn Sie sagen ja selbst, Herr Major! daß man ihn nicht los werden kann — und überdieß meine ich, der Lieutenant ist ein guter und angenehmer Jüngling."

„So so! meinen Sie das, Sie, Mamsell?" sagte der Major trocken und fing an auf und ab zu spatzieren; „so sagt meine Frau auch; ich glaube, Ihr seid alle mit einander blind geworden — aber sehen Sie, ich meine nicht so; ich meine, daß er ganz einfach ein umherreisender Lieutenant ist, der da sucht, was er verschlinge, und der sich zu Hause nie wohl befindet. Wissen Sie, Mamsell! ich habe solche Leute nie leiden können, die nicht häuslich sind, sondern stets auf der Landstraße liegen und umherflattern."

Mamsell Akerlind war viel zu gutmüthig, dem guten Major ins Gedächtniß zu rufen, daß er selbst vor nicht so langer Zeit eine solche Person gewesen wäre; sie schwieg.

„Sie schweigen Mamsell!“ sagte der Major; „vielleicht habe ich nicht Recht; aber passen Sie auf Mamsell, daß er nicht mit dem Mädchen sprechen kann.“

„Es ist schwer, ein Spion zu sein,“ antwortete die Mamsell, „und noch dazu trifft der Lieutenant das Fräulein nie allein, sondern immer in Gesellschaft der Majorin.“

„Ja ja, das ist gerade das Tolle bei der Sache; meine Frau ist ganz blind für diesen —“

In diesem Augenblicke trat der Lieutenant ein; er sah nicht so froh aus wie gewöhnlich, ja es lag sogar in seinen Gesichtszügen etwas Verlegenes.

„Hm hm!“ murmelte der Major — „ja, gute Mamsell! bedenken Sie, was ich sagte,“ äußerte er zu Lotta, die das Zimmer verließ — „ergebenster Diener, Lieutenant! wie ging es mit dem Quatre mains?“

„Sehr gut,“ sagte der Lieutenant. „Aber, Herr Major! jetzt komme ich zu Ihnen in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Hm hm! ach so! Kann ich Ihnen zu Diensten sein? sehr gerne!“

„Ich bin nun beinahe sechs Wochen in Ihrem Hause gewesen,“ begann der Lieutenant; „Sie haben mich behandelt wie ein Vater, und —“

„So! — o ja, davon lassen Sie uns nicht reden, Herr Lieutnnant,“ fiel der Major ein, eben so verlegen, wie sein Gast es zu sein schien.

„Ich habe mich hier so glücklich gefühlt,“ fuhr der Lieutenant fort und schlug die Augen zu Boden, wie eine Jungfrau.

„So? freut mich,“ sagte der Major und schlug die Augen ebenfalls zu Boden.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Major, eine Bitte, auf welcher mein Lebensglück beruht.“

Jetzt fingen die Haare an auf dem Kopfe des Majors zu Berge zu steigen vor Schrecken, daß von seiner Tochter die Rede sein könnte; aber er beruhigte sich sogleich, da er bedachte, daß der junge Mann vielleicht Geld leihen wollte.

„So, so! womit kann ich Ihnen zu Diensten sein?“ fragte er daher.

„Herr Major!“ begann endlich der Lieutenant mit gezwungenem Lächeln; „dies hier taugt meiner Seele nicht! ich kann nicht präludiren, und mag es also gehen, wie es will — ich liebe Fräulein Adelaiden — ja oder nein, Herr Major! — ja oder nein!“

„Da haben wir's, tausend T—!“ rief der Major; „ist der Herr ganz rosenrasend? womit wollen Sie eine Frau ernähren? Sie, ein armer Lieutenant?“

„Ja, genau auf dieselbe Weise, wie mein geliebter Schwiegervater vor mir that,“ lachte der Lieutenant, dessen Geist jetzt wieder seine ganze Federkraft angenommen hatte, und der die Scene lächerlich fand.

„Was beliebt? wie ich?“

„Ja, präcise, wenn ich Schwiegervater sagen darf,“ sagte der Lieutenant.

„Den T— auch! ich werfe meine Tochter nicht weg; sie soll ihrem eigenen freien Willen folgen,“ äußerte der Major, der sich in der Angst an einem Strohhalm festhalten wollte.

„Victoria!“ rief der Lieutenant, „dann ist der Sieg gewonnen!“

„So so, Herr! Sie haben Gelegenheit gefunden, das arme Kind zu verführen? nein, Herr! hier heißt es: stopp!“ sagte der Major, welcher in der Stunde der Gefahr böse wurde, was oft der Fall ist, da man etwas fürchtet.

„Herr Major! verführen?“ sagte der Lieutenant, weil dieses Wort sein besseres Gefühl beleidigte; „nein, Herr Major! ich habe Ihre Tochter nicht verführt: ich liebe sie.“

„Ja, ja; das glaube ich wohl,“ fiel der Major ein. „Aber, Herr! Sie hätten uns nicht so dafür lohnen sollen, daß wir Ihnen Gastfreundschaft erzeigt haben.“

„Es würde hart sein, Adelaiden nicht lieben zu

dürfen," sagte der Lieutenant; „doch genug davon, lassen Sie Ihre Tochter selbst den Streit entscheiden."

Dies war eine Appellation, die der Major nicht gerne zugestehen wollte, denn er fürchtete, sein väterliches Ansehen möchte ein sonderbares Aussehen von Schwäche erhalten, wenn der Lieutenant dem Mädchen gefiele und sie dies mit ihrer offenen Art dem Vater bekennete. Darum wollte er die Sache selbst entscheiden und sie kalt nehmen. „Nun, aber sagen Sie mir, mein günstiger Herr Patron!" sagte er daher mit einer Miene, die ein wenig satyrisch sein und gleichsam Mißtrauen andeuten solle, „nun sagen Sie doch, mein Herr Patron! wie Sie sich auf Adelaiden selbst berufen können? Haben Sie mit dem Mädchen von Liebe gesprochen?"

„Nein, Herr Major! Nie ein Wort von Liebe; nein, Herr Major!"

„Nun, zum T—!" rief der Major aus, „wie können Sie sich denn so sicher auf sie berufen?"

„Weil sie etwas auf mich hält," entgegnete der Lieutenant.

„He? hat sie denn um Ihre Hand angehalten? Ich glaube, Sie sind verrückt oder sonst bin ich es," sagte der Major im Zorne.

„Die Sache ist höchst einfach, Herr Major. Adelaide —"

„Verzeihen Sie! nein, Fräulein Adelaide," verbesserte der Major mit einigem Stolze.

„Nun gut! Fräulein Adelaide und ich sind täglich zusammen gewesen; ich entdeckte immer mehre Vollkommenheiten in ihrem guten Herzen und ihrem gebildeten Verstande, sie wurde mir immer theurer —"

„Lirum, larum!" sagte der Major; „das weiß ich allzusammen auswendig. Nichts von allen diesen Süßlichkeiten! Nun?"

„Ja, um auf die Sache zu kommen, ich wurde verliebt, sehr verliebt, Herr Major! aber wir trafen

uns nie allein, ich konnte nicht reden, konnte nicht aussprechen, was mein Herz empfand."

„Ja ja, das war recht gut," meinte der Major; „nun weiter!"

„Aber eines Tages," fuhr der Lieutenant fort, „schenkte ich ihr einen kleinen Blumenstrauß, den ich im Garten gepflückt hatte; ich weiß nicht, wie es gekommen war; aber es war ein Vergißmeinnicht dabei."

„Ach, so ganz herzinnig süß!" sagte der Major; „der Herr redet durch Blumen — O, das war charmant! — Nun es war ein Vergißmeinnicht dabei!"

„Und am Mittag sah ich, daß Adel— Fräulein Adelaide diese Blumen in ihre Schärpe gesteckt hatte — eine frohe Ahnung durchbebte mein Herz."

„Wo blieb sie aber nachher?" herrschte der Major. „Diese verdammten Ahnungen, Herr, fliegen wie die Gicht bald in den Kopf, bald in das Herz. Wissen Sie, Herr! ich habe Leute gesehen, die Ahnungen im Rücken hatten — nun? eine Ahnung flog durch das Herz des Herrn?"

„Ich begann zu hoffen," fuhr der Lieutenant fort mit einem feinen Lächeln über den Zorn des Majors, der wirklich etwas lächerlich erschien, „und da ich mich ihr einen Augenblick nähern konnte, ohne daß Sie und Ihre Frau Gemahlin es merkten —"

„War ich auch dabei? ich selbst?" rief der Major aus. „Nun, jetzt geht die Scham auf dem trockenen Lande spatziren."

„Ja gewiß, Herr Major, Sie erzählten gerade eines Ihrer Jugendabenteuer. Ich konnte," fuhr der Lieutenant fort, „mich ihr nur auf einen Augenblick nähern; da ergriff ich die Gelegenheit im Fluge, zeigte auf die Blume der Erinnerung und fragte: wem wage ich mich zuerst zu entdecken, Ihrem Vater oder Ihrer Mutter? Das Fräulein erröthete. Antworten Sie mir! bat ich, antworten Sie mir vielleicht kehrt dieser Augenblick nie wieder. Da warf sie mir einen

vielsagenden Blick zu und ging zu ihrer Mutter."

„Vie— vie— vielsagenden Blick!" — fragte der Major mit düsterer Miene. „Aber das Mädchen zeigte Ihnen den Rücken, und daran that sie Recht."

„Haben Sie Geduld, mein bester Herr Major!" begann der Lieutenant. „Gleich darauf schlug Adelaide Ihnen, Herr Major! eine kleine Promenade im Parke vor. Sie gingen und ich — blieb bei der gnädigen Frau. Ich entdeckte ihr Alles, daß ich einige Ursache zur Hoffnung hätte; sie sprach ruhig und still mit mir, sie redete, wie eine gute Mutter reden muß; sie stellte mir alles vor: meine Armuth, meine Jugend, meinen Leichtsinn; sie redete zu meinem Herzen, gab mir gleichwohl Hoffnung, bat mich, Ihnen, Herr Major, alles offen zu gestehen. Wir wollen als Freunde überlegen, äußerte sie; Gott allein führt Alles auf das Beste hinaus; so ist es mir ergangen, so wird es auch Adelaiden ergehen."

Der Major schwieg lange, nachdem er das Ende der Geschichte gehört hatte. Er entsann sich so lebhaft seiner Freierzeit, und wie schwer der Knoten zu lösen gewesen war: Ja von Vater und Mutter zu erhalten, nachdem Julie ihr Ja gegeben hatte — daß auch er arm und ein reisender Lieutenant gewesen — Alles war gut gegangen — so dachte er. „Das war also die ganze Geschichte!" sagte er; „nun gut; ich kann also verstehen, daß Sie Mutter und Tochter beide auf Ihrer Seite haben; ich sage zwar nicht eigentlich Ja, aber ich will mir die Sache überlegen. Setzen Sie sich, Lieutenant! — Haben Sie viele Schulden?"

„Ja, ungefähr tausend Reichsthaler; das ist viel für mich."

„Spielen Sie?"

„Ja, bisweilen in Gesellschaft."

„Trinken Sie gerne?"

„Ja, unter lustigen Brüdern; aber so viel ich mich besinnen kann, bin ich niemals betrunken gewesen."

„Sie sind mir ein lustiger Patron! hier sitzen Sie und reden von dergleichen, als wäre ich einer von Ihren Stallbrüdern, und nicht einer, den Sie zu Ihrem Schwiegervater machen wollen.“

„Ja, Herr Major! ich bin aufrichtig — ich möchte Sie nicht betrügen; ich bekenne meine Fehler, ihrer sind viele; aber ich liebe Adelaiden, ich liebe Sie, Herr Major! nicht weil Sie Adelaidens Vater sind; denn so romantisch bin ich nicht, auch nicht deßhalb, weil Sie reich sind, denn so eigennützig bin ich nicht — sondern ganz einfach deßhalb, weil ich geglaubt habe zu finden, daß Sie ein ehrenwerther, ein guter Mensch sind, ein solcher, wie ich mit Gottes Hülfe mit der Zeit einer werden will.“

„Ergebenster Diener! Sie sind sehr aufrichtig,“ sagte der Major.

„Ich weiß, daß Sie etwas auf mich halten, das weiß ich, Herr Major! ich weiß, daß Sie mir wohlwollen, daß Sie kein Herz in der Brust haben, mich von sich zu stoßen. Ich ging darum ziemlich ruhig zu Ihnen und dachte, wir wollen ohne Umstände und offen als ein Paar Männer mit einander reden. Das haben wir auch gethan. Nun, Herr Major, sagen Sie ja?“

„Ich will mich bedenken,“ sagte der Major. „Bleiben Sie hier; ich gehe hinein zu den Frauenzimmern und rede Vernunft mit ihnen.“

Der Major ging und der Lieutenant saß nun da in seinen Gedanken und wußte nicht, ob es gut gehen würde oder schlecht. Seine ganze Freierei stand auf etwas wankenden Füßen, weil Adelaide kein einziges Wort, weder Ja, noch Nein gesagt, sondern sich so verhalten hatte, daß der Jüngling nur ahnen konnte; aber wie sicher ahnet nicht ein junger Lieutenant, der ein junges, schönes Fräulein liebt!

Da der Major zu den Damen kam, saß Adelaide neben ihrer Mutter; sie hatten beide geweint, die Mutter hielt die Hand der Tochter in der ihrigen und

hatte ihre liebevollen Augen auf die brennenden Wangen des Mädchens geheftet. „Das sind mir schöne Geschichten, die ich vernehmen muß!" sagte der Major; „Adelaide! ist das wahr, was er sagt?" — Adelaide fing wieder an zu weinen und lehnte sich an ihre Mutter.

„Ja, lieber Gustav!" sagte diese, „so ist es; sie liebt ihn, liebt ihn herzlich; sie hat mir alles gesagt."

„Nun, wenn die Sachen so stehen," sagte der Major, der plötzlich seine gewöhnliche joviale Laune wieder anzunehmen schien, „so laß das Weinen bleiben! Du sollst ihn haben. Adelaide! bist Du nun zufrieden? er kann eben so gut sein, als einer von den langhalsigen und schwefelholzbeinigen Herren, die in der letzten Zeit hieher kutschirt sind und alle Reservepferde verdorben haben."

Jetzt setzte sich die kleine Familie in guter Ruhe hin und überlegte über die Zukunft, während der Lieutenant in dem Zimmer des Majors vertrocknen konnte. Eigentlich hatte wohl der Major selbst gewünscht, daß es so gehen möchte. Dieser fröhliche Schwiegersohn stand ihm ganz gut an; aber, behüte! der Major wollte so schrecklich vernünftig sein, und setzte eine Wucherermiene auf und rechnete das Glück seiner Tochter aus nach dem Vermögen ihres künftigen Mannes, und in dieser Hinsicht stand es nicht gut mit dem Lieutenant. Der Major stritt also für sich selbst nicht so sehr gegen die Sache, als vielmehr wie ein Kämpfer für den rechten väterlichen Verstand, welchen er bei dieser Gelegenheit zeigen zu müssen vermeinte. Jetzt aber, da er sich richtig genug als ein verständiger Vater gezeigt hatte, welcher prüfte, ehe er seine Einwilligung gab, glaubte er Jedem Recht gethan zu haben und war recht froh, diesen Buchfinken zum Schwiegersohn zu bekommen. Er selbst und der Lieutenant waren nur zwei verschiedene

Auflagen eines Charakters, sie mußten sich sehr gut neben einander befinden.

Die Schwierigkeiten waren jetzt sämmtlich gehoben, nun aber sollte die Sache mit einem kleinen lustigen Aufzuge gekrönt werden. Deßhalb verbot auch der Major seiner Frau und Tochter zu sagen oder mit Winken oder Mienen sich merken zu lassen, daß die Frage so zu Aller Zufriedenheit entschieden wäre. „Nicht eher, als bis ich heute Abend davon anfange!" sagte der Major; „bis dahin still!"

Jetzt ging er zu seinem Lieutenant zurück, der ganz zerstreut dasaß und in Lefrén's meisterhafter Abhandlung über das Kriegswesen las. Er blickte schnell auf und sah den Major mit einem Unglück verkündenden, ernsten Gesichte vor sich stehen; seine Augenbraunen waren stark zusammengezogen, und die runden Lippen in Dütenform vorgeschoben; er sah bedenklich aus wie ein Bauer, der Beisitzer in einem Oberamtsgerichte ist.

„Nun, Herr Major?" fragte der Jüngling.

„Das Mädchen hat nicht an Sie gedacht," sagte dieser; „Sie sind mit der Leimruthe gelaufen, doch das thut nichts. Inzwischen werden Sie einsehen, daß Sie morgen reisen müssen — heute ist es zu spät."

„Und das ist Ihr Ernst?"

„Ja gewiß, Herr Lieutenant! die Sache ist mir klar: Sie haben mein Mädchen mißverstanden; sie hat geweint und bereuet, daß sie es Ihnen nicht gerade heraus sagte; das war ein Fehler von ihr."

So fuhr der Major fort, bis die Einladung zu Tische kam.

Gleich einem Opferlamme trat der Lieutenant in den Saal, wo sich die Damen schon befanden. Dort herrschte ein ernstes Schweigen; man setzte sich zu Tische. Als das erste Gericht zu Ende war, begehrte der Major Wein, um sich, wie er sagte, ein wenig

zu zerstreuen. Kaum aber waren die Gläser gefüllt, so erhob er sich und begann eine Rede, welche der Entdeckungen dieses Abendes die Krone aufsetzen sollte. „Meine Herrschaften!" sagte er und lächelte vergnügt, „wir haben heute viel, fast zu viel erfahren. Ich wollte vieles sagen, aber ich kann nicht. Laßt uns jetzt vergnügt sein, da wir die Gesundheit der Neuverlobten trinken. Antonsson und Du, Adelaide! laßt uns fröhlich sein!" stotterte der Major, da die beiden Glücklichen aufsprangen und auf ihn zueilten. „Kinder!" wiederholte der Major und stockte in der Rede, „laßt uns fröhlich sein! — Gott segne Euch, Kinder!" rief er zuletzt, und eine lange zurückgehaltene Thränenfluth wäre beinahe seinen Augen entstürzt. „Gott segne Euch!" wiederholte er, leerte sein Glas und schloß sie in seine Arme. Er begann zu schluchzen, der gute Mann, und seine beiden Kinder fühlten, wie die warmen Thränen ihnen auf die Stirn träufelten. „Wundert Euch nicht, Kinder!" sagte endlich der Major, indem er sich ihren Armen sanft entwand und seine Frau umarmte, „wundert Euch nicht, Kinder! daß wir weinen. Wir verlieren in diesem Augenblicke unser einziges Kind, das einzige, was wir je besaßen, das einzige Kind. Wenn Ihr dereinst," fuhr er ruhiger fort, „ein einziges Kind besitzet und es Euch verläßt, mag es dann in das Grab oder in den Brautstuhl gehen: für Euch ist es doch dahin. Das ist immer ein bitterer Augenblick."

Und so endigte der frohe Abend.

18.

Das Concert.

Will man etwas recht Originelles sehen, so muß man eine musikalische Gesellschaft in einer kleinen Stadt besuchen, wo gewöhnlich ein großer, etwas blatternarbiger Herr, den man Auditör oder Häradshöfding nennt, als derjenige, welcher dort die erste Violine spielt, die eigentliche Seele ist. Er ist ein feiner Herr mit einem großen, blitzenden Carniolringe auf seinem Zeigefinger und einem kleinen, dünnen dito auf seinem kleinen Finger; auf der Brust leuchtet eine große Tuchnadel, in welcher einige rothe Haarlocken verwahrt sind, zum Andenken an die Mademoisellen Schwestern des Häradshöfdings; der schwarze Ueberrock ist vorne mit gewürfeltem Seidenzeuge gefuttert, aber weiter nach hinten, von dort an, wo das Reich der Ahnungen beginnt, nur mit englischem Leder oder schwarzer Futterleinwand. Der Häradshöfding ist übrigens ein großer Musikkenner und wohnt bei einer alten Frau, welche früh Morgens von der Violine des Häradshöfdings geweckt wird, die Rohde's Polonaise oder Variationen herleiert; diese Violine ist ein kostbares Instrument mit einem von Colofoniumstaub gebildeten Ueberhemde auf dem Magen und mit einem Rande, das den Rücken in zwei gleiche Hälften theilt — ein vortreffliches Instrument mit dem klangreichsten Tone, was die alte Frau ebenfalls erfahren hat. — Die zweite Violine ist gewöhnlich ein alter musikalischer Rathsherr, der zu Hause unter dem Pantoffel steht und der Musik in die Arme flieht, wenn die Töne seiner Frau zu brummend werden. Er ist übrigens ein kleiner grauhaariger Herr, welcher bei seinem Spiele schwitzt, und der daher etwas wirklich schweres exequirt, wenn er sich erkältet hat und Fliederthee ge-

brauchen muß; der kleine Mann sieht ganz verzweifelt aus, wenn er in das Gold seiner Saiten greift und die arme Violine zu Klagerufen peinigt. Der Alte dagegen wohnt am Thore und ist bei der Zollkammer engagirt, aber doch nur in dem friedlichen Genre, weil er keine Confiscationen macht, sondern nur Reisepässe und Frachtbriefe unterzeichnet; und der Baß ist kein bloßer Amateur, wie die übrigen Herren, sondern Organist in der Stadt, ein Mann vom Fache, mit Fingern, stark wie Schrauben. Er ist ein ziemlich beliebter, glatzköpfiger Mann mit einer Morgenröthe über die Nase verbreitet und die Wangen gleichen fast einer colorirten Karte, einer Karte in Relief.

So wird jetzt ein Quartett gebildet, und dazu kommt noch eine ganze Schaar Extraordinarien, bestehend in Buchhaltern, welche Flöte blasen und Violine spielen, nebst einem Inspector vom Lande, der Waldhorn bläst. Einmal im Jahre wird ein Concert aufgeführt, zum Besten der Pauvres honteux in der Stadt, von welchem der reine Gewinn nach Abzug für Licht und Zimmer vierzehn Thaler und einige Schillinge beträgt, die unter siebzehn alte Frauen, Wittwen und Mamsellen mit falschen grauen Haaren und Hauben vertheilt werden, welche übrigens davon leben, daß sie Neuigkeiten durch die Stadt tragen. Eine solche musikalische Gesellschaft hatte sich auch in Skraköping gebildet; denn der Geschmack und die Bildung steigt, und in nichts auf der Welt ist es leichter, den Kenner zu spielen, als in der Musik, wo man nur die Namen des Compositeurs zu beachten braucht, um loben oder verwerfen zu können. Aus dieser Ursache haben wir solchen Ueberfluß an Kunstrichtern in der Musik, denn nichts ist unsicherer und beruht mehr auf Gefühl und Geschmack, als gerade die Musik. Man kann sich daher immer ruhig nach der Mode richten und sagen, was man will; es klingt doch immer so, als verstände man sich darauf, wenn man

nur eine Menge von Termen und Wortwendungen inne hat, die gebräuchlich sind. Ob diese nachher richtig oder verkehrt gebracht werden, das thut nichts zur Sache; denn kein Mensch kümmert sich darum.

Die Musik ist eine schöne Kunst, die keine Spur hinterläßt; ihre Wirkungen und die Folgen, die sie erweckt, sterben in demselben Augenblicke, da das Instrument schweigt; sie hat noch nie die Menschheit gebildet oder einen Zoll erhöht über das, was sie vorher gewesen ist, und kann es auch nicht, denn sie ist nur, ein Ausdruck ihres Zeitalters, mag dieser nun das Lallen eines Kindes sein oder Ernst; aber sie vermag nicht vor der Zeit voranzuschreiten, in welcher sie geschrieben wurde. Die Musik bleibt daher stets eine schöne Kunst, die nach der Mode lebt, während dagegen die Malerkunst nach ewigen Gesetzen auf Natur und Wahrheit gebaut ist und die Bilder klar und rein faßlich darstellen kann. „Das dunkel Gesagte ist das dunkel Gedachte," sagt Tegnér, und wenn irgend eine Kunst dunkel redet, so ist es die Musik; darum ist es denjenigen, welche dunkel denken, leicht, sich zu Richtern in einer Sache aufzuwerfen, in welcher es kein Factum giebt, und seine Nebulosa in einer Richtung leuchten zu lassen, wo keine Controlle ist. Darum kommen Musikkenner gleich Schwämmen überall hervor, wo Dunkelheit und eine gewisse Feuchtigkeit der Begriffe herrscht.

Ich habe einen unendlich reichen Genuß von der Musik; ich kann tief in meiner Seele empfinden, wie schön sie ist; ich fühle, wie Thränen sich aus den Augenwinkeln hervordrängen, wenn ich eine von Beethoven's erhabenen Sonaten oder einen Chor von dem populären Weber höre; aber es ist mir niemals eingefallen, diese Gefühle in Worte kleiden und andern mein Entzücken eintrichtern zu wollen; das ist eine undankbare Arbeit, denn sie ist ganz unnütz. Wer Genuß hat von einer Composition, der hat ihn ohne

meine Worte; wer ihn aber nicht hat, für den sind alle Extasen und Ergießungen auf den Felsen gesäet.

So war es jedoch nicht in Skraköping, seitdem die musikalische Gesellschaft gestiftet war. (Ich buchstabire hier nach dem Muster der Medaille der schwedischen Academie, welche auf der einen Seite hat: Gustaf der 3te, Stifter; und auf der andern gestiftet an dem und dem Dato: eine Art zu buchstabiren, die wenigstens nicht consequent ist.)

Seit der Entstehung dieser Gesellschaft war die ganze Stadt musikalisch geworden und kannte sehr richtig die Namen der vornehmsten Tonsetzer, die damals Mode waren. Man hörte daher bei jedem Gastmahle eine ganze langschleppende Conversation über die Kunst und ihre berühmten Männer; mit einem Worte; die Skraköpinger waren sämmtlich Beurtheiler und Beurtheilerinnen der Kunst. Eine andere Art von Bildung sah man jedoch nicht. Die ausschließliche Unterhaltung der Herren war auch jetzt noch wie früher Kartenspiel und das der Frauen Klätscherei. Es gab nicht zwei Personen in der Stadt, die auf den Gedanken verfallen waren, was die Sonne sein konnte, oder die sich darum bekümmerten, warum die eine Blume anders aussähe, als die andere, oder die da wußten, was für ein Kerl Engelbrecht Engelbrechtsson war, oder richtig sehen konnten, was ein Gemälde vorstellte, denn dazu ist schon einige Uebung erforderlich, z. B. um auf einem Profil-Portrait die Nase von dem Zopfe und dergleichen unterscheiden zu können. Mit solchen und ähnlichen Kopfbrechen erfordernden Dingen, die ebenfalls eine Art von Bildung sind, und vielleicht sogar die wahre, denn die Bildung ist ohne eine gewisse universelle Uebersicht über dasjenige, was sich in der Natur und Kunst vorfindet, wenigstens ohne alle Resultate — mit dergleichen Dingen hatte man sich in unserer guten Stadt nicht belästigt, sondern man legte sich auf die Musik, so wie man von einer königlichen Ruine aus der Vorzeit Steine abbricht, um für die

Gegenwart Ställe aufzuführen. Aus den gefallenen Riesengebäuden der Musik und dem neuen während des Aufbaues schon wieder einstürzenden Bazar holten die Skraköpinger Baumaterialien für ihre Gespräche und ihre sogenannten ästhetischen Genüsse, und hier, wie an vielen andern Orten hörte man jetzt diese jämmerliche Kunstkennerei, die so oft für die Versuche leerer Köpfe, voll sein zu wollen, ein stehendes Thema ist.

Es gab daher ein übermäßig starkes Gegacker in den kleinen Klatschgesellschaften, als man erfuhr, daß der große Violinist Stainhofer aus Dresden, er, der so außerordentlich in den Stockholmer Blättern gelobt worden war, der vor dem Könige und der Königin gespielt und von dem Kronprinzen eine brilliantirte Tuchnadel erhalten hatte, bei seiner Durchreise mit geneigter Unterstützung der Skraköpinger Herren Amateure ein Conzert geben würde in Frau Quickelgwist's „großen Salon," wie man in Skraköping einen Saal in der oberen Etage des dem Rathhause gegenüber liegenden rothen Gebäudes nennt. Der Saal war ziemlich groß und mit einem die Gerechtigkeit darstellenden großen Gemälde verziert, weil der Saal vor dem Aufbau des Rathhauses zum Sessionszimmer des Rathhausgerichtes gemiethet worden war. Die arme Gerechtigkeit spielt wie gewöhnlich Blindekuh und trägt ihr Schwert in der Linken und ihre schief hängenden Waageschaalen in der rechten Hand — etwas, worauf der Maler mit seinen Gedanken gar nicht verfallen ist; am allerwenigsten muß er daran gedacht haben, wie viele Satyre in diesem Bilde von einer blinden Gerechtigkeit liegt, die zugleich links ist.

Nachdem der Häradshöfding Quickelgwist, der Sohn der Wirthin und die vornehmste Violine der Stadt, nebst dem Notarius Groblad, welcher, um kunstmäßig zu reden, „das größte Fagot in ganz Skraköping" war, eine ganze Woche lang in allen Häusern aus- und eingelaufen waren, um die nöthigen Requi-

siten für das Conzert anzuschaffen, über welches der Notar Groblad schon im Voraus eine Kunstkritik geschrieben hatte, die gleich nach dem Ende des Conzerts in der Skraköpinger Zeitung bekannt gemacht werden sollte, erschien endlich der große Tag; der eine Wagen nach dem andern rollte durch die beiden Thore der Stadt und brachte tondurstige Seelen von der umliegenden Landschaft herein. Die Commerzienräthin Knööl saß den ganzen Vormittag in dem Knööl'schen Hause an der Hauptstraße vor dem Reflectionsspiegel und machte ihre Anmerkungen über die Ankömmlinge.

Zu diesen gehörte auch der Major von Ankarklo von Björkwik mit Frau und Tochter, mit seinem Schwiegersohne in petto, Lieutenant Antonsson, und Mamsell Akerlind.

Endlich schlug die Uhr sechs und die Leute versammelten sich zum Conzerte. Draußen auf dem Markte vor dem Hause stand der Pöbel in einer dichten Masse und begaffte die prächtigen Damen und die geputzten Herren, welche in ehrfurchtvoller Stellung ihren Beherrscherinnen folgten. Oben im Saale saß schon die Commerzienräthin Knööl auf den Stühlen der vordersten Reihe; sie war stets die erste auf dem Platze, um den vornehmsten Platz zu erhalten. Sie machte eine sonderbare Figur mit ihrem weißen Hute und den wehenden Federn nebst dem kupferfarbenen Gesichte. Dicht hinter ihr saß die Mamsell Gallsten, eine gelblich bleiche Person mit scharfen Blicken und einer Menge von Fragezeichen im Gesichte. Ihr Amt war, der Frau Knööl reflectiren zu helfen. Neben der Frau aber saß die Kammerherrin Jules, die Frau des Postmeisters, eine leichenblasse Figur, Tochter des weiland Kaufmann Smoer.

„Ergebenster Diener!“ sagte eine laute Stimme, „ha, ha, ha! ergebenster Diener! Die Frau Commerzienräthin bekommen à propos einen vergnügten Abend heute Abend.“

„Ja, ich hoffe es, Herr Kapitain Waßbuck!“ entgegnete die Commerzienräthin; „es ist so selten, daß unsere Stadt einen Kunstgenuß darbietet.“

„Ja, ja, das hat seine Richtigkeit,“ meinte Kapitain Waßbuck; „á propos, dieser Stainhofer ist ein allzu netter Kerl. Ich habe die Kunst immer leidenschaftlich geliebt, sagte der Taube, da er die Orgel in Lillkyrka hörte — verzeihen Sie, das war ein Sprüchwort — wie war es doch? Ja, sehen Sie, Frau Commerzienräthin, ich war bekannt mit dem ehemaligen Kapellmeister Westerdahl; das war ein Kerl, der seinen Bogen führen konnte! eine solche Kraft, ein Sty —! ja, das war ganz zum Entzücken.“

„Ja, er muß sehr geschickt gewesen sein; ich habe meinen Mann mit Entzücken von seiner herrlichen Violine reden hören,“ sagte die Commerzienräthin und warf einige Blicke im Saale umher, um den Anzug der Eintretenden zu mustern.

„Ich kannte ihn sehr genau, sehr genau,“ fuhr der Kapitän fort, „er war aus Schonen, ein Müllersohn, oder so etwas; er machte sich erst eine Violine von einem Holzschuh, die schlug ihm aber der Vater entzwei, da machte er sich eine neue — er war noch ein Kind — ja, ich kenne die ganze Familie, sein Onkel war Bäcker in Helsingborg, hieß Roslund, war ein galanter Kerl — backte die prächtigsten Franzbrode — à propos, die Königin kaufte immer von ihm, wenn sie in Ramlösa Brunnen trank — ja ja.“

„Um Verzeihung, Herr Kapitain!“ unterbrach ihn Frau Knööl und gebrauchte die Lorgnette; „um Verzeihung! sind die Herrschaften nicht Major von Ankarklo?“

„Ja, ganz richtig, Major von Ankarklo,“ antwortete der Kapitän, „à propos: er hat seine Tochter mit einem Kameraden verlobt, mit Lieutenant Antonsson. Ein instruirter Offizier, hat das Mariäbergs-Examen gemacht und wird Quartiermeister, sobald der

alte Tyghuser abgeht; à propos, ich entsinne mich einer kleinen Geschichte, ha, ha, ha! — Eine sehr lustige Geschichte! Verzeihen Sie, Frau Commerzienräthin, ich muß dem Antonsson guten Abend sagen."

„Guten Abend, lieber Bruder! Ihr Diener, Herr Major! Ergebenster Diener, meine Damen! Wir bekommen à propos einen vergnügten Abend, heute Abend."

„Ja, gerade darum sind wir hergekommen," sagte der Major.

„Ich liebe die Kunst, à propos, ich war bekannt mit dem ehemaligen Kapellmeister Westerdahl, das war ein Kerl mit seiner Violine! — um Verzeihung! ist das Deine aimable Braut? Ergebenster Diener, bestes Fräulein! gratulire! mein bester Antonsson ist glücklich, braucht keinen Glückswunsch. Ich entsinne mich, à propos einer kleinen Geschichte — à propos das Conzert fängt noch nicht so bald an und — ja, wie war es doch? Ja, es war von Westerdahl, er war der Sohn eines Müllers, aber die Natur brach sich ihren eigenen Weg, er machte sich eine Violine von einem Holzschuh — oder vielleicht haben die Herrschaften es schon gehört. Inzwischen war es merkwürdig, ha, ha, ha! sehr merkwürdig."

So fuhr Kapitän Waßbuck beständig fort, den Gegenstand des Gespräches und die Personen, mit denen er redete, zu wechseln; er ging umher wie ein königlicher Rentmeister bei einer Krönung und streute die Schaumünzen seines Genies, alle von demselben Gehalt und Werth und alle mit einem Gepräge unter das Volk.

Während der Zeit lorgnirte die Commerzienräthin. „Sehen Sie, Mamsell Gallsten!" sagte sie leise, „dort sitzt die Lotta Akerlind, die wir in unser Haus nahmen, und die zuletzt weg mußte aus gewissen Ursachen. Sie hat bedeutend gealtert."

„Ja, ja," lächelte Mamsell Gallsten und verzog

den Mund, „stets bei dieser langweiligen Majorin im Zimmer sitzen zu müssen, die gelehrt und kränklich ist, kann die Rosen schon bleichen, besonders wenn man eine alte Affaire auf dem Gewissen hat.“

„Ganz richtig bemerkt,“ meinte die Commerzienräthin; „das ist mir eine sonderbare Tracht, die das Fräulein Tochter hat, sieht recht nett aus; aber modern! — ach, mein Gott!“

„Daran ist sie nicht Schuld, sondern diese sonderbare Mutter,“ sagte Mamsell Gallsten; „wissen Sie, Frau Commerzienräthin, das Fräulein darf nie in ein Kleid Fischbein einnähen, und darum sitzen sie auch alle so leicht. Es ist ein Glück, daß sie so ziemlich vortheilhaft gewachsen ist.“

„Das kann ich nicht sehen,“ äußerte die Frau mit einem Kopfnicken, daß die Federn schwankten. „Kapitain Waßbuck! verzeihen Sie!“ rief die Frau dem Kapitain zu, der jetzt gleich einem wandernden Cometen in ihr Planetensystem kam und nun ihrer Anziehungskraft gehorchen mußte, und wie ein solcher lächelte, der in die Nähe einer größeren Masse kommt.

„Ich bitte tausendmal — was befehlen Sie?“

„Haben Sie die Güte, mir zu sagen, wer dieser Offizier ist, der dort an der Thüre steht, und den Saal so aufmerksam betrachtet?“

„Lassen Sie mich nachdenken — ja, hol's der — das ist ja Braun in eigener Person.“

„Der Poet?“ fragte die Frau.

„Ja gewiß, gerade der.“

„Ich kann gar nicht begreifen, was der hier zu thun hat,“ meinte die Frau, und die rothen Punkte in ihrem Gesichte erweiterten sich; „er sollte doch wirklich selbst einsehen, daß er in Skraköping nicht willkommen sein kann.“

„Wie so, meine Gnädige?“ fragte Kapitain Waßbuck mit aufgesperrtem Munde.

„Ja, wer wie er die Sitte hat, Leute zum Be-

sten zu haben. Erst vor einigen Jahren war er hier in der Stadt mit auf einer subscribirten Assemblee. Sogleich schrieb er ein Pasquill, und dies ist neulich in seinem Buche mit aufgenommen worden; ich meine das mit der Ueberschrift: Ein Ball in***, das heißt in Skraköping."

„Und darin beschrieb er jeden Menschen," fügte Mamsell Gallstén hinzu.

„Ja, sehr richtig," fuhr die Frau fort und ereiferte sich immer mehr; „meine Amy und ihre Cousine Betty waren auf dem Balle die einzigen in seidenen Kleidern, und nun schreibt er — Mamsell Gallstén! wissen Sie nicht mehr die nichtswürdigen Verse über die Bewohner der Stadt.

„Nein, nur eines einzigen Verses entsinne ich mich noch."

„Lassen Sie hören! à propos, es ist verd—witzig, ha, ha, ha! alles was er schreibt," unterbrach Capitain Waßbuck.

„Nicht allzuwitzig," sagte die Commerzienräthin, und warf einen durchbohrenden Blick auf den Junggesellendichter. „Sagen Sie es her, meine liebe Mamsell, daß der Capitain es hört, aber leise."

„Ja, nach Befehl," sagte Mamsell Gallstén, und begann folgendermaßen:

Die Arm' im Kreuz, stolz und hochzeitlich
Gleich dem Napoleon sie stehn,"

Damit meinte er keinen andern, als just den Häradshöfding Quickelquist und den Notarius Groblad, welche den ganzen Abend die armen Kinder umgaben," sagte die Commerzienräthin.

Gleich dem Napoleon sie stehn,"

fuhr Mamsell Gallstén fort,

Und kurtisiren so unleidlich
Die seid'umhüllten Mägde schön,"

„Hören Sie, Herr Capitain? Mägde, seidenumhüllte Mägde, in Seide gekleidete Dienstmädchen,

das ist denn doch allzu artig!" fiel die Commerzienräthin ein.

Die fleißig mit dem Schnupftuch spielen
Und ganz verschämt die Herrn anschielen.

„Das soll meine Tochter, meine kleine Amy und ihre Cousine sein," sagte die Frau erklärend, „das ist doch allzu unverschämt."

„Aber, à propos," meinte der Capitain, „es ist doch wohl noch nicht so ausgemacht, daß er gerade sie gemeint hat, ha, ha, ha! bei meiner Ehre, ich glaube es nicht!

„Sie mögen glauben, was Sie wollen, Herr Capitain!" fiel die Frau ein; „aber es ist ziemlich klar, da Niemand anders, als meine Tochter und die kleine Betty in Seide gekleidet waren. Gott sei Dank! wir haben unsern Kindern eine Parure nach ihrem Stande geben können. Genug, ich kann den Kerl nicht ausstehen."

Jetzt hatte die Uhr halb sieben geschlagen und die Anate der Stadt, unter welcher der Häradshöfding Quickelquist der Vornehmste war, begannen ihre Violine nach einer Flöte zu stimmen, die von dem Buchhalter Mandelblad geblasen wurde. Das gab ein Geklimper und ein Gestreiche, daß man von dem ganzen Geräusch der Zuhörer nichts mehr vernehmen konnte. Darauf begann die Ouverture, in welcher der Concertgeber selbst nicht mitspielte. Endlich war sie zu Ende, Herr Stainhofer trat durch eine Fondthür herein und verbeugte sich vor dem Publikum, das mit lebhaftem Bravorufen und Händeklatschen den berühmten Künstler begrüßte. Er war ein Mann in seinen mittleren Jahren; sein ganzes Aeußeres bewies, daß vor allen andern Dingen seine Seele thätig gewesen war. Die gedankenvollen Augen, die weiße, fein gefurchte Stirn, die bleichen Rosen auf den magern Wangen, und etwas unaussprechlich Trauerndes in den tiefen und schönen Zügen, die nur zum Lächeln

geschaffen zu sein schienen, jetzt aber vor Schmerz erstarrt waren; Alles, ja selbst seine hohe Gestalt, welche sich beugte, als trüge sie eine schwere Bürde, zeigte an, daß der Mann manchen andern Kampf gekämpft haben müßte, als den mit den Schwierigkeiten seines Instrumentes. Er stellte sich vor das Pult und begann. Die wenigen Musikkenner, welche in dem Saale waren, wagten kaum zu athmen, um nicht einen einzigen dieser beflügelten Töne zu verlieren, die wie Engel an ihnen vorüberflattern, die lallend bald auf bald ab flogen gleich Schmetterlingen über einem Blumenbeete. Die übrigen Kenner merkten nur auf das Ende des Stückes, um sogleich applaudiren zu können. Capitain Waßbuk hielt seinen Stock drei Zoll hoch über dem Fußboden, um sogleich mit dem Beschlage desselben sein Entzücken äußern zu können. Kaum war der letzte Ton der Solopartie verklungen, so erschallte der Saal von einem „Bravo!" und einem allgemeinen Händeklatschen, verstärkt durch den entzückten Stock des Capitains Waßbuk. Die einzige Person in dem ganzen Saale, die keine Theilnahme äußerte, deren Blick jedoch unverwandt auf dem Tonkünstler geheftet war, war ein kaum bemerktes Mädchen; nämlich Mamsell Akerlind. Sie war bleich, und ihr Auge stand fast unbeweglich auf Herrn Stainhofers bleiches Antlitz gerichtet. Mamsell Gallstén, die mit ihren Blicken allgegenwärtig war, flüsterte ihre Entdeckung der Frau Knööl in die Ohren, daß die Gouvernante des Majors von Ankarklo sich in den „Musikanten" vergaffte, denn Mamsell Gallstén gab jedem Dinge seinen rechten Namen, wenn sie so unter vier Augen war.

„Ich sehe," erwiederte die Commerzienräthin, und richtete ihre vergoldete Lorgnette auf die Gouvernante.

Zuletzt begehrte Herr Stainhofer ein Thema zum variiren, und Major von Ankarklo schlug einen schwedischen Nationaltanz, Neckens Polska, vor. Stainhofer

spielte dieses Thema, die wehmüthigen, nicht nordischen Töne flogen von dem Instrumente; es lag in jedem Tone etwas so Bekanntes, so Zerschmelzendes. Mamsell Akerlind erhob sich zur Hälfte und fixirte den Spielenden schärfer als zuvor, und ihr Antlitz erblich immer mehr. Jetzt begann Stainhofer zu variiren und spielte nun den Nationaltanz mit diesen unnachahmlichen Trillern und Nebentönen, die gewissen Provinzen so eigenthümlich sind. Kaum hatte er einige von diesen künstlichen Doppeltönen geschlagen, die einem Dorfspielmann das Non plus ultra sind, so hörte man einen schwachen Schrei und Lotta sank zu Boden. Lieutenant Antersson unterstützte sie mit Eau de Cologne; der Major aber winkte seinem Freunde, dem Doktor Bernhard, der nicht weit davon stand, und sobald das Stück geendet war und das Beifallklatschen durch den Saal schallte, so hatte Lotta sich so weit wieder erholt, daß der Major sie nach Hause führen konnte.

Das gab einen Aufstand in dem ganzen Saale. Capitain Waßbuk behauptete, das Gedränge hätte die Ohnmacht der Mamsell veranlaßt; der eine und der andere Junggeselle behauptete, die Gouvernante hätte die Aufmerksamkeit irgend eines Antinous oder Adonis der Stadt oder wie man ihn nennen wollte, auf sich ziehen wollen. Mamsell Gallstén behauptete, ein zu enges Schnürleib, und die Commerzienräthin, der Aerger eine dienende Person zu sein, die man nicht bemerkte, hätte das Uebelbefinden verursacht. Inzwischen ging das Concert zu allgemeinem Entzücken und zur allgemeinen Zufriedenheit fort; dem Stainhofer war mit Lob in den Stockholmer Zeitungen erwähnt worden und hatte vor der königlichen Familie gespielt, daher mußten die Skraköpinger aus bloßer Pflichtschuldigkeit entzückt und in den dritten Himmel erhoben sein.

Da Lotta nach Hause kam, wurde sie von der vorsichtigen Majorin zu Bett gebracht, und diese setzte

sich wie eine gute Mutter an ihr Bett. „Sage mir, meine liebe Freundin," sagte die gute Frau, „Du wurdest wohl krank von der starken Wärme?"

„Nein, nein," sagte Lotta und schüttelte mit dem Kopfe, „nein, diese Töne ergriffen mich auf eine so wunderliche Weise; so spielte immer mein armer Bruder Georg. Ach, so kann nur er spielen —"

„Dein unglücklicher Bruder!" sagte die Frau voll Mitleiden die Hand der Kranken drückend, „denke nicht an ihn, das beunruhigt Dich nur."

„Nein, das thut es nicht; dieser Stainhofer ist mein Bruder; ich erkannte ihn im ersten Augenblicke; es kann kein anderer sein, als mein Bruder."

„Aber, mein Kind!" sagte die Majorin mit zweifelndem Lächeln, „Herr Stainhofer ist ja ein Deutscher; bilde Dir nicht dergleichen ein, das ist ja rein unmöglich."

„Ach ja doch," antwortete Lotta, „ich erkenne die Züge meines unglücklichen Bruders; sie sind starr, marmorähnlich, aber dennoch die seinigen, und diese Variation — kein anderer und am allerwenigsten ein Ausländer, konnte sie so charakteristisch spielen. Georg war ein geschickter Musikus, ach, ich habe als Kind wohl tausendmal diese bald frohen, bald klagenden Töne gehört, die er sein Instrument singen läßt: jeder Ton, jeder Blick ist Georgs — er ist's."

„Du bist so überzeugt," sagte die Majorin, „daß ich fast anfange, die Möglichkeit zu ahnen; er ist nun beinahe sechzehn Jahre im Auslande gewesen. Wie wollen wir den Zusammenhang erfahren."

Lotta lächelte, denn sie sah, daß man ihr glaubte. „Ach ja," sagte sie, „wenn der Lieutenant Antonsson ihn aufsuchen wollte, und nur zufällig meinen Namen oder nur Witomta ausspräche, so bin ich überzeugt, er würde sich verrathen, und ich meinen unglücklichen Bruder wieder bekommen, ihn trösten, mit ihm von unsrer alten Mutter reden — ach, ich bitte!"

Auf Bitten der Majorin ging der Lieutenant Antonsson am folgenden Morgen zu Stainhofer. Er fand den Mann einsilbig und kalt, da er jedoch den Namen Witomta aussprach, so fuhr der ausländische Künstler zusammen, als hätte er einen elektrischen Stoß erhalten, und warf einen schnellen und durchdringenden Blick auf den Lieutenant. Dieser, welcher nun einsah, daß Mamsell Akerlind Recht hatte, sagte: „Herr Stainhofer! ich bin Ihr Freund. Sagen Sie aufrichtig: wollen Sie Ihre Schwester, Lotta Akerlind, sehen?"

„Was? sie?" rief Stainhofer aus; „Sie kennen meine Schwester? führen Sie mich zu ihr." In demselben Augenblicke und mit zitternder Heftigkeit ergriff er seinen Hut. „Kommen Sie Herr! ich will sie sehen, obgleich ich mir vorgesetzt hatte, ihr nicht unter die Augen zu treten."

Einige Augenblicke später trat Georg in das Zimmer seiner Schwester. Sie saß in weißer Morgenkleidung und bleich wie diese auf einem Ruhestuhle. Sie lächelte und streckte ihrem Bruder die Arme entgegen, der in dieselben sank. Es war lange still im Zimmer, denn Keiner wollte den Augenblick des Wiedersehens stören. Endlich begannen Bruder und Schwester zu reden.

„Und Du," flüsterte Georg düster, „und Du, meine arme Schwester, schließest den Vatermörder in Deine Arme? Siehst Du nicht, wie Gewissensbisse und Reue jede Ader ausgetrocknet haben und in mir brennen, bis ich Asche bin? die Todesklage meines Vaters verfolgt mich, wohin ich gehe — ich weiß Alles."

„Tröste Dich, Georg!" sagte die Schwester, „alles ist vergeben und unser Vater fluchte Dir nicht im letzten Augenblicke, er betete zu Gott für Dich. Hast Du nicht zu fühlen vermeint, daß der Segen eines Vaters auf dem Sohne ruhte, der verführt wurde?"

„Nein Lotta, das habe ich nicht gefühlt," sagte

Georg und bewegte das Haupt; „nein es brennt auf meiner Seele.“

„Wie bist Du geworden was Du bist?“ fragte Lotta, um das schmerzhafte Gespräch abzubrechen.

„Wie ich geworden bin, was ich bin?“ wiederholte der Bruder und suchte sein Gefühl zu besiegen. „Lotta! ich floh ohne Hülfe, ohne Unterstützung, ohne Hoffnung. Meine geringen Kenntnisse in der Musik waren meine einzige Zuflucht, ich phantasirte, ich spielte auf Märkten und Straßen, ich weinte in den Tönen und meinte auf diese Weise ein Gespräch mit Euch zu Hause zu führen, ich wurde verzehrt vom Heimweh, ich spielte schwedische Volksmelodien *) auf den Straßen von Wien. Eines Tages spielte ich so, ich sah nicht, ob Jemand mich hörte, ich bemerkte es immer erst, wenn mein Begleiter mir Geld gab, ich war gleichsam taub und blind für die ganze Welt und hörte nichts anderes, als die wilden Töne, die von meinem Instrumente strömten, sah nichts anderes, als mein Vaterhaus, die kleinen wohnlichen Gebäude dort am Bache, und meinen Vater sterbend in denselben. Da wurde ich eines Tages aus meinem musikalischen Traume erweckt durch einen Schlag auf die Schulter; ein Mann stand vor mir und fragte mich, ob ich in die Kapelle treten wollte. Ich weiß nicht, wie es kam; aber ich nahm das Anerbieten an, fuhr stets fort, in den Tönen zu leben und zu athmen, wurde berühmt, ehe ich es ahnte und kam zuletzt in die Dresdener Kapelle. Dort dachte ich einmal wieder unverworren an mein Vaterland und machte eine Kunstreise. Man hat

*) Die schwedischen Volksmelodien, sämmtlich in Moll, gehören gewiß zu den schönsten auf Erden. Reiche Sammlungen derselben sind herausgegeben von Geijer und Afzelius und auch von Arfwidsson; letztere theilweise mit Musik.

Anm. d. Uebers.

mich mit Beifall und Lob überhäuft, man hört es gern, wie eine Seele mit der Zerstörung kämpft; nun gut! das ist so die Sitte der Zeit, und mir ist es gelungen. Ich bin jetzt wohlhabend, und hatte mir vorgenommen, unsere Mutttr und Dich zu besuchen; aber ich änderte meinen Plan, denn ich bebte vor dem Augenblick, da ich Euch wiedersehen sollte. Ich hatte daher beschlossen, zurückzukehren und unserer Mutter von dem Gränzorte eine kleine Summe zu überschicken, die ansehnlich genug wäre, ihr Alter zu sichern. Sie sollte weder erfahren, woher noch von wem es käme; sie sollte ihren Sohn, den unglücklichen Georg, nicht geahnt haben, den sie nicht anders als hassen und verachten kann."

„Sage das nicht," entgegnete Lotta mit sanftem Lächeln. „Gott und eine Mutter verzeihen Alles. Du sollst unsere alte Mutter wieder sehen; so alt sie auch ist, ist sie doch noch rasch und hurtig; sie spricht oft von Dir — ach, wie wird sie sich freuen, wenn sie Dich wieder sieht!"

„Du glaubst also," fragte Georg, „sie wird mir nichts vorwerfen? Sie darf nicht mit inem einzigen Blicke, oder mit einem einzigen Worte klagen, denn diese Stelle in meiner Seele ist schon vorher so tief verwundet — durch einen einzigen vorwurfsvollen Blick würde ich verbluten."

„Nein, Georg, ich stehe für Alles ein," sagte Lotta; „Du wirst ruhiger werden, wenn Du unsere Mutter triffst und siehst, wie die Cypressen auf dem Grabe unsers Vaters blühen; dort sollst Du ausweinen, dort sollst Du Ruhe finden."

„Ja, Lotta, wenn ich nur weinen könnte!" sagte Georg und drückte seiner Schwester einen Kuß auf die Stirne.

Aber es kamen keine Thränen; denn Georg war allmählig zu dieser Art der Trauer erstarrt, die sich stets nach innen wendet und allmählig jedes Gefühl

zerstört. Nur dann und wann fuhr er auf, aber das war keine sanfte Trauer, sondern eine fast unfreiwillige Fieberbewegung, ein Versuch der Seele, sich abzumatten. Georg war immer überspannt gewesen, ehedem in Hoffnung, und als diese ihn hinterging, in Trauer und Vorwürfen gegen sich selbst. Er glaubte nie genug für die Sorge leiden zu können, die er über das Haupt seines Vaters gebracht hatte, und darum wurde sein ganzes Leben eine Art Selbstkreuzigung, bei welcher er sich gleichsam fürchtete, auch nur einen einzigen Dorn zu verrücken, der in seinem Herz stack, und ihn wieder eindrückte, wenn es den Anschein hatte, als wollte er herausfallen.

18.

Der verlorne Sohn.

Ehe noch der Tag zu Ende war, wußte die ganze Stadt, daß Herr Stainhofer mit der Mamsell Akerlind intim liirt war, und daß man ihn für ihren Bruder ausgab, so wie, daß Herr Stainhofer einen Mord oder etwas Aehnliches begangen und darum aus dem Lande hätte fliehen müssen; ferner, daß er auf den Galeeren gesessen und dort die sonderbaren Töne gelernt hätte, die jetzt in seinem Instrumente lebten; mit einem Worte: man hatte die Geschichte so gut wie möglich auf die Weise ausgeschmückt, wie ein fleißiges Lesen der Romane von Eugéne Sue und Soulié an die Hand gab. Dessen ungeachtet fuhr der wunderliche Herr Stainhofer, oder, wie man ihn auch hieß, der „verlorene Sohn," fort, bei dem Major von Ankarklo aus- und einzugehen. Und die Commerzienräthin Knööl,

Mamsell Gallstén und die ganze übrige Cotterie konnten nicht begreifen, wie „die heilige Majorin" ihrer Gouvernante eine so offenbare Verachtung aller Zucht und Ordnung nachsehen könnte. Was wird wohl die Welt davon sagen? rief die ganze Welt, ohne daß ein Einziger die Frage beantworten konnte. Endlich war Lotta wieder hergestellt und der Major reis'te ab, begleitet von Georg, der jetzt beschlossen hatte, seine Mutter wieder zu sehen, es möchte kosten, was es wollte. Er sah diesen Besuch fast als eine Pönitenz an, um seine Schuld abzuwaschen; der Besuch peinigte ihn, aber er meinte, er müßte Alles über sich ergehen lassen, um dasjenige zu versöhnen, was seine Jugend und Unerfahrenheit verbrochen hätten.

Nachdem man auf Björkwik einige Tage geruht hatte, reis'te er mit Lotta nach dem Witomtaer Wittwenhause zu der alten Mutter, die keine Ahnung davon hatte, daß ihr Georg so nahe wäre, dieser liebe Sohn, dessen sie nie in ihren Abendgebeten vergaß, obgleich sie ihn schon lange für todt gehalten. Es war ein sonniger Sommerabend, da der Wagen vor dem kleinen Hause hielt, in welchem die beiden alten Frauen in Frieden und Eintracht bei einander wohnten. Lotta ging hinein und begegnete ihrer Mutter in der Thüre.

„Ach, sieh! Lotta!" rief die gute Alte; „ach, Herr Gott! das ist lange her, seitdem Du nicht bei mir zu Hause warst, acht oder zehn ganze Jahre — aber, der Tausend! wie groß Du geworden bist! aber Gott behüte uns! wie mager und blaß bist Du, und bist doch noch bloß ein Kind!"

„Das kann ich gerade nicht sagen," meinte Lotta lächelnd, „ich bin neunundzwanzig Jahre alt."

„Ach ja, das ist wahr," sagte die Mutter, „komme jetzt hinein zu Ma bonne, die mir immer Deine französischen Briefe vorgelesen hat — in mein Zimmer

kann ich Dich nicht nöthigen; denn ich bin gerade dabei, Garn laubgelb zu färben — Du kannst glauben das wird hübsch."

Georg blieb bei dem Wagen, er wollte nicht eher hineingehen, als bis ihm Lotta ein Zeichen gäbe, daß sie die Mutter auf seine Ankunft vorbereitet hätte. Kaum hatte Lotta der guten Ma bonne ihren Gruß abgestattet, und war mit den beiden Alten in Ruhe gekommen, als sie sogleich das Gespräch auf Georg leitete.

„Wie lange ist es her," fragte sie, „seitdem Georg weg ist?"

„O, Lottchen!" antwortete die Mutter, „rede nicht von ihm — ungefähr fünfzehn Jahre oder vierzehn — ich weiß nicht so genau; ja, er ist wohl schon lange todt und begraben."

„Nein, liebe Mutter!" entgegnete Lotta und ihre Stimme zitterte; „ich kann vielleicht eben so zu Dir sagen, wie der Erlöser zu dem Königlichen sagte: Dein Sohn lebet!"

„O nein, Lottchen!" seufzte die Mutter, „das kannst Du nicht sagen."

„Aber, liebe Mutter! ich kann es sagen, Georg lebt," sagte die Tochter und erhob sich, „möchtest Du ihn wohl gerne sehen?"

„Ja, gewiß, mein Kind."

„Würde es Dich auch wohl zu sehr angreifen, wenn Du ihn sähest?"

„Nein gewiß nicht, Lottchen; aber setz' Dich und sei ruhig; laß ihn im Frieden sein, wo er ist."

Aber Lotta setzte sich nicht, sondern ging und winkte ihrem Bruder, der mit leisen Schritten sich näherte, und bald vor seiner alten Mutter und ihrer Freundin stand.

„Da ist Georg," sagte Lotta zu ihrer Mutter.

„Georg?" sagte diese; „ist dieser geputzte Herr Georg? ach, Georg! willkommen zu Hause bei Dei-

ner armen alten Mutter!" rief die Alte aus und streckte ihre Arme dem Manne entgegen, der mit dem Gepräge der Verzweiflung auf dem bleichen Antlitze und mit trockenen Augen in die Arme seiner Mutter stürzte.

„Du bist so fein und nett, Georg!" sagte die Alte und entwand sich sanft seinen Armen; „Du bist, Gott sei Dank, nicht arm, kann ich sehen. Ach, mein Gott! wenn ich an Dich dachte, so habe ich mir immer vorgestellt, Du wärest arm und zerlumpt, und wandertest draußen umher wie ein Gesell; aber, Gott sei gelobt! Du bist heil und rein und hast noch dazu eine hübsche Halskette."

Auf diese Weise fuhr die Alte fort zu reden, so daß Georg Gelegenheit hatte, sich zu beruhigen. Die gute Alte wäre vielleicht, wenn Georg sich ihr so gezeigt hätte, wie sie sich ihn vorstellte, vor Rührung in Ohnmacht gefallen und hätte den Schmerz und die Freude des Wiedersehens in doppeltem Maße gefühlt, wenn nicht die prächtigen Kleider gewesen wären und die kostbare goldene Kette auf der Brust geschimmert hätte. Jetzt aber nahmen ihre Gefühle einen ganz andern Weg, als der war, den sie in ihrer Seele gehabt hatten; sie verließen das alte Flußbett in ihrem Herzen und erhielten ein neues; darum war auch dieser Augenblick eher zu Reflexionen in ihrer Art geeignet, als zu Schmerz und Freude; man ist weder recht unglücklich, noch recht selig, wenn man reflectiren kann.

„Nun," fuhr die Alte fort, „unser Herr hat Dir geholfen auf das Gebet Deiner Eltern; es ist gut, Georg, daß Du Dich empor gearbeitet hast, und, wie ich sehe, kein Bettler bist; wie ist das zugegangen?"

Jetzt begann Georg seine Erzählung. Diese wurde lang und umständlich, denn die Mutter war nicht mit einigen kleinen Skizzen zufrieden; sie liebte Details und fiel beständig mit neuen Fragen über alle Sachen und Dinge ein, die er berührte; alles sollte er beschreiben, ja er durfte in seiner Lebensgeschichte nicht einmal den Stephansthurm in Wien und die kaiser-

liche Krönung überspringen. Die Alte wollte alles wissen, und hörte das abenteuerliche Leben ihres Sohnes mit derselben Ruhe an, womit sie Ma bonne's Erzählung gehört oder ein Mährchen gelesen hatte.

Wenn man innerhalb eines kleinen Kreises lebt und darin seine ganze Welt hat, so scheint man gleichsam einen festen Punkt außerhalb der Erde mit allen ihren Wechseln und Schicksalen zu haben; man lebt wie die Schnecke in ihrer Schaale und erkennt mit seinen Fühlhörnern nur die nächsten Gegenstände, während dagegen derjenige, welcher in einem großen Kreise lebt, vor der geringsten Erschütterung in der Atmosphäre empfindlich wird, denn die Flughaut des Genies ist nervenreich, aber die Schaale der Landseemuschel ist gefühllos. Auf diese Weise wurden alle Ereignisse, die sich außerhalb Witomta zugetragen hatten, für die Pastorin Akerlind nur historische Facta, die sie nicht mehr berührten, als alles andere auf der Welt. Georg's Erzählung wurde lang, und näherte sich nur allmälig der gegenwärtigen Periode seines Lebens; doch die alte Akerlind schien immer unruhiger zu werden, und endlich, da Georg gerade den wichtigsten Punkt in seinem Leben erzählen wollte, stand die Alte auf und sagte:

„Ja, ja, mein Georg! das da ist recht angenehm zu hören, aber halte nur einen Augenblick auf; denn ich muß nothwendig hinaus und die Kuh melken.“

So bildet die Gewohnheit uns Menschen um: eine vierzigjährige Gewohnheit brach sich hier einen Weg durch die Neugierde der Mutterliebe; sie, die gute, die zärtliche Mutter, mußte um sieben Uhr Abends nothwendig ihre Kuh melken, und wenn auch die ganze Welt hätte untergehen sollen.

Der Augenblick des Wiedersehens, den Georg's überspannte Einbildungskraft ihm so schrecklich vorgemalt hatte, war daher ganz prosaisch und ruhig; er fing selbst an, sich zu wundern, daß er sich diesen Au-

19.

Reichthum.

Durch das Geschenk, welches Lotta von ihrem Bruder erhalten hatte, und späterhin durch die Erbschaft, die ihr zufiel, wurde sie nicht nur unabhängig, sondern sogar wohlhabend. Ihr Schicksal erhielt also eine glückliche Veränderung? — so denkt vielleicht jeder Leser im ersten Augenblicke; doch das war keinesweges der Fall. Mamsell Akerlind wurde nicht im geringsten glücklich mit ihrem Gelde. Vorher hatte sie unbemerkt und still gelebt; jetzt dagegen wurde sie bemerkt; eine Menge Menschen, die ihr ganz gleichgültig waren, behaupteten, ihre Freunde zu sein, und die ehemaligen Freunde zogen sich zurück; sie hatte den Kern verloren, und nur die goldene Schaale zum Spielzeug übrig.

Es ist schwer, unbeschäftigt zu sein; doch eben so schwer, wenn man nicht nöthig hat, zu arbeiten, wenn man nicht die reine Freude genießen kann, die ein mit Mühe verdienter Schilling dem Armen macht. Wir beurtheilen das Glück des Menschen schief, wenn wir den Armen in demselben Verhältnisse für unglücklich halten, als er arm ist, und den Reichen in eben dem Verhältnisse für glücklich, als er reich ist; und dennoch ist dieser falsche Maßstab der gewöhnliche; aber der Arme hat manchen Genuß, den der Reiche nicht hat. Laßt uns nicht sagen, daß dieser klein ist, wenn er sich auch um eine Kleinigkeit bewegt, denn mit der Freude ist es wie mit einer Rolle, mit der ein Kind spielt: je kleiner diese ist, desto größere Schnelligkeit kann sie erhalten, während sie sich im Gegentheil um so langsamer wendet, je größer die Peripherie ist. Es ist nicht die Größe, nicht der Umfang unserer Vergnü-

genblick so schwer vorgestellt, daß er nicht berechnet hatte, was die Zeit und eine isolirte Lage wirken, wie diese an dem Prisma der Seele zuerst die Ecken abnutzt und darauf dasselbe matt schleift, so daß alle Farben, die es früher aus einem Strahl der Hoffnung oder der Furcht brach, verschwinden und es nur ungefärbtes Licht durchläßt, in welchem alle Farbentöne sich neutralisiren.

Der Abend verfloß daher auch für Georg ruhig und zuletzt sogar angenehm; nur noch bisweilen flammte sein voriger Schmerz auf, da die Mutter den Vater und seinen Zorn erwähnte, da sie von dem Baron von Wilde als von seinem Wohlthäter redete. Da erzählte er die ganze Betrügerei, wie er Schritt für Schritt in's Verderben geführt und wie er zuletzt, da er am Abhange stand und mit Entsetzen vor dem Abgrund zurückschauderte, von seinem Freunde mit Hohngelächter hineingestürzt worden wäre. Die Pastorin bewegte zweifelnd das Haupt; denn auch den Gedanken, daß die Barone von Wilde edle Menschen wären, hatte sie in den fünfzehn Jahren ihrem Herzen eingeprägt und er ließ sich ungeachtet aller Beweise des Gegentheils, die Georg anführte, nicht wieder verwischen. Sie war eigensinnig, die Alte, und so sind sie Alle, nachdem eine Idee sich während vieler Jahre in der Seele eingegraben hat.

Ehe Georg abreiste, schenkte er seiner Mutter eine bedeutende Summe Geld, welche seiner Meinung nach ihr Alter erleichtern sollte, die ihr aber viele Sorge und viele schlaflose Nächte verursachte. Auch seine Schwester versetzte er in eine unabhängige Lage, und verließ darauf sein Vaterland, um nie wieder zurückzukehren. Zwei Jahre später kam die Nachricht von seinem Tode, und seine Mutter weinte einige bittere Thränen über den geliebten Sohn, vergaß jedoch an dem Tage eben so wenig, als an allen andern, ihre Kuh um sieben Uhr zu melken.

---

gungen, was unsre Freuden ausmacht. Und in diesem Falle ist der Arme glücklicher als der Reiche und Mächtige. Jede Kleinigkeit erfreut das Kind und den Armen, aber welche Masse von Glück ist dagegen nicht erforderlich, um den Alten zu erfreuen, und denjenigen, der Alles hat!

Mamsell Akerlind erfuhr die Wahrheit dieses Satzes. Sie, die so fleißig genäht und gearbeitet hatte, um einen kleinen Sparpfennig zu sammeln, über den sie sich so oft gefreut hatte, wenn eine kleine Summe verdient war, fand jetzt kein Vergnügen mehr an der Arbeit, weil sie keine Belohnung gab, nach welcher sie sich sehnte. Ihre kleinen Bedürfnisse wurden ohne Arbeit erfüllt — und sie hatte viel verloren, denn wenn wir keine Freude an der Arbeit finden, wo sollen wir sie dann suchen?

Die Majorin von Ankarklo zog sich in demselben Augenblick zurück, in welchem sie sich überflüssig fand; sie hatte von der Freude ihrer Freundin so hohen Genuß gehabt, wenn sie ihr ein kleines Geschenk machte; es war ihr Trost im Reichthum, Andere damit erfreuen zu können. Jetzt aber konnte sie ja diesen Trost nicht mehr haben, der Reichthum trennte Lotta von ihr, machte es ihr unmöglich, sich dankbar zu zeigen und Dankbarkeit zurück zu erhalten; mit einem Worte: die Majorin zog sich zurück, wurde kälter, und Lotta, die nicht einsah, daß ihre Freundschaft den Todesstoß durch das Gold erhalten hatte, fand die Majorin sonderbar und zog sich ihrer Seits ebenfalls zurück. Sie zog daher von Björkwik weg, weil sie dort überflüssig war, seitdem Adelaide sich verheirathet und die Majorin einen Enkel erhalten hatte, über den sie wachen, den sie lieben und mit dem sie spielen konnte.

Mamsell Akerlind zog nach Skraköping — in der That eine sonderbare Wahl; aber sie war des Landlebens überdrüssig geworden, und wollte die Freuden

der Stadt versuchen, und zwar der Stadt, in welcher sie ihren Bruder wiedergefunden hatte.

Jetzt gab es wieder einen Aufstand in unserer Stadt. Capitain Waßbuk ging von Morgen bis Abend umher und sprach von einer sakramentisch lustigen Geschichte, nicht von dem Capellmeister Westerdahl, sondern von dem jungen Akerlind. Er wußte nicht so ganz genau, wie es damit zusammenhinge, das hatte jedoch wenig zu bedeuten, da der Capitain nicht die Gewohnheit hatte, seine Erzählungen zu beendigen. Mamsell Akerlind wurde sogleich von der Commerzienräthin Knööl eingeladen, die nunmehr ebenfalls des Landlebens müde geworden war, und les honneurs in der Stadt machte, während der Commerzienrath selbst draußen auf Helleby Branntwein brannte. Mamsell Akerlind, das gute Mamsellchen Akerlind, war immer ein geliebter Gegenstand der Gedanken dieser Commerzienräthin gewesen, Mamsell Gallstén konnte bezeugen, daß kaum ein Tag verging, an welchem die Commerzienräthin nicht von ihrem liebenswürdigen Lottchen redete, und dergleichen mehr. Dies war der Inhalt der Artigkeiten, welche die reiche Frau der reichen Mamsell sagte.

Die reiche Mamsell Akerlind wurde nun in alle Cirkel der Stadt gezogen; aber wie leer, wie armselig fand sie nicht dieses Leben. Sie hatte sich selbst erzogen, sie war in der Einsamkeit aufgewachsen und alt geworden, und nun fand sie sich mit einem Male in dem Wirbel dieser glänzenden Thorheit, dieses leeren Geschwätzes, welches das Lebensprinzip der meisten Gesellschaften bildet. Wie oft fehlte ihr nicht das Kämmerlein auf Björkwick mit den Moosrosen und dem großen Caktus. Damals hatte ihr Leben einen Zweck gehabt, sie war die Freundin der Einen und die Erzieherin der Andern gewesen; jetzt lebte sie ohne Zweck, fühlte sich einsam in ihrer Wohnung, so schrecklich einsam, denn sie fand sich nicht einmal selbst.

20.

Die Mädchenschule.

Es giebt in den Städten solche Straßen, wohin selten jemand geht, die wenigstens der wohlhabendere Theil der Bevölkerung fast nie betritt; dies sind nämlich die sogenannten Hinterstraßen: dort wohnen nur arme Leute in weit von einander entfernten Hütten, und im Uebrigen werden die leeren Zwischenräume ausgefüllt durch Gärten oder Land. Dort wohnt der arme Vogel und dort wohnen die armen Menschen; beide singen, freuen sich, leiden und sterben, ohne daß Jemand sich weiter um sie bekümmert. An solchen Straßen legt man auch seine Wohlthätigkeitsanstalten an; man versteckt diese, damit man in seinen goldenen Träumen nicht gestört werde durch den Anblick der zerlumpten Kinder und der elenden alten Weiber, die dort das einfache Heldengedicht über einen ununterbrochenen Kampf mit Noth und Mangel, mit Fehlern und Verbrechen beginnen und vollenden. Das ist ein ganzes, als Bataillentag angewendetes Leben, und erst gegen Abend weiß man, wer gesiegt hat, und ob der Alte sein Te deum singen kann. An einer solchen Straße führt man auch seine Erziehungsanstalten für die Armen auf, diese Einrichtungen, die modern geworden sind, ohne daß man ihre unermeßliche Bedeutsamkeit für die Zukunft versteht. Es ist Sitte der Zeit geworden, Aufklärung von Allen zu verlangen, doch derer sind wenige, welche verstehen, und noch weniger, welche verstehen wollen, was solche Einrichtungen wirken; sie wissen nicht, daß in der Eichel, die sie verachten, eine Eiche verborgen liegt, die ihren Kindeskindern Schatten und Grün schenken wird; doch sie pflanzen Eicheln, weil es modern geworden ist, sie zu pflanzen, und er-

füllen die Absicht der Vorsehung, ohne es zu wissen, ja ohne es einmal zu wollen.

Man hatte also auch in Skraköping eine Schule für arme Mädchen eingerichtet; diese Schule war in den verstecktesten Theil der Stadt verwiesen worden, dagegen liegen die Reitbahn, das Schauspielhaus und der Ballsaal an der größten Straße. Gleichwohl ist die Mädchenschule eine wohlthätige Einrichtung, so elend auch die Lehrerin gelohnt wird, und so karg auch die Armendirection gegen eine Einrichtung sein mag, die dort als ein nothwendiges aber modernes Uebel angesehen wird, welches die Stadt unmöglich entbehren könnte, eben so wie die jungen Herren der Stadt nicht vermeiden können, sich mit kleinen Stiefeln zu peinigen; es war mit einem Worte eine Einrichtung, die man aus keinem andern Grunde beschützte, als damit es in dem Berichte der Armenpflege heißen sollte, die Stadt hat eine Armenschule für arme Mädchen, und sie hat daher ihre Pflichten gegen Alle erfüllt. Aber ungeachtet alles dessen und obgleich der jährliche Gehalt der Lehrerin so gering war, daß kaum Jemand den Dienst haben wollte, stiftete die Schule dennoch ihren Nutzen; denn es giebt überall Menschen, die ein inneres, treibendes Bedürfniß haben, Nutzen zu stiften, irgend eine alte Frau, welche in einer jüngern Generation aufleben will, welche allein ist, und doch Kinder um sich sehen will, und deren Bedürfnisse so wenig kosten, daß der elende Gehalt mit gehöriger Sparsamkeit reichen kann. So war es auch in Skraköping gewesen, denn eine alte und arme Bürgerwittwe, Frau Gregorius, übernahm den Dienst als Lehrerin bei der Mädchenschule dort an der Wallstraße. Frau Gregorius hatte keineswegs bedeutende Kenntnisse, aber sie hatte ein gutes Herz, und damit richtet man bei Kindern viel aus. Diese verstanden ihre Lehrerin so gut; sie prägte ihre kleinen Kenntnisse und die Resultate ihrer Lebens-Erfahrung den Seelen

der jungen Mädchen so sorgfältig ein, daß diese es nie vergaßen, daß die Worte und Handlungen der Frau Gregorius für sie Grundsätze wurden, die sie auswendig konnten, über die man nicht reflectiren durfte, weil der Beweis in ihnen lag; es wurde mit einem Worte eine Erziehung, die sich von den Wahrheiten der Religion herab bis auf die Art Strümpfe zu stricken bloß auf Glaubensartikel gründete — so glaubte man und so strickte man bei der Frau Gregorius; dies blieb eine Regel für das ganze Leben.

Mamsell Akerlind besuchte die Schule oft, sie und die alte Frau Gregorius wurden Freundinnen, obgleich ihre Bildung und ihre Welterfahrung durch eine große Kluft getrennt war, aber dessen ungeachtet liebten sie sich gegenseitig ohne Mißachtung und ohne Neid.

An einem Frühlinge, nachdem Lotta drei Jahre lang in der Stadt gewohnt hatte, erkrankte die alte Frau Gregorius. Ihr Gehalt war berechnet für eine Person mit starker Gesundheit, nicht aber für die kränkliche, und ohne die Mamsell Akerlind wäre sie in ihrem Elende verschmachtet. Beim Commerzienrathe Knööl war ein großes Gastmahl; hundert Personen nahmen Theil an dem großen Feste, da die sogenannte kleine Amy, jetzt ein fünf und zwanzigjähriges Mädchen, mit einem kleinen Baron von Wimpelstorm aus Stockholm verlobt wurde, mit einem Manne, der seiner Gesundheit wegen auf ausländischen Reisen gewesen und Bäder benutzt hatte und der jetzt mager und abgelebt zurückgekehrt war, um in den heiligen Ehestand zu treten und des häuslichen Glückes zu genießen mit einer Gattin, die über Alles Bälle und Namenstage liebte, sich von Kindern geniert fühlte und ironisch lächelte, wenn sie sah, daß Mann und Frau mit einander tanzten. Dem Commerzienrathe fiel es aber nicht ein, der alten Gregorius ein wenig Suppe zu schicken; man redete nur von ihr in der Soci tät, daß sie eine gute und sehr arme alte Frau wäre, aber man dachte nicht

daran, der guten Frau zu helfen. Nur die Mamsell Akerlind verfiel auf diesen Gedanken, diese sonderbare reiche Mamsell, welche oft, da man in dem Damenzirkel die interessantesten Dinge, die Ereignisse der Stadt betreffend, vorhatte oder sogar, wenn man sich über die jetzt in Stockholm übliche Mode unterhielt, gleichsam mit ihrem Geiste abwesend war, und nicht ein einziges Wort über Puffärmel und Schlippleibchen oder Hauben und Blumen gehört hatte, obgleich man sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, ihr dies zu verdeutlichen. Die sonderbare Mamsell Akerlind war auch in diesem Falle sonderbar, daß sie die alte Gregorius auf ihrem Todtenlager pflegte, daß sie fast ganz zu ihr zog, daß sie ihrem Posten vorstand und die Mädchen in der Schule unterrichtete. Man wunderte sich in unserer guten Stadt und konnte nicht begreifen, wie eine Person mit so solidem Vermögen, wie Mamsell Akerlind, sich so tief erniedrigen konnte, einen Haufen Betteldirnen in Religion und Handarbeiten zu unterweisen. Dies bewies die Art ihres früheren Lebens, meinte man, und darin hatte man Recht. Die einzigen Personen also, die zu der alten Gregorius kamen, waren Mamsell Akerlind und der Doctor Bernhard, ein Arzt, der einige Jahre in Skraköping gewohnt hatte. Er war ein schon etwas bejahrter Mann, anspruchslos, einfach und theilnehmend. Die Commerzienräthin Knööl konnte den Mann nicht leiden, weil er einmal ihre Nervenkrämpfe für eine Kleinigkeit erklärt und ihr den Rath gegeben hatte, künftig keine Fleischwürste mehr zu verzehren, die doch ihre Delice waren; er weigerte sogar geradezu, ihr Tropfen zu verschreiben, die sie einnehmen konnte, wenn sie fette Speisen genossen hatte, statt daß sie es bleiben lassen sollte; er war ein Grobian, der eine so delikate Natur, wie die der Commerzienräthin, gar nicht zu behandeln verstand. Selbst der Capitain Waßbuk konnte ihn

nicht leiden, weil er keine Karten spielte und überdies so einfache Recepte verschrieb. Der Capitain war einmal krank gewesen, hatte aber, wie er sagte, schlechtere Medizin bekommen, als man einem Pferde giebt, denn seine Apothekerrechnung betrug nicht die Hälfte von dem, was er für sein Pferd hatte bezahlen müssen, da dieses am Kropf gelitten hatte. Die ganze bessere Societät „gebrauchte,“ wie man von Aerzten sagt, um sie mit andern Hausthieren in die Parallele zu bringen, gebrauchte nicht den Doctor Bernhard, sondern den Doctor Kräkwinkler, der jedes Krankenzimmer in eine gut assortirte Apotheke mit Flaschen, Pillendosen und Pulvern ohne alles Ende verwandelte. Von ihm konnte man seinem Stande gemäß wieder hergestellt werden, und er verstand sich ganz vorzüglich auf so beschaffene delikate Naturen, die keine einzige üble Gewohnheit ablegen wollte, dagegen aber mit ganzen Flaschen voll Gegengift fürlieb nahmen.

Bei den Armen dagegen war Doctor Bernhard ein Arzt und er war noch mehr: er war ihr Freund. Wenn er kam, so kam Ruhe in die Wohnung des Elends, wenn er mit dem Kranken redete, so vergaß dieser seine Plagen und lächelte, und wenn er vor dem Todesbette saß, so starrte der brechende Blick den Arzt an, gleichsam um aus seinen sanften und ruhigen Gesichtszügen Ruhe und Trost zu schöpfen. Wie oft hatte er nicht getröstet und geholfen, und wie oft hatte er dabei sein müssen, wenn der Mensch seinen letzten Kampf auskämpft, und das Leben von den bläulichen, zitternden Lippen flieht! Aber überall war er sich gleich, zwar nur ein schwacher Mensch, der oft gleich andern an die Siege der menschlichen Forschung über die Natur glaubte und der eben so oft in seinem Glauben hintergangen wurde; dennoch blieb er stets warm für die Menschheit, theilnehmend für das Leiden und thätig in der Stunde der Noth. Wenn aber das künstliche Gebäude, das einen Men-

schen bildet, fiel, wenn es in seinen Fugen riß und die Seele aus dem einstürzenden Hause ziehen mußte, dann wünschte er oft, um retten zu können, mehr zu sein, als ein Mensch, und wenn dieser Wunsch nicht erhört werden konnte, so tröstete er, so heilte er die Wunden der Seele und saß wie ein alter Freund vor dem Lager der Kämpfenden. Ihm war die Arzneikunst weder ein Handwerk, noch ein Nahrungszweig, noch ein Weg sich auszuzeichnen, sondern ein Weg zu eigener Befriedigung, zu diesem stillen Glücke, das der empfindet, welcher dereinst will die Hand auf das Herz legen und in der Todesstunde sagen können: Ich habe es gehandelt so gut ich verstand; richte mich nicht, Herr, nach dem, was ich gethan, sondern nach dem, was ich gewollt habe.

Nur er und Mamsell Akerlind saßen vor dem Bette der alten Kinderfreundin, und beide konnten ihr nur Freundschaft zeigen; Hülfe war hier nicht mehr zu hoffen, denn das Instrument, worauf die Seele gespielt hatte, war verbraucht.

An einem schönen Sommerabende ging die Sonne so eben unter und warf ihre goldgelben Strahlen auf den Kirchthurm, dessen Luken sämmtlich offen standen. Die Glocken läuteten, und die Straße herauf schritt eine Leichenprocession, welche, wenn auch durch nichts anderes als durch ihre Ungewöhnlichkeit, die Theilnahme aller Menschen auf sich zog. Zwölf weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen in den Haaren und Spuren von Thränen auf den glühenden Wangen trugen einen Sarg. Es war dies die alte Kinderfreundin, die von ihren Schülerinnen zu Grabe getragen wurde, und zwar von erwachsenen Mädchen, die früher in ihre Schule gegangen waren und sich jetzt erboten hatten, ihr den letzten Dienst zu erweisen. Das Amt einer Lehrerin für die Mädchenschule war erledigt.

Jetzt verkündigte die Armendirection, daß ge-

neigte Suchende sich innerhalb der dreißig Tage melden könnten, und da sie zusammentrat, fand sie nur eine Einlage, und diese geschrieben und unterzeichnet von „Charlotta Akerlind." Es gab eine große Verwunderung in der ganzen Stadt, woran die reiche Mamsell dächte, niemand konnte es verstehen, alle waren jedoch einig, daß sie ihre Sonderbarkeiten hätte, und in dieser Deutung fanden sie die Erklärung aller Umstände; denn im Allgemeinen sucht man nicht tiefer. Man sagt, ein Mensch sei wunderlich, sei nicht wie andere Menschen; man ist zufrieden, daß man diese Erklärung des sonst Unerklärlichen gefunden hat, giebt sich jedoch nie die Mühe, der Ursache dieser Unterscheidung von denjenigen nachzuforschen, was die Masse für recht und passend hält, eben so wenig wie man den Grund davon aufsucht, wie ein edler Mensch edel und ein böser böse wird.

Inzwischen konnte man die Anmeldung der Mamsell Akerlind nicht abschlagen, und sie wurde also zu dem Dienste einer Lehrerin in der Mädchenschule der Stadt berufen.

Alle Damen der Stadt, und unter allen zuerst die Commerzienräthin Knööl, bedauerten die arme Mamsell Akerlind, welche freiwillig das unerträgliche Geschäft übernommen hatte, arme Kinder zu unterrichten und zu Ordnung und Fleiß anzuhalten.

21.

Der Freunde enger Kreis.

Jetzt hatte Mamsell Akerlind zu thun, und sie trennte sich bald von allen Vergnügungen der Stadt, um sich bloß ihrem wichtigen Berufe zu opfern. Die einzigen, mit denen sie Umgang hatte, waren der Doctor Bernhard und seine Gattin, in deren Hause Mamsell Akerlind sich so manchen Abend nach vollbrachter Tagesarbeit aufhielt. Dann war gewöhnlich auch der Doctor zu Hause, und dann saßen dort drei Menschen, die alle nach ihrer Art der Menschheit zu nützen suchten, ohne für ihre Mühe Dank oder Aufmerksamkeit zu fordern. Doch wurde dieser kleine Freundeskreis noch durch eine Person vermehrt, und alsdann war er vollzählig und konnte nicht größer werden, ohne seine Herzlichkeit und seine Stärke zu verlieren.

Der Schule gegenüber lag ein großes zweistöckiges Gebäude, das in seinem Aeußern das Gepräge trug, ehedem gut unterhalten worden zu sein. Die grünen Fensterverkleidungen, die hellrothen Bretterwände, von denen die Farbe größtentheils abgefallen oder vor Alter geschwärzt war, zeigten, daß eine Zeit gewesen war, da Jemand das Haus geputzt und geziert hatte. Das Haus gehörte der Wittwe eines Obersten Mejerdorff, eines Mannes, der sich in den Kriegen, an welchen Schweden Theil genommen, vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Die Oberstin Mejerdorff hatte jedoch nicht mit Vielen, ja fast mit Keinem, Umgang; sie lebte für sich selbst und unter einigen Büchern, in welchen sie, nach dem zu urtheilen, was man davon erzählte, bis spät in die Nächte hinein studirte.

Auch Mamsell Akerlind sah jeden Abend in dem obern Stockwerke ein Licht brennen, und glaubte also dem Gerüchte, welches sagte, daß die Oberstin des Nachts studirte. Früher, so sagte man, war die Oberstin ein frohes und interessantes Mitglied der Gesellschaft gewesen, nachdem aber ihr Mann und darauf ein Mädchen gestorben, hatte sie die Welt verlassen und lebte sich selbst und ihren Erinnerungen. Die Frauen machten anfänglich den Versuch, in das verschlossene Haus zu dringen, erhielten jedoch stets die Antwort, daß die Oberstin nicht zu Hause, oder krank oder sonst gehindert sei, so daß die Frauen bald übereinkamen, es wäre nicht der Mühe werth, sie in ihrer Einsamkeit zu zerstreuen.

Der eine wunderliche Mensch liebt den andern, und daher kam es, daß Mamsell Akerlind, obgleich sie die Oberstin nicht kannte, sich dennoch für sie interessirte und mit einer Art von Sehnsucht auf das Fenster blickte, wo das zitternde Licht jeden Abend so hoffnungslos und einsam brannte. Ein Zufall machte, daß Mamsell Akerlind die Oberstin auf der Straße traf; bald war das Freundschaftsband zwischen diesen nahe verwandten Seelen geknüpft, und bald darauf besuchte die Lehrerin bei der Mädchenschule ihre gegenüber wohnende Freundin.

Sie fand eine nette und fast brillante Wohnung und eine Frau, die eben so reich war an Geist wie an Gefühl. Das Portrait eines älteren Mannes und ein anderes von einem schönen Mädchen hingen an der Wand ihres Schlafgemaches. „Das ist mein Sanctuarium," äußerte die Oberstin, da sie sah, daß ihr Gast bewundernd vor dem Bilde des schönen Mädchens stehen geblieben war. „Das ist mein Allerheiligstes, und darum habe ich ich hier das Bild meiner Tochter und ihres Vaters." Mehr sagte sie nicht, aber in ihrem Auge und in jedem Gesichtszuge

konnte man sehen, daß diese wenigen Worte mehr enthielten, als sie sagen wollte.

Nach und nach wurde indeß die Oberstin in den kleinen Freundeskreis gezogen, und befand sich wohl dabei. Sie, die es sich vorher zum Vorwurf gemacht hatte, nicht mehr Aerzte an das Todeslager ihrer Augusta berufen zu haben, erfuhr von dem Doctor Bernhard, daß die Krankheit unheilbar gewesen wäre, daß hier kein Mensch hätte helfen können. Das war ein Trost für die arme Mutter, welche diese Martern der Selbstpeinigung durchgemacht hatte, welche das Gewicht jedes Verlustes vergrößern; denn das ist die trostloseste Seite der Trauer, daß sie sich stets mit Gewissensvorwürfen, und sollten diese auch aus der Luft gegriffen werden, zusammenkettet; ein hartes Wort, ein kalter Blick auf ein Kind, welches stirbt, fällt mit Centnergewicht zurück auf das arme Mutterherz, und ein Windstoß, der Duft einer Blume, den der Liebling eingeathmet hat, wird angesehen als eine Ursache des Todes. Es giebt wenige, die mit Leidenschaft ihre Gatten oder ihre Kinder lieben, die nicht, da diese dahin schieden, gleichsam sich die Schuld davon beimessen: sie haben etwas versäumt oder etwas übertrieben, und immer steht das fürchterliche Vielleicht vor ihnen und peinigt sie mit Vorwürfen.

So war es auch der Oberstin ergangen, und noch nachdem sie durch die Versicherung des Doctors Bernhard in einer Hinsicht beruhigt war, und den einen der Vorwürfe, mit denen sie sich selbst geplagt hatte, grundlos und eingebildet fand, verfiel sie oft auf wunderliche Gedanken. Man thut das ja so leicht, wenn man nichts mehr besitzt. Sie glaubte mit einem Fluche belastet zu sein, der auf alle diejenigen zurückfiel, die sie geliebt hatte, und daß sie es dennoch wäre — dies war das Unglück, das gleich einer Parasitenpflanze sich in ihrer Seele eingenistet hatte, das

alles, was ihr lieb und theuer war, und sogar ihr einziges Kind, das einzige, das sie noch auf dieser Welt liebte, ins Grab stürzte.

Sie erwähnte dieses Gedankens bei ihren Freunden; doch Doctor Bernhard suchte sie auf seine zwar materielle aber dennoch liebenswürdige Weise zu trösten. „Es ist," sagte er, „mit dem Menschen, wie mit der Schmetterlingslarve, es steht ihm eine Metamorphose bevor; zwar ist dies ein altes Bild, aber es ist wahr. Wir können nicht die Ursache einsehen, warum gerade das Theuerste uns entrissen wird, warum gerade das Nächste, das mit tausend Fäden mit unserm Herzen zusammengekettet ist, ohne allen Ersatz von demselben gerissen werden konnte. Aber ich will Ihnen etwas aus der Natur erzählen, das die Frage erleuchten kann. Aus der todten Natur gehen die Lebendigen hervor; wir können die Natur verfolgen, bis dahin, wo sie als Pflanze ein organisches Leben erhält und von dort als Thier in ein höheres Leben übergeht. Dort hat aber unsre Forschung ein Ende, denn wie der Mensch als Geist geadelt wird, wissen wir nicht, sondern können nur glauben. Nun gut: ein Gewächs bildet sich durch die Zerstörung aus der todten Masse und das Gewächs grünet und gedeiht als ein Wassermoos, dessen feine Gewächse von Wasser und Licht leben; doch allmälig schwellen diese Fäden auf und erhalten eine andere Form; bald trennen sie sich von dem Gewächse und sind Thiere, die sich frei und schnell in den Wassertropfen bewegen; die Verwandlung von der Pflanze in das Thier ist geschehen, die Natur ist einen Schritt weiter gegangen. So geht es nach meiner Vorstellung auch mit der höhern Verwandlung zu, die uns bevorsteht; wir hangen fest an der Erde, an unsrer Mutter, bis wir unsere geistige Organisation auszubilden Zeit gehabt haben; dann wird der Faden, der uns bindet, immer schwächer und endlich lösen wir uns von der Wurzel

und sind selbstständige Geister. So wie der Schößling des Wassermooses ein Thier wird, so wird der Mensch ein Geist dadurch, daß er selbstständig gemacht wird, lebt befreit von seinen vorigen Banden und bewegt sich in einer erweiterten Sphäre; aber gerade der Verlust dessen, was uns das Theuerste war, macht uns zu dieser Befreiung geschickt, denn ohne diese würde die Losreißung des Lebensfadens mit Schmerz geschehen: nun dagegen wächst er ab, vertrocknet, ohne daß wir es fühlen, die Trauer schließt die Adern, welche uns mit der Erde verbinden, so daß sie ersterben und schwinden, und öffnet dagegen diejenigen, welche in einem andern Leben, von ewiger Seligkeit durchströmt werden sollen, so wie sich die Lungen des Kindes erweitern und zum ersten Male Luft holen, wenn sein Zusammenhang mit der Mutter zerreißt, und die Ader aufhört zu schlagen, welche sie beide verknüpfte. So ist es also nothwendig," fuhr der gute Arzt fort, „es ist also nothwendig, daß uns gerade das Theuerste entrissen wird, denn sonst würden wir ewig leben und ewig die unvollkommenen Wesen bleiben wollen, die wir sind; aber die Vorsehung hat nur gewollt, daß wir ein Uebergangsglied sein sollten. Wie das Pflanzenthier das Glied zwischen Pflanze und Thier ist, so sollte der Mensch das Glied zwischen Thier und Geist sein, und unser Vater, der milde gute Vater dort oben, will, daß wir nicht klagen sollen, wenn das Band reißt. Es ist daher kein Fluch, sondern ein Segen, der über uns ruht, wenn wir alles hier im Leben verlieren und isolirt ohne Stütze dastehen. Dann sind wir auf dem Wege, ohne Entbehrung und ohne Schmerz unsern Geist frei zu machen, wenn Gott so will."

Auf diese Weise lebt die ehemalige Gouvernante jetzt mitten in dem Kreise einer Menge von Kindern, die sie unterrichtet und auf den Weg des Lichtes führt. Man kann nichts Liebenswürdigeres sehen, als dieses Weib, welches aufgeopfert hat, was die Menschen Glück und Unabhängigkeit nennen, um der Befriedigung zu genießen, daß sie nützlich ist, und unter ihren fleißigen Mädchen sitzt, die mit Liebe zu ihr empor sehen, wie zu einem Wesen höherer Art, mit einer Liebe, die mit Ehrfurcht gemischt ist, mit einer Innigkeit, die an keinem andern Orte zu finden ist. Die Mädchen sitzen bei ihrer Handarbeit in dem geräumigen Saale, den die Lehrerin mit Blumen geziert hat, und die das Zimmer zu einem Wintergarten machen. Dort unterrichtet sie, redet von der Welt, die außerhalb dieses Gartens lebt, in welchen sie alle dereinst treten, und jede an ihrem Orte ihren Beruf erfüllen soll. Sie redet Frieden, Versöhnung und Liebe zu den Kindern, welche diese Sprache so gut verstehen. Diese Sprache ist also nicht auf den Fels gestreut. Aber unsre Gouvernante ist glücklich in ihrer neuen Lage, denn sie hat das Bewußtsein, nützlich zu sein; in ihrer Seele brennt nicht diese fürchterliche Gluth, die alte Mädchen so unglücklich in sich selbst und so schwer im Umgange mit Andern macht; sie fühlt sich nämlich nicht überflüssig, sie hat ihre Bestimmung besser und mit reicheren Früchten erfüllt, als wenn sie Gattin und Mutter geworden wäre. Sie ist die Mutter der ganzen aufwachsenden Generation; sie hat bei jeder armen Mutter in der ganzen Stadt ein Kind, das einst das ihrige wird. Einst, wenn es das Leben behält, wird das kleine Kind in ihre Schule kommen, wird sie lieben und sich ihrer während seines ganzen Lebens erinnern; nach einem größern Glücke kann ein Mensch nicht streben, ein größeres nicht begehren.

Darum läßt sie die Glücklichen in der Stadt für

sich leben und bleibt zu Hause in ihrer Hinterstraße bei ihren Mädchen und bei ihren Freunden. Die vier Freunde bilden gleichsam eine abgeschiedene Colonie in unserer Stadt; man weiß nicht mehr von ihnen, als von den Chinesen; denn auch sie leben in einem himmlischen Reiche.

Uebrigens ist sich Alles gleich. Die alte Pastorin Akerlind melkt noch immer ihre Milch des Abends um sieben Uhr, und Ma bonne liest ihre Bücher und erzählt der Alten ihre Jugendschicksale, denn letztere hat noch nicht Alles, was sie wissen will, ganz genau erfahren. Einmal des Jahres in den Sommerferien reist Mamsell Akerlind nach dem Witomter Wittwenhause und besucht die beiden dortigen alten Frauen auf einige Wochen. Dann steht dort die Freude hoch hinauf bis an das Dach, wie man sagt, und alles würde dort vortrefflich sein, wenn nur die alte Mutter Akerlind jemals zur Ruhe kommen könnte; aber, so alt sie auch ist, ist sie noch immer ein Perpetuum Mobile, das aus alter Gewohnheit geht und mit allem regiert, von dem Kleinsten bis zu dem Größten.

Magister Draeggel, der Schutzengel, lebt noch, jetzt ein abgelebter und verachteter Greis, weil er überflüssig und arm ist; er wohnt in einem kleinen Hause am Wege unweit Witomta, und hält mit Erlaubniß und Zustimmung des Probstes Tatterqwist eine Kinderschule, welche die Bauerkinder gegen eine vierteljährige Abgabe von sechszehn Schillingen Banco besuchen. Das witzige Lineal liegt noch immer auf dem Tische, und ein Paar Mal des Jahres erhält der Magister mit der Post einen Brief mit Geld von irgend einem dankbaren Discipel, wie er glaubt, denn es folgt nie ein Schreiben mit, sondern bloß ein Bancozettel. Aber er täuscht sich, die Discipel haben sowohl ihn als auch seine Lehren vergessen, welche überdies der Erinnerung nicht werth sind; die kleine Summe, die ihn so unendlich erfreut, kommt von — doch gleich-

viel von Jemanden, der vor der ganzen Welt unbekannt sein will, von einem Weibe, die Tag und Nacht die Kunst studirt, soviel Gutes zu thun, als nur möglich, und das mit so wenig Geräusch als möglich.

Capitän Waßbuck geht noch stets in der Stadt umher, und hat in diesem Augenblick keine andere Neuigkeit zu erzählen, als daß er ein guter Freund von dem Lieutenant Rutschenhjelm *) ist — von ihm, der sich als Kutscher vermiethete und sein Glück auf Versuch machte. „Das ist eine höchst merkwürdige Geschichte," sagte er, „ha, ha, ha! eine höchst remarkable Geschichte; wenn ich nur noch alles so genau wüßte! es ist verdammt, was mein Gedächtniß in den letzten Jahren abgenommen hat; in meiner Jugend konnte ich à propos alles lernen; ja es ist merkwürdig, wie das Gedächtniß abgenommen hat."

Er ist jetzt vorgeschlagen, Ritter des Schwertordens zu werden.

Die Commerzienräthin Knööl leidet an vielen Arten von Krämpfen; aber die Majorin von Ankarklo, die bisweilen in die Stadt kommt, ihre alte Freundin wieder anerkennt und noch liebt, ist dagegen frisch und gesund. Baron von Wilde und seine Freiherrin wohnen in Stockholm, jedoch in zwei verschiedenen Wohnungen, und die Freiherrin Wimpelstorm, oder die kleine Amy Knööl, und ihr Herr Gemahl reisen im Auslande, um das häusliche Glück wieder zu finden. Commerzienrath Knööl dagegen, der jetzt für die ganze Familie überflüssig zu werden anfängt, weil er genug gesammelt hat und nunmehr eher Verluste macht, als daß er noch in den Korb sammelt, ist in den

*) Eine Erzählung von dem Dichter Carl Braun, betitelt: „der Kutscher," abgedruckt im Feuilleton des Abendblattes, kurz vor dem Erscheinen dieses Genrebildes.

Anm. d. Uebers.

letzteren Jahren etwas gichtbrüchig und steif geworden, weßwegen er gerade in diesem Sommer eine Reise nach Gräfenberg beabsichtigt, um auf deutschem Grund und Boden eine Wasserkur durchzumachen. Seine beiden Schwiegersöhne wünschen ihm Glück auf die Reise. Diese Leute halten nämlich die Wasserkur für etwas gewagt.

Der Major von Ankarklo ist noch eben derselbe joviale Mann, wie ehemals, und sein lieber Schwiesohn ein tüchtiger Landwirth, der Gräben ziehen und die Aecker auf Björkwik und den dazu gehörigen Hufen in der Mitte erhöhen läßt, so daß es eine Lust und Freude ist für den Major, der nun anfängt, sich für pensionsmäßig zu halten, und der da meint, daß sein Schwiegersohn ein eben so tüchtiger Landmann ist, als er ein rascher Freier war.

Alle sind glücklich, die es haben werden wollen, und nur die sind nicht zufrieden mit ihrem Loose, welche nicht mit sich selbst zufrieden sind, oder welche bei dem Rückblicke auf ihr Leben dieses zwecklos verloren sehen. Diesen ist immer die Gegenwart freudelos, weil sie keinen Grund haben, auf dem sie ihr Glück bauen können. Dieser Grund liegt nämlich immer in der Vergangenheit; wer nach demselben in der Zukunft jagt, findet ihn nie, und wer den Grund des Glückes in der Gegenwart sucht, dem entweicht derselbe, er sinkt zurück und der Schutt liegt dort, wo der Grund hätte gelegt werden sollen, weit hinter der Zeit, in welcher wir wirken und genießen sollen, und das einzige, das wir dann thun können, ist, seufzend zu sagen: nun sehe ich, wann und wo ich hätte anfangen sollen, mein Glück zu bauen, und mit welchen Materialien dies hätte geschehen sollen. Der Schein der Glückseligkeit hängt nicht von uns selbst ab, aber das wirkliche Glück zu erringen und zu behalten, das aus einem guten, schuldlosen Herzen, und einem Glau-

ben an unsere Bestimmung für ein besseres Leben entspringt, hängt von uns selbst ab.

Dieses Glückes genießen die vier Freunde jetzt gemeinsam. Wie lange der kleine Kreis ungebrochen bestehen wird, wissen wir nicht; wenn er jedoch einmal gebrochen wird, so wissen die Uebrigbleibenden, daß sie bald nachfolgen werden, daß ihre Freundschaftskette wieder zusammengeknüpft werden wird, und daß sie froh und hoffnungsvoll sein werden.

Unter allen Glücklichen ist doch die Gouvernante die Glücklichste im Kreise der Kinder, die sie um sich gesammelt hat.

Sie erfüllt die hohe Sendung des Weibes, zu lieben und wieder geliebt zu werden und die Segnungen des edlen weiblichen Herzens auf ein kommendes Geschlecht übergehen zu lassen.

II.

Eine Generalmusterung.

Ich werde sehen, mein Sohn!

Der General kommt! der General kommt! ruft man in den Offizierszelten, in den Ställen, mit einem Worte: überall. Das ganze Offizierkorps, in der Paradeuniform, mit dem Pelz auf der einen Schulter, steht in einem zusammengedrängten Haufen vor dem Offiziergebäude, wo der Wagen des Generals anhalten soll. Auf der weiten Ebene sieht man eine gewaltige Staubwolke, aus welcher dann und wann etwas Glänzendes wie Gold hervorblitzt. Dies ist die Stickerei an dem Kragen des Generals und vielleicht auch etwas von den gelben Hutfedern, die gleich Sonnenblumen im Winde wehen. Der Wagen nähert sich sehr schnell, die drei magern Bauernklepper, welche die Ehre haben, in dem starken Sielenzeuge zu gehen, galloppiren ungleichmäßig unter den Peitschenhieben des Kutschers, und da der Landauerwagen sich wendet, sehen wir hinten auf demselben einen kleinen, alten Mann, auf einem Thurme von Koffern und Mantelsäcken zusammengekauert, und sich an einigen Tauenden auf seinem hohen Platze festhaltend. Die Königin Disa erfand es, wie es angehen könnte, weder bekleidet noch unbekleidet, weder fastend noch satt zu sein. Nun wohl! der kleine alte Mann hat das Räthsel gelös't, weder zu sitzen, noch zu liegen, weder zu stehen noch zu hangen, aber doch alles dieses zu gleicher Zeit zu thun. — Nun! wer ist er denn? Ja, kein anderer, als der Eigenthümer der Pferde, ein

Mitglied des schwedischen freien und glücklichen Bauernstands, Petter Mansson aus Krakemala. *)

Der Wagen hält; der Bediente springt herab von dem Kutschbocke, öffnet die Wagenthür und schlägt den Fußtritt mit Kraft herunter. Der General nimmt den Hut ab vor dem sich verbeugenden Offizierkorps und

---

*) In keinem Lande ist es vielleicht bequemer und billiger zu reisen, als in Schweden, in keinem aber vielleicht dem Landmanne so nachtheilig, wie hier. Es sind nämlich auf allen Landstraßen in ungleichen Entfernungen von 3/8 bis 3 Meilen (d. h. schwedische, von denen jede um die Hälfte größer ist als eine deutsche, oder etwa drei Stunden beträgt) Stationen (Gästgifvaregärder), deren Inhaber Gastwirth (gästgifvare) ist, und zugleich auch für das Fortkommen der Reisenden sorgen muß. Zu diesem Ende müssen in einigen Provinzen die umwohnenden Bauern nach der Ordnung täglich eine bestimmte Anzahl Pferde auf die Station liefern, die den Tag über, oder von 6 Uhr Abends bis zum folgenden Abend um 6 Uhr dort bleiben, wenn sie nicht eher angewendet werden. Dies nennt man hält. In andern Provinzen ist diese Einrichtung nicht, sondern ein Knecht (hättkarl) muß Pferde anschaffen, so wie es begehrt wird. Für jede Meile wird dann à Pferd 16 skill Banco (ungefähr ein Sechstel Rthlr. Conventionsmünze) bezahlt; der Eigenthümer der Pferde darf während der Reise (Skuts) nichts einwenden gegen die Behandlung der Pferde, denn so heißt es in der Skutsverordnung, der Reisende ist dafür verantwortlich und kann also entweder selbst fahren, oder seinen eigenen Kutscher fahren lassen, wenn er so will. Der Bauer sucht dann, so gut er kann, mitzukommen, ja er muß oft zu Fuße nachgehen und findet dann vielleicht bei seiner Ankunft auf der folgenden Station seine Pferde übel zugerichtet, den Reisenden aber nicht mehr, um gegen ihn Klage zu erheben. Man kann auf den Stationen zwar Karren erhalten, doch wer bequem und anständig reisen will, der hat seinen eigenen Wagen mit Sielengeschirr bei sich.

streckt die Beine, um auszusteigen. In demselben Augenblicke windet sich Petter Mansson herab von seiner gefährlichen Höhe, und da der General auf dem festen Boden steht und das Corps mit dem Obersten an der Spitze begrüßt, steht Petter Monsson vor seinen Pferden und betrachtet mit Wehmuth jeden Schweißtropfen, der gleich dem Schaum aus einem Barbierbecken herabträufelt und begierig von dem trockenen Sande getrunken wird.

Während der Rede, die wir vorsichtiger Weise übergehen, fingert der General an dem Commandeursbande, das ungeachtet des Bleiklumpens nicht ganz faltenlos sitzen will. Der Degen will ebenfalls nicht recht still hangen: er hat so lange nach Blut gedurstet, daß er ganz unruhig geworden ist. Genug: der General ist jetzt ganz in Ordnung, und mit einem: „wir fangen gleich an, meine Herren," wendet er sich sogleich gegen das Feld, wo man in gehöriger Entfernung, um Platz genug zu haben, ein mit Fahnen, Standarten, Fichtenzweigen und Säbeln geziertes Zelt aufgeschlagen hat. — „Der Musterungs-Commissarius ist wohl in Ordnung?" fragte der General. Und siehe, ein kleiner, dicker, rothbäckiger Mann in der Uniform des Kriegscollegiums, mit einem dreieckigen Hute und einem Degen mit Perlmuttergriff tritt vor und verbeugt sich. Es ist nämlich zu bemerken, daß der Musterungscommissarius, als Civilperson betrachtet, einen Tag vor dem General auf einem Carriol mit einem Rieß Papier und einer Flasche voll Patentdinte in seiner Gesellschaft angekommen ist.

„Guten Tag, lieber Commissarius!" sagt der General und nickt gnädig. „Ist Alles in Ordnung?"

„Ja, Herr General."

Vor der Zeltthür steht ein zierlicher, aus dem Pfarrhofe geliehener Lehnstuhl für den General, und in dem Zelte ein gewöhnlicher hölzerner Tisch und ein

Zeltstuhl für den Commissarius, welcher seinen Papiervorrath ausbreitet, den Propfen aus seiner Dintenflasche zieht und eine neue Stahlfeder an den Schaft steckt. — So! alles ist bereit und der Musterschreiber mit einem gewaltigen Stoß Papier unter dem Arme tritt vor; dies ist die Regimentsliste. Die Herrschaften wissen vielleicht nicht, was für ein Ding ein Musterschreiber eigentlich ist. Es ist dies eine Amphibie zwischen einer Militär- und Civilperson, zwischen einem Beamten und einem Landjunker. Sehen Sie nur einmal, wie ihm der Frack sitzt! Man sieht es ihm sogleich an, daß er 360 Tage des Jahres zu Hause im Kleiderschranke hängt und nur bei feierlichen Gelegenheiten heraus kommt, ausgeklopft und gebürstet wird. Die Beinkleider dagegen sind von einer jüngeren und vernachläßigteren Auflage, sichtbarlich genäht von dem Dorfschneider, welcher die Spannriemen so knapp gemacht hat, daß sie auf dem runden Magen des Schreibers in Querfalten sitzen. Und dann der Hut und die großen Sporen! Alles verkündigt den schreibenden, militärischen und ländlichen Mann, welcher sich in vornehmer Gesellschaft eben so vortheilhaft präsentirt, wie ein Murmelthier vor der Sonne. — Eine gewaltige Menge Dienstmädchen aus der Gegend hat sich gesammelt und umgiebt in einem stattlichen Kreise das Zelt. Sie flüstern unter einander: das ist der Kämmerer auf Skatabo." — Ja, in der That, ich habe die Ehre gehabt, den „Kämmerer auf Skatabo" zu präsentiren, welcher jetzt vortritt, sich mit seinem großen, blaugewürfelten Schnupftuche das Gesicht wischt, seinen Actenstoß aufschlägt und auf ein Kopfnicken des Generals folgendermaßen beginnt:

„Der Stab — Herr Oberst und Ritter, Herr Oberstlieutenant u. s. w. — Herr Regimentspastor, vakant — und zuletzt: der Musterschreiber, Unterzeichneter —" wobei der Kämmerer den Hut abzieht und sich verbeugt. Inzwischen ist die Kneckstad'sche Schwad-

ron vorgekommen, und der General tritt aus der Zeltöffnung gleich einer Puppe in einer Nürnberger Uhr; sobald er auf dem Felde sichtbar ist, legt die Trompete los mit vier langen, eintönigen Fanfaren. — A propos! in der Oper Robert der Teufel bläst man in der Hölle eben so und vielleicht aus gleicher Ursache. Dies ist eine Ehrenbezeugung vor dem Generalmusterungsherrn, welcher, indem die Schwadron den Säbel präsentirt, vortritt und sagt:

„Der gnädige Wille des Königs ist, daß Jedem Recht geschehe; wer also über etwas zu klagen hat, der mag es am Musterungstische sagen. — Gott erhalte den König!"

Die kurze Rede wird durch das „lebhafte" Hurrah der ganzen Schwadron beantwortet und der General tritt zurück an seinen vorigen Platz.

Jetzt beginnt wieder der Musterschreiber: „Kneckstad'sche Schwadron, Rittmeister Herr R., Lieutenant Herr P. u. s. w., und der Rittmeister, Lieutenant u. s. w. reiten vor, salutiren, erhalten einen gnädigen Nick von dem Generale und lassen darauf ihre Handpferde defiliren. „Schöne Creaturen!" sagt der General, gleichsam zu sich selbst.

Der Musterschreiber fährt fort: „Nro. 1. Erik Swärd!" — Ein Soldat reitet vor; das Pferd ist zwar vor dem Zelte, den Federbüschen und der Dienstmädchen wegen ein wenig verlegen, doch geht es endlich. Erik Swärd hält und salutirt. —

„Was willst Du, mein Sohn?"

„Bitte unterthänigst um Abschied mit Pension," sagt der Soldat.

„Gut! wo ist das Zeugniß?" — Der General liest: „Hm! hm! Rohr in den Beinen — untauglich hm, hm! — Das ist richtig! Du erhälst Abschied, mein Sohn. — Weiter!"

„Ich habe 24 Jahre und 9 Monate gedient, und bitte um Pension," sagt der Soldat.

„Ich werde sehen, Adieu, mein Sohn!“ antwortet der General, und mit einem „Gott behüte Sie!“ reitet der Soldat weiter.

„Verzeihen Sie, Herr General,“ sagt der Musterungscommissarius, die Nase aus der Zeltthür steckend, „der Kerl kann keine Pension erhalten, dazu werden volle 25 Dienstjahre erfordert; hätte er aber einem Feldzuge mit beigewohnt, so ließe sich die Sache vielleicht machen.“

„Ja, ja,“ fällt der General ein, „dem kann so sein. Herr Oberst! hat der Kerl einen Feldzug mitgemacht?“

„Ich weiß nicht so bestimmt, ich bin erst im dritten Jahre Chef.“

„Ach ja; nun! Herr Rittmeister?“

Dieser, ein junger Mann, weiß ebenfalls nichts. Der General wendet sich in das Zelt und sagt:

„Der Kerl hat keinen Feldzug mitgemacht; die Befehlshaber wissen nichts davon.“

„Vielleicht aber,“ antwortet der eigensinnige Commissarius, „vielleicht wäre es am besten, den Kerl zurückzurufen. Das Kriegscollegium nimmt Rücksicht...“

Das wirkte; der General läßt den Soldaten zurückrufen.

„Mein Sohn! bist Du in einer Affaire gewesen?“

Der Soldat schweigt.

„Antworte! bist Du in einer Affaire gewesen?“

Der Soldat sagt: „nein!“

„Herr Commissarius! der Soldat sagt nein; er hat keinen Feldzug mitgemacht.“

„Ja, das habe ich, 13 und 14 in Rußland und ich schlug mit bei Bornhäft und einer Stadt, die da Leppsik heißt.“

„Ach so! warum antwortetest Du denn nicht auf meine erste Frage?“ sagt der General die Achseln zuckend.

„Gnädiger Herr General! ich verstand nicht recht.“

„Nun, bist Du verwundet worden?“

„Ja, das bin ich; daß Pferd wurde mir unter dem Leibe todt geschossen, ich lag unten, als alle sieben Schwadronen über mich ritten und ein Pferd mich gerade auf die Brust trat. Ja, der Quartiermeister weiß, daß jedes Wort wahr ist; und so lag ich im Lazarethe drei Monate —"

„Genug, genug, mein Sohn! Du erhältst 8 Rthl. Banko Pension. Adieu! — Weiter!"

„№ 2 vakant; № 3 Volontär; № 4 Måns Palm u. s. w. Endlich № 45 Erik Läs. — Präsentirt.

„Was willst Du, mein Sohn?"

„Ja, gnädiger Herr General! dem Lieutenant P. gehört die Hufe,*) für die ich diene, und ich bekomme nicht, was ich haben soll."

„Lieutenant P.," sagt der General, „ist ja Dein eigener Lieutenant?"

„Ja."

„Ruft den Lieutenant P.! — Herr Lieutenant! Der Soldat klagt darüber, daß Sie, der Besitzer seiner Numerhufe, ihm nicht geben, was ihm gehört. —"

„Und dann," fällt der Soldat ein, „wenn ich ein einziges Wort sage, so schlägt der Lieutenant mich braun und blau, und darüber klage ich eigentlich."

Der Lieutenant vermeldet, daß der Kerl säuft und mehrmals naseweis gewesen ist, weswegen P. sich genöthigt gesehen hat —

*) Durch Karl XI. ist das Militärwesen auf die Weise eingerichtet, daß jeder Offizier sein Dienstgut (boställe) hat, das dann natürlicher Weise, je nach dem Range des Inhabers, größer oder kleiner ist; jeder Soldat aber wohnt in seinen Häusern auf dem Lande und besitzt so viel Land, daß er davon leben kann. Der Besitzer des Gutes, zu welchem der Wohnort des Soldaten gehört, der auch für die Besetzung des Platzes Sorge tragen muß, liefert außerdem Kleidung, Waffen u. a. m., hat aber das Recht, von dem Soldaten für einen bestimmten Preis Hülfe bei seinen Arbeiten zu fordern.

„Aha! Du säufst und bist naseweis gegen Deinen Vorgesetzten? ..." sagt der General. „Wollen Sie, Herr Lieutenant, daß er bestraft werde?"

„Nein, ich verzeihe ihm," sagt der Lieutenant großmüthig.

„Mein Lieber," sagt der General zu Erik Las, „die Sache von Deinem vermeinten Unrecht kannst Du vor den gehörigen Richterstuhl bringen, wenn Du sie dort beweisen kannst. Führe Dich nüchtern und ordentlich auf, so daß Dein Vorgesetzter, dem Du Ehrfurcht und Achtung schuldig bist, keine Ursache hat, über Dich zu klagen. Adieu, mein Sohn! — Ich finde keinen Grund, dieses auf der Liste anzumerken. Indessen dürften Sie, Herr Lieutenant! sich daran erinnern, daß Sie sich in der Hitze nicht übereilen. — Weiter!"

„№ 68 Per Lind" — präsentirt.

„Was willst Du?"

„Mein Rottenbauer schlug mich im verwichenen Sommer."

Ein Bauer in grauem Rocke, mager und blaß, tritt vor, verbeugt sich und streicht sich die Haare hinter die Ohren.

„Was hat das zu bedeuten?" sagte der General, „bist Du der Rottenbauer?"

„Ja," antwortete der Bauer.

„Warum erfüllst Du den Contract nicht?"

„Ja, sehen Sie, gnädiger Herr General! verwichenen Sommer lag ich im alltäglichen Fieber, und da sagte ich zu Lind: ich kann nicht mit bei der Heuerndte helfen; und Lind sagte, er wollte es für gute Worte und Bezahlung thun; aber sehen Sie, Lind ist ein Spielmann, und gieng im Kirchspiele umher mit der Violine und ließ das Gras stehen, so daß es ganz vertrocknet war, da ich aufkam."

„So, so," sagte der General: „Du sollst dem Soldaten seinen Verlust ersetzen und für die Versäumniß Strafe bezahlen. Die Rechte des Soldaten müssen ge-

nau erfüllt werden, hörst Du? . . . leb' wohl! Adieu, mein Sohn! — Herr Commissarius! merken Sie auf der Liste die Versäumniß des Bauers an."

№ 96 Rekrut.

„Wird approbirt."

№ — ja, meine Herrschaften! so steht der unermüdliche Musterschreiber, und liest die eine Nummer nach der andern her; wir aber können es jetzt wohl lassen, ihm zuzuhören.

Nun was meinen Sie? ist es nicht recht interessant, einer Generalmusterung beizuwohnen? Aber die eine Schwadron nach der andern reitet vor, man hört Fanfaren, die Rede wird vor allen Schwadronen wiederholt, die Pferde scheuen sich vor dem Zelte und den Federbüschen, und die Bauermädchen stehen schwitzend und glänzenden Angesichts auf dem Platze. Nur Kleinigkeiten stören den feierlichen Aktus; nur das eine und das andere Gekicher von den Mädchen und bisweilen ein „laß mich in Ruhe, Anders Petter!" und ein „mich dünkt, der Herr Lieutenant sollten sich zu gut halten," zeigt an, daß es hier noch eine andere Art Zeitvertreib giebt, als die Musterung.

Die Mittagssonne hat schon mit ihrem goldenen Auge einen frohen Blick auf die schönen Truppen geworfen, und es ist gegen 5 Uhr. Oben in dem Offiziergebäude ist den ganzen Vormittag gerüstet worden, und jetzt steht der Tisch seufzend unter der Last von geliehenem Silber und bedeckt mit kleinen, an einander gelegten Tischtüchern, in dem großen Saale. — Die Generalmusterung ist beendigt; es wird zum Absatteln geblasen u. s. w. und der General mit seinem Stabe und dem Musterungscommissarius, angeführt von dem Obersten, spatziert daher an diesen Ort. Man setzt sich nach Rang und Würde an den langen Tisch; der General und der Oberst auf Stühle, die Uebrigen aber auf Bänke, und jetzt beginnt man mit Messer und Gabeln zu rasseln. — Sogleich? — Ja

gewiß; denn der Branntweinstisch *) ist für heute nicht da — der General ist ein Nüchternheitsfreund. „Mit Vergnügen sehe ich,“ sagt er, nachdem der erste Hunger gestillt ist, und er den Inhalt einer Boutellie St. Julien in sein Bierglas schüttet, „mit Vergnügen sehe ich, daß der Branntweinstisch aufgegeben ist. Das ehrt eben so sehr den Eifer des Herrn Obersten, als den Esprit des Offizierkorps.

„Belieben Sie Portwein oder Madeira?“ fragte ein Bedienter.

„Portwein,“ antwortet der General und fährt fort: „der Branntwein ist ein Gift sowohl für das geistige als auch für das materielle Leben eines Volkes; die Moralität und das religiöse Gefühl eines Volkes wird dadurch abgestumpft“ — (trinkt) — „es ist daher unsere Pflicht, Bildung zu besitzen“ — (schenkt sein Glas voll) — „den Ungebildeten voranzugehen“ — (trinkt) „mit unserem Beispiele“ — (schenkt sein Glas voll). — Auf diese Weise geht die Mahlzeit ihren Gang weiter; Schüssel auf Schüssel wird servirt und geleert; Flasche auf Flasche wird voll hingesetzt und leer wieder weggenommen. Endlich kommt das Dessert und mit ihm die Carolina-Bowle. Die Champagnerpfropfen knallen, die Gläser blinken — es giebt eine kriegerische Scene voller Leben und Bewegung. Der rothe Wein, welcher hie und da auf das Tischtuch geschüttet worden, macht, daß dieses einem Schlachtfelde ähnlich sieht, und Messer und Gabeln liegen gleich

*) Man genießt in Schweden vor der Mahlzeit gewöhnlich ein Glas Brantwein, darauf wohl noch ein halbes und dann vielleicht noch fünfzehn Tropfen. Es wird also immer ein Seiten- oder Brantweintisch gedeckt, auf welchem man außer dieser Lebensflüssigkeit Brod, Butter, Käse, Fleisch, Anjovis und allerlei andere Sachen findet, die den Appetit reizen sollen. Erst nachdem man dieses expedirt hat, setzt man sich nach gesprochenem Tischgebete an die Tafel.

verlornen Trophäen dazwischen. Die Gläser werden gefüllt, alle gehörigen Gesundheiten getrunken. Endlich, da die Bowle beinahe leer ist, schiebt man die Stühle hinweg — die zwei nämlich — die übrige Gesellschaft wirft die Beine über die Bänke — und die Mahlzeit ist beendigt.

„Können wir nicht die Ehre haben," sagt der Oberst, „den Herrn General noch einige Augenblicke bei uns zu behalten?"

„Nein, nein," erwiedert dieser. „Ich habe Eile und keine Zeit, meinem Wunsche gemäß, länger bei einem Corps zu verweilen, das meine ungetheilte Achtung und Freundschaft besitzt."

Der General verbeugt sich vor dem Obersten und macht eine kleine Bewegung mit dem Kopfe gegen die Uebrigen, worauf Alle ihre Kratzfüße machen, die Säbel umschnallen, die in den Ecken überall umher stehen, und darauf den General begleiten. Die Pferde stehen schon vor dem Wagen, der General steigt ein, und mit einem: „Leben Sie wohl, meine Herren!" rollt er dahin, und eben derselbe Petter Mansson aus Krakemala, Mitglied des Bauernstandes in Schweden, sitzt halbhangend, liegend, hintenauf und präsentirt den Zurückbleibenden seine dünnen, baumelnden Beine. — Armer Kerl! er hatte weder Naß noch Trocken erhalten, und selbst die Pferde hatten seine Mäßigkeit getheilt.

Die Offiziere stehen noch eine zeitlang da, rothbraun im Gesicht und plaudern miteinander in einem Wirrwarr. — „Tausend T—! wie der Dollmann über die Brust klemmt." — „Reding *) ist ein Satan, daß er so nett zuschneidet!" — „Wie gefiel dem General meine Perla?" — „O, was versteht der alte Kerl von Pferden?" — „Verdammt lustig war er mit seiner Nüchternheit." — „Ja, aber Recht kann er dennoch

*) Ein Stockholmer Modenschneider.

Anm. d. Uebers.

haben." — Endlich hört man die gelle Stimme des Lieutenant P.: „№ 45 Las, — Erik Las! Fahnjunker! befehlen Sie Las auf mein Zimmer! — ich will, hol' mich der T—, dem Lümmel lehren, ein andermal beim General zu klagen!"

Nun, meine Herrschaften! Sie fragen vielleicht: wozu dient dies Gemälde? — das weiß ich wirklich selbst nicht; aber erlauben Sie mir eine Frage: wozu dient eine Generalmusterung, und könnten nicht alle diese Dinge auf eine andere, weniger kostspielige Weise geschehen? Könnte nicht ein armer, ausgedienter Soldat seine lumpichten acht Reichsthaler Pension ohne alle diese Beschwerde erhalten? — Sie wissen das nicht? — nun wohlan! wollen Sie es wissen, so — fragen Sie nicht mich, sondern — den General.

III.

Die jungen Nachbarinnen.

Jeder muß arbeiten und für sich sorgen, das muß ich, und das muß Er auch.

Wenn jemand von Ihnen, meine Herrschaften! zufällig in der Nacht durch unser Städtchen reis't, so kann ein kleiner Theil der Straße unmöglich Ihrer Aufmerksamkeit entgehen, weil er gut und gerade gepflastert ist, was, die Wahrheit zu sagen, sich übrigens nicht behaupten läßt. Dieses örtliche Kennzeichen hat man zu jeder Zeit, kommt man aber bei Tage, so sieht man auch ein großes und stattliches Haus mit zwei schönen Wohnungen für die Herrschaften und eine kleine Dachwohnung für die Dienstboten; denn auch in unsrer Stadt macht man einen Unterschied zwischen diesen beiden Dingen. Neben diesem großen Hause liegt ein kleines einstöckiges Gebäude mit kleinen Fensterscheiben und einem feuergefährlichen Dache, das die Feuerbesichtigungsbeamten alljährlich in ihrem Besichtigungsinstrumente anzeichnen. Vor nicht vielen Jahren war das Haus des Nachbars nicht größer und hatte eben so kleine Fensterscheiben; dies war jedoch in den ersten Jahren, da Herr Smoer sein eigener Herr war und Handel trieb; damals war der alte Drechsler Hjulström eben so wohlhabend wie er. Beide

Nachbarn verheiratheten sich ungefähr zu gleicher Zeit und in beiden Hütten befanden sich einige Jahre später zwei Mädchen, die ihren Spielplatz auf dem Hinterhofe und ihre Passage durch das alte bretterne Geländer hatten, welches die Territorien des Herrn Smoer und des Drechslers Hjulström von einander schied. Die Kinder spielten und hatten keine Ahnung davon, daß der Hering und die Schnupftabacksfässer des Herrn Smoer, daß seine getrockneten Fische und sein Kattun dereinst ihrem Geplauder ein Ende machen würden, und dennoch kam es so. Es dauerte nicht lange, so war der Laden des Herrn Smoer voll ausländischer Waaren, welche allen Zolltaxen der ganzen Welt zum Trotz ungestempelt waren, und bald genug wurde dort, wo früher das alte Geländer gestanden hatte, ein gewaltiges Magazin aufgebauet, und den beiden Mädchen der Weg versperrt. Doch hörte ihre Freundschaft noch nicht ganz auf, und die kleine Regina Smoer erhielt bisweilen die Erlaubniß, Hjulström's Johanna zu besuchen. Jetzt aber wurde das alte Gebäude an der Straße niedergerissen, ein gewaltiges Fundament von Granit gelegt, und der neue Palast erhob sich gleich einem Feenschlosse. Frau Smoer erhielt eine eigene Wohnung, machte Visiten bei der alten Freiherrin auf Krukehof, und erhielt sogar von der Frau Bürgermeisterin Besuche. Das „Vertrauen" der Mitbürger regnete herab auf Herrn Smoer; er saß in allen Committeen, wurde Rathsherr, und hatte sogar Stimmen als Reichstagsmann, obgleich er den Ruf nicht annahm. Mit einem Worte: die Smoer'sche Familie war eine wirkliche Familie geworden, und die kleine Regina durfte nicht mehr mit der Drechslerdirne spielen. Sie waren jetzt zwölf Jahre, die kleinen Mädchen; beide hübsche, glückliche und von Natur frische Kinder; aber Regina erhielt ein Fortepiano, das Mutter Smoer in der Zerstreuung oft Portefiano nannte, und eine Gouvernante aus Stockholm oben=

drein. Die kleine Regina mußte französisch lernen, sich die ganze Stridsberg'sche Grammaire einprägen und bekam Schelte, wenn sie nicht zur Zufriedenheit der ma bonne explicirte, oder wenn ihre kleinen fleischigen Hände nicht über die Octave reichen wollten. Die kleine Johanna dagegen saß in der Hütte, lernte ihren Katechismus, strickte fleißig an ihrem Strumpfe und half ihrer Mutter zum Mittagsessen die Kartoffeln schälen. Gegen Weihnachten mußte Regina die halben Nächte sitzen, um eine Scene aus dem griechischen Freiheitskriege auf Stramin zu sticken, und das zu einem Weihnachtsgeschenke für la chèr mér, welche nie ein Wort von Griechenland gehört hatte, und an dem ganzen Kunstwerke nichts anderes sah, als eine Sudelei mit prächtigen Farben. Johanna dagegen nähte für ihre Mutter einen Arbeitsbeutel, der auf den Jahrmarktsreisen der Mutter als Verwahrungsort des Kupfergeldes dienen sollte, ja sie verfertigte sogar eine gestrickte Weste von Haarwolle für ihren Vater — ein Meisterstück, das der Kleinen herzliche Freude machte und am Weihnachtsabende sowohl dem Vater als auch der Mutter ein Paar Thränen aus den Augen lockte, während Frau Smoer mit einer Kennermiene die schöne Tapisseriestickerei beurtheilte und über den Säbel der einen Figur die Anmerkung machte, daß er zu krumm wäre: eine Anmerkung, die der kleinen Regina ein Paar Thränen in die Augen lockte. Um Kinder zu erfreuen muß man selbst ein Kind sein, muß diesen erkünstelten Ernst ablegen, der so wenig bedeutet, der aber wie ein Winterwind durch den Lustgarten des Kindes sauset, und die Blumen desselben ertödtet.

Nach dieser kleinen Beschreibung kann ich mit gutem Gewissen einige Jahre überspringen, bis die Mädchen das mannbare Alter erreicht haben. Regina war damals eine stolze Schönheit, weich und fein und mit einem gewissen vornehmen Zuge um den schönen Mund

und über die hohe Stirn. Johanna war dagegen nicht schön, aber hübsch wie der Tag, mit blühenden Wangen und schwellenden Lippen, welche entzückten, wenn sie lächelte.

Bei dem nunmehrigen Commerzienrathe Smoer war zu jener Zeit ein hoher Umgangskreis. Adlige Jünglinge in allen möglichen Uniformen strömten in dem schönen Hause aus und ein; ein Capitain wendete die Blätter des Notenbuches, ein Lieutenant stand bezaubert hinter dem Stuhle, wenn Regina spielte; ein Major hatte sich bei der Frau Mama niedergelassen und war höchst aimabel. Mit einem Worte: alles war herrlich. Der Drechsler dagegen hatte einen hübschen Gesellen, welcher fleißig arbeitete und lange Ypsilantipfeifenröhre ohne Richtbrett drechseln konnte, der für Johanna Nähschrauben und Nadelbüchsen drechselte, und der sich außerordentlich glücklich fühlte, wenn Johanna über das Geschenk erröthete und sagte: „Lindgrén! Er ist allzu gut und macht sich meinetwegen so viele Mühe!"

In solchen Augenblicken schwebte dem armen Jungen immer ein Bekenntniß auf den Lippen, aber er verschluckte dasselbe und ging wieder an seine Arbeit. Dort hörte man seinen Gesang, während die Drechselbank ging, und die kleine Johanna stand hinter der Thür und hörte zu; dort unten in der Hütte sang er; dort oben in dem großen Hause sang Regina. Wer war glücklicher? er, der noch nie daran gedacht hatte, daß seine Stimme schlecht sein könnte, oder Regina, die meistens nach allerlei halsbrechenden Rouladen von ihrer Mutter hören mußte: „Reginchen! du bist heute nicht bei Stimme; du vergaßest gestern Abend deine Boa!"

Wir — um Verzeihung! nicht eigentlich wir, sondern die Frauen der Stadt, zu denen auch meine Frau gehört; — also: wir wunderten uns gewaltig, wer wohl dieser große junge Mann mit dem bleichen Ge-

sichte und den miserablen Beinen sein könnte, der dann und wann die Straße herauf gewandert kam; endlich aber erfuhren wir, es wäre der junge Baron, Kammerherr und Lieutenant Jules von Krukehof, der sich so lange in Paris aufgehalten und jetzt gekommen wäre, um die Mademoiselle Smoer in Augenschein zu nehmen.

Der junge Kammerherr war der Augapfel seiner Frau Mutter und ein Genie im Salon; er konnte Verse schreiben und sogar ein wenig zeichnen; auch war er ein gründlicher Musikkenner in so fern, als er Beriot und Thalberg, Kalkbrenner und Moscheles gehört hatte, und obgleich er weder Stimme hatte, noch ein einziges Instrument traktiren konnte, so war er dennoch ein „Kenner," der in Entzücken versank, sobald er einen ausgezeichneten Namen auf dem Titelblatte der Noten erblickte, welche er übrigens weder zu sehen, noch zu hören brauchte, um den Werth des Werkes in musikalischer Hinsicht beurtheilen zu können. Sein Talent im Zeichnen beschränkte sich auf die Linearzeichnung; aber dennoch verstand er den Werth des Raphael zu beurtheilen, dessen sublime Idee, die Jungfrau Maria bei der Verkündigung gleich einer Nonne vor einem Kruzifixe sitzen zu lassen, er nicht genug bewundern konnte. Kurz er war ein Mann, der jeden innersten Gedanken eines Künstlers erklärte, sobald er seinem Ohre oder seinem Auge erlaubte, ein Kunstwerk aufzufassen; er kannte jeden Winkel in dem Herzen des Ole Bull, sobald dieser nur Kolophonium auf den Violinbogen strich, und hatte sogar oftmals eine glühende Unterwelt aus dem Basse der Paganini'schen Violine hervorschweben hören, so wie er auch wußte, was unsere Fahlkrans oder Sandberg empfanden, welche Ahnungen ihrer Seele in dunkeln Bildern vorschwebten, wenn sie ein Loch in die Farbenblase stachen und einen Tropfen, z. B. Azur, auf die Palette fallen ließen. Ein so gebildeter junger Mann war

gerade so zugeschnitten, daß er das Herz der Frau Commerzienräthin Smoer zu seinem Vortheile einnehmen mußte. Sie konnte „das Scheni des Kammerherrn" (wie sie einmal an eine gute Freundin schrieb) nie genug bewundern, und als Jules sich als Freier der „Mademoiselle Regina," dem Abbilde ihrer einnehmenden Mutter, (wie er sagte) anmeldete, und als er erklärte, das Glück seiner Zukunft beruhte darauf, ob er auf ein so glückliches Familienleben hoffen dürfle, wie das des Herrn Smoer, so kannte das Entzücken der Commerzienräthin keine Gränzen mehr. Herr Smoer, der noch immer wie ehemals seine Geschäfte besorgte, saß den ganzen langen Tag auf seinem Comptoir und arbeitete mit seinem ersten Buchhalter, einem Manne von mittleren Jahren, kenntnißreich in Sprachen, verheirathet, mit vielen Kindern, abhängig von dem Commerzienrathe und gekleidet in grauem Frack und dito Beinkleidern in den Stiefeln. Dieser Buchhalter war mit einem Worte ein Urtypus eines alten treuen Buchführers, ein eben so nothwendiges Comptoirmöbel, wie das grüne Schreibepult und die Kassakiste, und etwas ganz anderes, als ein Theil unsrer eleganten Buchhalter, welche die Geschäfte wie Spielereien treiben; — er war Ernst durch und durch. Als das Ohr und das Auge des Patrons konnte er Vieles ausrichten; — darum war er auch eine Art von geheimer Minister des ganzen Hauses, und sogar die Frau mußte Herrn Trygger um seine Verwendung bei dem „Rathe," wie sie ihren Mann kurzweg nannte, bitten. Regina hatte stets Commissionen für Herrn Trygger, und jetzt faßte auch der Kammerherr bald eine ganz besondere Freundschaft für den Biedermann. Trygger war in allen diesen Dingen ein passives Werkzeug. Er schaffte der Frau ein neues Collier, der kleinen Regina ein neues Kleid von Glanzleinwand; denn die Kronprinzessin hatte ein solches, und es ging also auch an, daß eine Kaufmannstochter es trug —

und legte dann und wann ein gutes Wort für den Kammerherrn ein, was auch gewiß sehr von Nöthen war, da der Commerzienrath von „dieser Livreebedienung," die er auch „Bediente des Königes" nannte, keine sehr hohen Begriffe hatte, und auf die er in seinem Innern mit einer gewissen Verachtung herabsah, weil mit der Uniform nicht immer Reichthum verbunden war. Nie sah man einen einzigen Zug von Gefühl auf Herrn Trygger's Gesicht; seine Physiognomie blieb sich gleich, er mochte Glück oder Unglück sehen, und nicht ein einziges Zeichen von Beifall oder Tadel war seiner Miene anzumerken — kurz er war ein Mann, der gleich einem Bilde sich immer gleich mitten in dem Gewimmel der Menschen stand.

Regina's Herz war noch von Keinem gefesselt, und als der Kammerherr sich als Freier anmeldete, so wirkte dies nicht viel mehr auf sie ein, als wenn der Bediente meldete: „der Tisch ist servirt." Sie ließ nicht das Geringste von Herz mit in die Idee von einer Ehe mit hineingehen, und Jules „Versicherungen von ewiger Liebe" hatten für sie keine andere Bedeutung, als die schönen, gedruckten Buchstaben auf einer Karte. Sie standen dort nur als eine Art Zierde, die nothwendig mit dazu gehört.

Die kleine Johanna haben wir nicht vergessen, obgleich die Bewohner des großen Hauses, wie es sich geziemt, unsre Aufmerksamkeit ziemlich lange in Anspruch genommen haben, und wir schleichen uns daher hinab in die kleine Wohnung des Drechslers, um nachzusehen, was dort vorgeht.

Es war Weihnachten, aber keine Freude, kein Gesang war zu hören: Vater Hjulström lag todtkrank auf dem Bette und die kleine Johanna saß still und schweigend mit dem Strickzeug in der Hand und einem aufgeschlagenen Gesangbuche auf dem Tische vor sich bei dem Vater. Eine ruhige Resignation hatte sich

auf dem frohen Gesichte abgedruckt. Dort spiegelte sich keine Trauer ab, sondern Ruhe. Lindgrén war bei Pastor gewesen, und Johanna's Mutter kochte in der Küche den Kaffee ohne Cichorie für den Geistlichen, welcher ein gewaltiger Kaffeefreund war. Der Kranke erhob das Haupt ein wenig und sprach den Namen Johanna aus; sogleich stand das Mädchen an seinem Bette und wollte ihm von der guten Suppe anbieten, welche die Commerzienräthin geschickt hatte — aber der Kranke schüttelte den Kopf, ergriff die Hand des Mädchens und sagte: „Liebe Johanna! Du bleibst allein, Du und Deine Mutter, und niemand steht der Werkstatt vor; wenn Du wolltest so wie ich, so heiratheteſt Du den Lindgrén. Willst Du das?" — Johanna erröthete stark und sah den Gesellen an, welcher mit verlegener Miene dastand und auf ihren Richterspruch wartete — endlich lispelte sie ein leises Ja, das nur der Vater hörte — als aber der Alte die Nachtmütze abnahm, seine Hände faltete und sagte: „Nun, so segne Gott Euch Beide und gebe Euch Glück und Freude und einen seligen Tod!" — da verstand Lindgrén was sie geantwortet hatte und trat näher. — „Dank, Vater Hjulström!" sagte der überglückliche Jüngling und neigte sich hinab zu ihm, „mit Gottes Hülfe will ich der Werkstatt vorstehen, so daß weder Mutter noch Johanna Hunger leiden sollen." Eine Rührung, in der sich Liebe und die Trauer über eine befürchtete Trennung paarte, war in diesem Augenblicke in den innigen Thränen der jungen Leute zu lesen, aber beinahe hatte die Wehmuth die Oberhand bei dieser Nachbarschaft des Todes und des Liebesglückes.

Das Leben des Armen ist ein ununterbrochener Kampf, und was macht es ihm aus, ob und wann er fällt, ehe oder nachdem er seine Trophäe erobert hat — wie es auch gehen mag, immer fällt er mit Ehren. Der Pastor kam, und beim Kaffee erfuhr er die Ver-

lobung der beiden jungen Leute — „das erwartete ich hier nicht," sagte er; „beim Commerzienrathe ist ein großes Gastmahl, denn auch Mademoiselle Regina wird sich heute verloben; hier ist also in beiden Häusern ein gleiches Fest, wird aber sehr ungleich gefeiert: hier Vater Hjulström! mit Gebeten und Seufzern zu ihm, der alles Gute und zuletzt einen seligen Tod sendet, dort mit großem Pompe, wobei man wenig an Gott denkt." Johanna saß da mit niedergeschlagenen Augen und entsann sich ihrer ehemaligen Gespielin, sah das kleine frohe Kind durch das alte Geländer auf den Hinterhof des Drechslers kriechen, stellte jetzt eine Vergleichung an, dachte an den Kammerherrn Jules, seufzte: „arme Regina!" und warf einen frohen Blick auf ihren Bräutigam, den ehrlichen Lindgrén.

Oben in dem großen Hause waren jetzt die Gäste versammelt; Regina, gekleidet wie es sich für die Königin des Tages geziemte, erhielt allgemeine Bewunderung und Huldigung. Jules war entzückend in seiner Uniform mit dem großen Schlüssel auf dem Rücken; die ganze Welt sagte: „wie glücklich die schöne Regina ist!" und Regina glaubte es beinahe selbst, als sie den Damen die kostbaren Brautgeschenke zeigte, welche auf einem Tische aufgestappelt lagen.

Die Frau Commerzienräthin war die Freude selbst; der Rath hatte heute die Ziffermiene abgelegt und war ein artiger Wirth. Selbst der ehrliche Herr Trygger, zwar still und verschlossen, das ist wahr, aber gekleidet in neuen schwarzen Kleidern, zu denen er von dem Commerzienrathe fünf Ellen Tuch von Wetterling's und Vougt's Fabrike in Norrköping erhalten hatte, stand mit den Händen auf dem Rücken dort hinten beim Kachelofen; was er dachte, weiß weder Freja noch der Dichter, und noch weniger wißt Ihr es, „Ihr, die Ihr liebt," aber es ist zu glauben, daß er das stattliche Verlöbniß ungefähr so ansah wie eine Haverie, und

daß er meinte, die Freude schmeckte gleichsam nach Meerwasser.

Mit der Erlaubniß des günstigen Lesers (dies ist zwar nur eine Artigkeitsformel, übrigens jedoch eben so gut, wie viele andere, denn ich thue ja doch in dem Falle was mir beliebt); also mit der Erlaubniß der Herrschaften überspringen wir einige Jahre und führen die Herrschaften — um Entschuldigung! — in die kleine Hütte. Dort sitzt Johanna jetzt, blühend wie früher, vor ihrem Webestuhle; eine alte Frau, ihre Mutter, sitzt daneben und spult, und ein kleines Mädchen tummelt sich in dem Zimmer umher und sammelt der Großmutter das Spulpapier auf; aber draußen in der Werkstatt steht Lindgrén und wäscht einem kleinen fetten, rothbäckigen Jungen das Gesicht; dies war der Sohn, der das Unglück gehabt hatte, die Politurflasche über sich zu gießen, und der jetzt aufgeputzt wurde, damit Johanna nichts von demjenigen merken möchte, was sie „die Unsauberkeit der Männer" nannte. Lindgrén ward glücklich und liebte seine Johanna noch eben so sehr, wie am Verlobungstage; das Einzige, was ihn in seiner Ehe genirte, war, daß er nicht ohne Verweis zu Tische kommen durfte, wenn er sich nicht zuvor die Politur von den Fingern gewaschen hatte. Darüber, meine gnädigen Herrschaften, ist nicht zu lachen; Politur ist nämlich eine braune Feuchtigkeit, deren sich die Drechsler bedienen, um ihre Arbeiten blank zu machen; diese Feuchtigkeit beißt sich fest und bleibt mit verzweifeltem Eigensinne sitzen, und dergleichen abzuwaschen ist fast noch schlimmer, als einen befleckten Charakter zu reinigen, oder einen Oelflecken aus einem Merenosshawl heraus zu bringen; also war dieses gewiß ein häusliches Unglück, von welchem andre Drechsler nichts zu leiden haben; aber was wollte der ehrliche Lindgrén thun? Johanna hatte ein Argument, gegen welches nicht zu disputiren war, nämlich: „so that mein seliger Vater," und nach dem Mo-

delle des seligen Vaters mußte Lindgrén glücklich sein. Inzwischen konnte Lindgrén's Arbeit die Familie nur so gerade unterhalten; aber niemand murrte, Alle gaben sich ein wenig Mühe, sich gegenseitig zu gefallen; denn so ging es zu in den Zeiten des seligen Vaters — merken Sie wohl, sie suchten sich gegenseitig, und nicht bloß Andern zu gefallen; darin liegt das Geheimniß der häuslichen Glückseligkeit.

In dem großen Hause sehen wir Regina, nunmehrige Freiherrin Jules, wie sie zur Unterscheidung von andern Freiherrinnen desselben Zunamens gewöhnlich genannt wurde: sie sieht kränklich aus; aber um sie her ist Pracht ausgebreitet, und mit einem schwachen lächeln betrachtet sie sich in einem großen Trumeau; die neue Folker'sche*) Haube steht ihr sehr gut.

Jules tritt ein. Auch sein Gesicht ist etwas blaß, die Augen sind matt und sagen nichts. — „Guten Morgen, liebe Regina!“ sagte er und wirft sich in das Sopha; „hattest Du gestern Abend auf dem Balle Deiner Mutter viel Vergnügen?“

„O ja; aber warum kamst Du nicht auch?“

„Ich? was habe ich auf den Soiréen der Schwiegermutter in ihrer Wohnung zu thun? — Deine Mutter, liebe Regina, ist ganz und gar verrückt; sie richtet sich und uns zu Grunde, — der selige Alte, er hielt Ordnung im Hause; aber jetzt bringt die Alte mit ihrer Eitelkeit alles durch, was wir und die Kinder von ihr erben sollten! sie muß unter Vormundschaft gesetzt werden!“

„Bester Jules! bedenke, sie ist meine Mutter!“

„Ja, ja, meine Liebe, das weiß ich, und das bringt mich in Verzweiflung — wer von meinen Standesgenossen will mit uns umgehen, richtig amical umgehen, so lange sie mit ihren Trödlerfaçons

---

*) Folker: ein Modehändler in Stockholm.

sich im Cercle zeigt und man beständig daran erinnert wird, daß die Freiherrin Jules aus dem Schnupftabacksladen gekommen ist? — weißt Du was, Regina? das kann man nicht."

Die Freiherrin erblaßte immer mehr, sie fühlte sich in der innersten Wurzel des Herzens verwundet; aber sie beruhigte sich und sagte nur: „Bester Jules! Du bist zu streng gegen die Mutter!"

„Ha, ha, ha! streng, sagst Du? meine Regina! die sogenannte Mesalliance würde mir nicht so bedeutenden Kummer machen, Du weißt, ich setze mich über alle Vorurtheile, obgleich man nicht läugnen kann, daß ein Sprößling eines verdienstvollen und großen Mannes etwas ganz anders ist, als eine Erbin von Personen, die nie etwas anders gethan haben, als Düten drehen und Häringe nachsalzen; aber, wie Du weißt, ich bin nicht für Vorurtheile, weder für noch gegen; genug davon. Aber siehst Du, dieses Spottgeld, das ich von dem seligen Alten erbte, verschlägt nicht weit, und wenn Deine Mutter fortfährt, wie sie angefangen hat, so ist es bald aus mit der Herrlichkeit — wir müssen Concurs machen; sieh da sitzt der Knoten."

„Mein Gott, Jules! ist es so? Hast Du alle fünfzigtausend durchgebracht, die Du mit mir erhieltst? Es ist ja mein Geld, mit welchem Du glänzest, und Du ruinirst mich!"

„Da haben wir's!" sagte der Baron; „Sie sind recht bezaubernd, wenn Sie mich an Ihr Geld erinnern, an dieses Geld, das Sie mir zugebracht haben. Sie dürften sich wohl erinnern," fuhr er lächelnd fort, indem eine gelinde Zornesröthe sich über die Wangen verbreitete, „daß, was Sie sind, sind Sie durch mich, durch mich und meinen Namen, und daß diese Fünfzigtausend, von denen Sie schreien, von Ihnen selbst durchgebracht sind, meine gnädige Frau Freiherrin von der Häringtonne!"

„Mein Gott! ich werde krank! ich sterbe!“ rief die Freiherrin erbleichend.

„Dann will ich Sie in Ihrem löblichen Unternehmen nicht stören,“ sagte der Baron mit einem Hohngelächter und ging. — „Liebe Annette!“ sagte er zu der Kammerjungfer, welche in dem Tambour stand, „gieb der Freiherrin ein Paar stillende Tropfen; sie hat einen ihrer gewöhnlichen Anfälle bekommen.“

Am Abende war großes Souper bei dem Baron; die Freiherrin war schöner, als je; die Rosen der Gesundheit blühten auf ihren Wangen und die Freude strahlte aus ihren Augen, als sie ihre Gäste mit unübertrefflicher Anmuth empfing. Der Baron war witzig, scherzhaft und zuvorkommend wie gewöhnlich; die kleine Emerenze, ihr einziges Kind, wurde herein getragen und von den Gästen, die das Lallen des Kindes mit dem höchsten Interesse anhörten, bewundert. Das Kind war schön wie die Mutter und witzig wie der Vater, mit einem Worte entzückend — alles war wie es sein mußte. „Ach wie glücklich ist die Freiherrin!“ flüsterte man unter einander so laut, daß sie selbst es hörte, und sie fühlte sich in diesem Augenblicke auch wirklich glücklich; sie war beneidet und trat ihre Seligkeit gern mit Füßen, damit nur die Leute sagen konnten, das Glück läge vor ihren Füßen. Es giebt Unglückliche, welche sich in demselben Maße für glücklich halten, als sie ihre Freude zu zermalmen vermögen; eben so giebt es Könige, welche sich in demselben Maße für königlich halten, als sie ihr Volk zu Grunde richten; es liegt ein Genuß darin, das Werkzeug seiner eigenen Größe zu zerstören. Die Freiherrin fühlte sich durch die Urtheile der Fremden aus dem großen Haufen empor gehoben; sie erwähnte daher, um ihre Vorurtheilslosigkeit zu beweisen, etwas aus ihrer Kindheit und nannte Johanna.

„Armes Mädchen!“ sagte sie; „sie war so gut und bescheiden; jetzt ist sie mit dem Drechsler Lind-

grén, hier neben an verheirathet und hat schon zwei Kinder. Wie gut würde doch Gott thun," fuhr sie mit einem Seufzer fort, „wenn er diese armen Würmer wegnähme, die von den Eltern weder Erziehung noch Vermögen erhalten können."

Es war Keiner in der ganzen Gesellschaft, der nicht in dieser Aeußerung der Freiherrin ein edles Herz und einen tiefen Blick in das menschliche Leben sah und es wurden die kraftvollsten Reflexionen über diesen Gegenstand gewechselt. Man bemerkte, wie die Armen meistentheils die meisten Kinder hätten, und ventilirte gerade die Ursache, warum Gott dieses zuließe, als der Baron die ganze Untersuchung abbrach, indem er sagte: „daß Gott die Sache so gestellt hätte, damit die Vornehmen Knechte und Mägde bekämen —" ein Einfall, den ein allgemeiner Beifallsjubel belohnte. Die Freiherrin lächelte und drohte ihrem Manne mit dem Zeigefinger. „Du raillirst über Alles, guter Jules," sagte sie; und der Baron entgegnete: „Ja, beste Regina! was soll man thun? man muß das Leben munter nehmen —" er drückte seiner Frau einen Kuß auf die Stirn.

„Ach wie glücklich ist die Freiherrin, einen Mann zu haben, der stets froh ist!" flüsterte eine Frau, die neben ihr saß — „und der so gut ist, wie mein Jules!" fügte die Freiherrin hinzu; „ja, ich habe gewiß Ursache, Gott zu danken."

Einige Jahre sind verflossen, und wir treten auf einen Augenblick ein zu Herrn Trygger, der jetzt für eigene Rechnung einen kleinen Handel treibt — er ist Wittwer, aber dennoch sehen wir in einem der wenigen Zimmer eine Person weiblichen Geschlechts. Sie ist bleich und kränklich, tiefe Falten haben sich auf den Wangen gebildet; ihre Kleidung ist alt und schon aus der Mode, aber dennoch von einem kostbaren Zeuge — wer kann sie sein? Ich bin so glücklich, Ihnen, meine guten Herrschaften, diese Aufklärung geben zu können.

Sie ist keine Andere, als die Feiherrin Jules, nunmehr mutterlos, wie schon früher vaterlos, entblößt von Allem und selbst ohne Ihr Kind, mit dem sie spielen könnte. Nachdem die Gläubiger des Barons das große Haus genommen hatten und der Baron auf den Reichstag gereist war, um das Glück zu suchen, war die kleine Emerence von einer Tante des Barons angenommen worden, welche in dem Kinde das edle Blut erkannte; Regina dagegen war vergessen und verstoßen, und der Einzige der sich früherer glücklicherer Tage erinnerte, war der ehrliche Herr Trygger, welcher die Anhänglichkeit an das Haus seines ehemaligen Herrn eben so sorgfältig bewahrt hatte, wie den schwarzen Anzug, den er an dem Verlöbnißtage der Freiherrin zum Geschenk erhielt. Aber er war arm und konnte nur mit großer Anstrengung hülfreich sein; aber er war es dennoch, dieser trockne ernste Mann, und in dem Facitbuche seines Herzens standen viele gute Thaten auffsummirt für den großen Tag der Rechnungsablegung, an welchem das Hauptbuch des Lebens abgeschlossen wird, und man die Stellung des Hauses sowohl in Debet, als auch in Credit zu Gesicht bekommt.

Die Freiherrin saß jetzt ganz allein da. Von Zeit zu Zeit schlich sich eine Thräne von der Wange herab und erleichterte das Herz, bald aber wurde sie gestört durch ein leises Pochen an der Thür. „Herein!“ rief die Freiherrin und trocknete die Wange mit ihrem ausgestickten Schnupftuche von Batist, das gleich einer Reliquie vor ihr auf dem Tische lag. Eine Frauensperson trat ein und verneigte sich tief. „Gott weiß,“ sagte sie und schlug die Augen zu Boden, „ob die gnädige Frau mich noch kennen, ich bin Johanna.“

„Ach ja!“ rief die Angeredete und sprang froh auf. Die Kinderjahre standen in diesem Augenblicke so klar, so lebendig vor ihrer Seele, und sie sprang auf, um vor allen Dingen ihrer Gespielin um den

Hals zu fallen, und zu weinen, herzlich zu weinen an dem Herzen der treuen Freundin ihrer Kindheit. Bald aber entsann sie sich, daß sie Freiherrin war, sie unterdrückte das natürliche Gefühl und sagte nur: „Wie befindest Du Dich, Madame *) Lindgrén? Willkommen!"

Johanna stand noch auf ihrem Platze; auch in ihr erwachte ein Gedanke aus der Kindheit, aber dieser war heimisch in ihrer Seele, und sie wurde von keinem Uebermaße ihres Gefühls überrascht. „Setze Dich, liebe Madame!" sagte Regina (ich hätte wohl sagen sollen: die Freiherrin; da sie aber jetzt arm ist, so nimmt man es nicht so genau mit den Artigkeiten).

Johanna setzte sich; sie war gegen ihre Gewohnheit verlegen und schien etwas auf dem Herzen zu haben; endlich begann sie: „Ich ging hieher zu der gnädigen Frau, denn sehen Sie, Lindgrén meint es so gut, sage ich; so ging ich hieher, und — ja, gnädige Frau! Sie sollen wissen, daß ich nichts thue ohne Lindgrén's Rath — so ging ich her und — ja es ist wohl nur wenig, aber Lindgrén meint es so gut, und wenn die gnädige Frau diese Nähschraube von Lindgrén und diesen hasenwollenen Shawl von mir annehmen wollten, so würde es uns sehr lieb sein."

Das schwere Anliegen war heraus und sie überreichte die unbedeutenden Gaben mit sichtlicher Verlegenheit, in der Furcht, die ehemalige Gespielin möchte es übel nehmen. Das war aber nicht der Fall und ist es selten, wenn ein Untergeordneter dem

---

*) In Schweden heißt eine Frau der untern Stände Madame; sie und die Dienstmädchen trägt ein kleines Tuch um den Kopf; eine Bürgerfrau aber und eine Frau höheren Standes heißt „Fra, Frau," und trägt, so wie uch eine Mamsell einen Hut.

nothleidenden Range hilft. Dies wurde nur angenommen als ein Tribut der Ehrfurcht, nicht aber des Mitleidens; Regina fand es ganz natürlich, daß Johanna alte Erinnerungen anzuknüpfen suchte und sah die Geschenke nur an, als sollten sie die Unterhandlungen eröffnen; es mußte ja einer Drechslerfrau schmeicheln, einer Freiherrin und Kammerherrin ihre unbedeutenden Geschenke geben zu können. „Dank, liebe Johanna!" sagte daher Regina vornehm lächelnd, „ich nehme gerne Deine kleinen Geschenke an, denn sie kommen von gutem Herzen."

„Ja, das weiß Gott," sagte Johanna und eine helle Thräne stand zwischen den langen Wimpern, „das weiß Gott: sie kommen von gutem Herzen; es ist kalt in diesem Winter und nichts ist wärmer, als ein gestrickter Shawl von Hasenwolle."

Die Freiherrin hatte ein ganzes Jahr bei Herrn Trygger gewohnt, als er eines Tages mit einem offenen Briefe in der Hand zu ihr herein kam. An seinen steifen Zügen sah man wider Gewohnheit einen Schein von Freude und er machte sich ein wenig gerade, da er sich der Freiherrin näherte, welche vor der Lindgrén'schen Nähschraube saß und nähte. „Ich kann Ihnen Glück wünschen, meine gute Freiherrin," begann Herr Trygger; „denn Sie sind wieder in einigermaßen guten Affairen, und Ihr Mann ist durch das Unglück weise geworden. Der Baron schreibt nämlich, daß er im nächsten Conseil zum hiesigen Postinspector nach dem alten Wäksberg ernannt wird, der im vorigen Jahre starb; das Postcomptoir bringt seine viertausend Reichsthaler ein, und damit werden Sie recht gut auskommen können.

An dem großen Hause an der Hauptstraße, vor welchem sich das gute Pflaster befindet, welches Sie also unmöglich unbemerkt lassen können, sitzt jetzt gerade über der Thür ein Schild mit der Inschrift: „Königliches Postcomptoir," und in einem der Fenster des Erdgeschosses ist zur Bequemlichkeit der Leute eine Luke angebracht. Auf dem Flure hangen mehre Tafeln voller Register und die Skraköpinger Posttaxe; in dem Comptoire aber sitzt ein alter Postschreiber und versieht den Dienst; der Herr Baron, Lieutenant Kammerherr und Postinspector geht selten hinein; das Postwesen macht ihm eben so wenig Spaß, wie jede andere Beschäftigung, der Wira-Tisch *) ausgenommen.

Der Herr Baron sitzt gerade in einer Partie, da man anmeldet, daß ein Handwerker mit ihm reden will — der Baron geht etwas verdrießlich hinaus. — „Ach so, Lindgrén! Ist Er es? was will er? Ich nehme keine Briefe an; geh' Er in das Comptoir!"

„Nein, Herr Baron; ich ging hieher, um Sie zu bitten, mir auf vierzehn Tage zwanzig Reichsthaler zu leihen; mein Sohn sollte in die große Schule und eine Menge Bücher und neue Kleider haben, und ich bekomme nichts ein, denn Herr Trygger, der die meisten Drechslerarbeiten von mir nimmt und wegschickt, hat kein Geld zu Hause, sagt er, sondern wies mich an Sie."

„So so, Lindgrén!" entgegnete der Baron, „ich kann für's Erste nicht begreifen, was sein Junge in der Schule zu thun hat."

„Ja, Herr Baron, er hat so leicht zu lernen."

„Ich," rief der Baron etwas hitziger, „ich sage,

*) Wira, ein dem L'Hombre ähnliches, auf dem Eisenhammer dieses Namens erfundenes und in Schweden sehr beliebtes Kartenspiel.

daß Handwerkerkinder Handwerker werden müssen, und daß es eine Unart ist, sie zu studirten Männern zu machen — überdies begreife ich nicht, wie Er seine Waaren Herrn Trygger geben kann, der ja so arm ist, wie eine Kirchenmaus, und überdies will ich Ihm sagen, daß ich Ihm mit einer Anleihe eben so wenig helfen kann als will. Er muß arbeiten, lieber Lindgrén," fuhr er etwas sanfter fort, „und vorsichtig sein, so kann Er sich selbst helfen und gebraucht keinen Andern. Jeder muß arbeiten und für sich sorgen, das muß ich und das muß Er auch — Adieu, Lindgrén!"

Der Baron entfernte sich, aber Lindgrén stand noch da, nicht gerade entmuthigt, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie es war, aber etwas beschämt — es könnte die Frage sein, ob er sich über sich selbst schämte, oder über den Baron.

Als jetzt unser ehrlicher Drechsler nach Hause kam, sagte er nur: „Hörst du, Johanna, jetzt ist der Baron wieder eben so groß wie er früher war; er rieth mir zu arbeiten und zu sparen, wie er selbst gethan hätte — er muß ein schlechtes Gedächtniß haben — darüber kann man wirklich lachen."

Aber Johanna lachte nicht; sie seufzte nur: „arme Regina!" und fiel ihrem Mann um den Hals und sagte: „Nun in Gottes Namen laß denn den Jungen Drechsler werden wie du bist; ich hatte wohl gehofft, er sollte dereinst Pastor werden und Gottes Wort verkündigen, aber ein gesitteter Mensch ist überall und immer ein Verkündiger und ein Zeuge der Gerechtigkeit Gottes — Gott lasse den Knaben das werden, was du bist, Lindgrén, und alles wird hier bleiben wie zu den Zeiten meines seligen Vaters."

„Amen!" sagte die alte Großmutter und legte ihre Hände segnend auf das Haupt des Knaben.

Aber bei dem Abendessen im Hause des Barons erzählte dieser, daß Lindgrén ihn besucht, und welche

Lehren er ihm ertheilt hätte. „Arme Johanna!" sagte die Freiherrinn; „sie ist aber doch eine gute Person diese Madame Lindgrén; aber es ist Schade um sie, daß das Handwerk ihres Mannes so schlecht ist." Da erhob der Baron sein Glas und rief aus: „Eine Gesundheit für Dein gutes Herz, Regina, und für unser häusliches Glück!"

Das kleine Genregemälde ist fertig, und vielleicht glaubt ein Jeder, daß dies ein „gemeines Genre" ist und ruft aus: „Dieses Skräköping muß ein elendes Loch sein!" Ich kann aber doch die Ehre haben, aufklärungsweise zu erwähnen, daß die Herrschaften, wenn Sie die Güte haben, sich ein wenig in der Welt umzusehen, das Vergnügen haben werden, an unzähligen Orten die Originalien meiner Gemälde und so auch dieses zu erblicken, nämlich mit kleinen Modificationen von Rang, Namen und Zeitrechnung; die Sache verhält sich nämlich so, daß wir Alle vor unserm Herrn Bewohner von Skräköping sind.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wetterbergh, Carl Anton,

Genrebilder aus dem Alltagsleben

Bd.: 1/3

Stuttgart 1844
L.eleg.g. 16 t-11,1,1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573078-2